

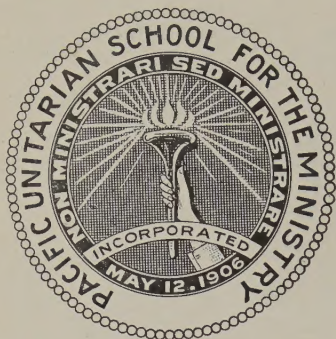
Die Leidenden in Deinem
Leichte werden Jes. 60 v. 2



Die evangelischen
Missionen.

2. Jahrgang.

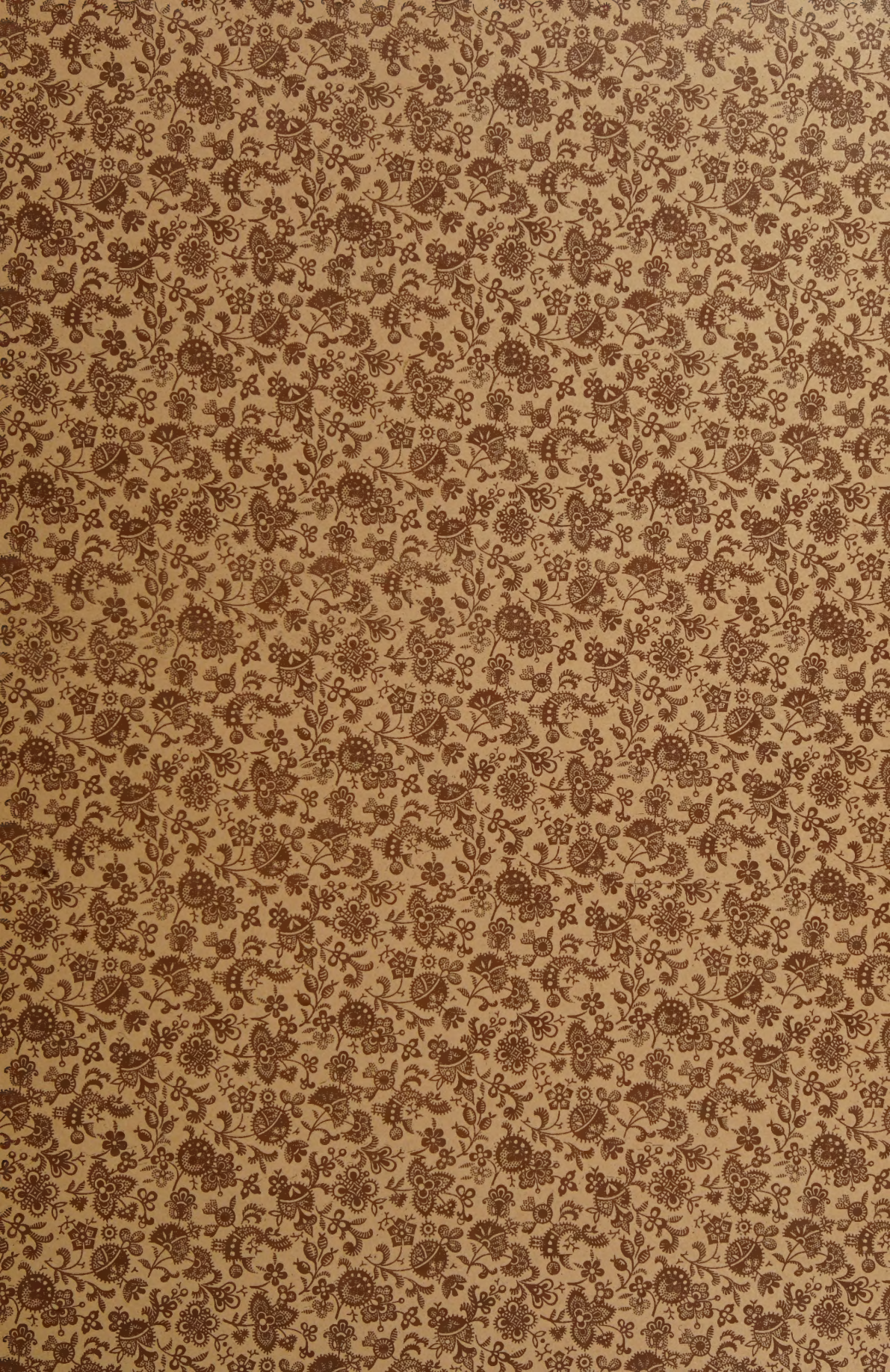




BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP



Die

Hermann Köpp
Berlin N.O.
Georgenkirchstr. 70.



Evangelischen Missionen

Illustriertes

Familienblatt.

Herausgegeben

von

Julius Richter,

Pfarrer in Schwanebeck bei Bütz.

Zweiter Jahrgang. 1896.

CBSK

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

v. 2

1896

515

Journal of the
American Medical Association

Published Weekly

Volume 19

Number 1

1896

Chicago, Ill.

Published by the

American Medical Association

8643.4
Ev 58

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen u. Erzählungen.

Allgemeines.		Seite
Buchner, Die Missionsarbeit d. Brüdergemeinde		1
Clemen, Die Missionskonferenz in Liverpool		113
Große Missionsgaben		237
Merensky, Zur Evangelisierung Afrikas		55
Richter, J., Ein Gang durch die Berliner Kolonialausstellung		208
Schreiber, Dr., Rheinische Missionare		84
D. Kragenstein +		283
Afrika.		
Ostafrika.		
Richter, J., Im Herzen Afrikas		10
— — Die Missionskirche in Uganda		184
— — Die Bluttaufe der christl. Kirche auf Madagaskar		73
— — D. Sieg d. Christentums a. Madagaskar		97
Winkelmänn, Daresalam		265
Südafrika.		
Rhame, Der Bamaingwato Fürst in London		44
Aus der Arbeit einer deutschen Missionslehrerin in Kapstadt		107
Richter, J., Nach Ophir		134
Burchardt, Die Tembutirke Dalindyebo		235
Westafrika.		
Eine Götzenherrschaft im deutschen Togogebiete		61
Asien.		
Bordasien.		
Richter, J., Die Einführung des Christentums in Armenien		241
— — Die armenischen Greuel		272
Indien.		
Ein schönes Epiphaniefest		16
Flex, O., Eine verlassene Missionsstation		25
Ein falscher Prophet in der Kolonialmission		91
Nicholas, Aus d. Tageb. e. Missionschwester		159
Reichelt, Die Himalaya-Mission		217. 246
Ostasien.		
Kriele, Die Barmherzigkeitsmission		169
Hering, Dr., Alt- u. Neu-japan u. d. Christentum		49
Genähr, Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in China		145
Macgowan, Ein Frauenleben aus der Londoner Mission in China		230
Australien.		
Grundemann, D., Mutterliebe bei den Heiden		158
Richter, G., John Coleridge Patteson		178. 193
Amerika.		
Flex, O., Carreras, Die Insel der Gefangenen		121
Beck, Aus d. Tagebuch e. Eskimo-Missionars		37
Vom großen Missionsfelde und Vermischtes.		
Heimat.		
Ein großes Defizit und seine Beseitigung		140
Dr. Karl Peters und die ev. Mission		139
Wannschmidt-Beutner, Neujahr		9
Statistik der Weltmission		216
Sterblichkeit der Menschen		286
Afrika.		
Kaisers Geburtstag in Deutsch Südwest-Afrika		22
Die Mission als Bahnbrecher der Kultur		22
Bei den Batuba im Kongo-Gebiet		46
Afrika		68
Missionar Christaller +		93
Transvaal und die Berliner Mission		116
Die Brantweinpest in Afrika		118
Kaiserfeierlichkeit in Kamerun		143
Madagaskar		66. 164
Die Schredenstage von Sirabe		284
Die Todesfälle in der Basler Mission		259

Eine heimgefuhrte Mission	42
Dolmetscher-Röte	287
Asien.	
Die armenischen Greuel	63
Die Erlöserkirche zu Jerusalem	140
Die Sekte der Babis in Persien	189
Scherz und Ernst	67
Eine merkwürdige Bemerkung	69
Ein bemerkenswertes Zeugnis für die Mission	142
Indiens Zukunft	260
Die Fische von Erinnagar	261
Fatalismus der Hindu	262
Doppelzüngigkeit der Brahmanen	262
Zunahme des Einflusses des Christentums	262
Eine Missionsgemeinde verkauft	69
Miss Annie Taylor	22
China	64
Ein wichtiger Erlass des Kaisers von China	142
Das Wunder eines heiligen Wandels	190
Die Zerstörung der Basler Station Moilim	45
In Korea	93
Australien.	
Einst und jetzt	47
Amerika.	
Die Neger in den Vereinigten Staaten	68
Zwei Schiffe verunglückt	44
Neueste Nachrichten.	
S. 95. 119. 143. 167. 191. 214. 239. 263. 287	
Bücherbesprechungen.	
Achtzig Ansichten von der Goldküste	48
Baierlein, Im Urwald	20
Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel	240
Besser, John Williams	264
v. Bülow, Drei Jahre im Lande Witboois	23
Dalton, Der allgemeine ev.-prot. Missionsverein	72
— — Zur Verteidigung gegen D. Dalton	240
— — Der Stundismus in Russland	288
— — Deutsche Mitarbeit an d. Evang. Spaniens	96
Dipper, Führer d. d. Basler Missionsliteratur	240
Faber, China in historischer Beleuchtung	48
Falke, Buddha, Mohammed, Christus. I.	47
v. François, Nama und Damara	23
Gelderblom, Eine Reichspflicht ev. Christen	96
Grössel, Justinian von Belg	144
Grundemann, Missionsbilder	48
— — Missionsfeste u. Missionspredigtreisen	264
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz	144
Illustrated Africa	96
Kühne, Tagebuchblätter	264
Kühnle, Die Arbeitsstätten d. Basler Mission	192
Kurze, Wie d. Kannibalen v. Tonga Christ. wurd.	144
Lepsius, Armenien und Europa	264
Meinecke, Koloniales Jahrbuch	144
Missionsfreund	96
Missionskalender, Evangelischer für 1897	288
Munzinger, Aus d. Lande d. aufgehenden Sonne	240
Nottrott, D. Götterische Mission unter d. Kolz	48
Olp, Erlebnisse i. Hinterlande v. Angra-Bequena	240
Reichelt, Die Himalaya-Mission	288
Riehm, Blicke i. d. Tagesarbeit e. Senanalehr.	192
de le Roi, Ferd. Christ. Gwald	144
Schneider, Vom Fany	48
Sievers, Australien und Oceanien	160
Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan	70
Smith, Bishop Heber	96
Steiner, Saat und Ernte der Basler Mission	240
Stosch, Paulus als Typus für d. ev. Mission	240
— — Im fernen Indien	288
Welz, Just. v., Wehr	144

6692

Verzeichniß der Abbildungen.

Heimat.	Seite	In den Ruinen von Simbabwe	135	Im Hafen von Kanton	146
Aus der Rheinischen Mission	89	Auffstieg zum Felsenkral der		Blick auf den Hafen von	
Luther Bishard	113	Barharanga	136	Hongkong	147
Versammlungshalle d. Liverpooler Missionkonferenz	115	Felsgebilde auf dem		Die Bohem-Berge in der	
Buchdruckerei	208	Stationsberge bei Gutu	137	Provinz Fuhkien	148
Das Dorf Tarawai v. Kapiteich aus gesehen	209	Die Station Gutu im		Viktoria auf Hongkong	149
Ein Logoneger von der		Maschona-Lande	138	Opiumraucher	151
Ausstellung	210	Westafrika.		Das Barmer Missions-	
Die Kolonialhalle auf der		Zwei Höhlen am Eingang		hospital in Lungun	155
Ausstellung	211	eines Obse-Dorfes	26	Die Evangelisten der Bar-	
Die Missionsausstellung	213	J. G. Christaller	93	mer Mission in Lungun	157
D. Kragenstein	283	Nordafrika.		Frau Ma	231
Afrika.		Tod d. englischen Generals		Chinesische Dschunke	231
Ostafrika.		Hids	70	Ligerrachen-Tempel in Amoy	233
Auf d. Reise i. Deutschostafrika	6	D. Chalifa vor den Thoren v.		Japan.	
Kiwanda auf der Tanganjika-		Omdurman	71	Zimritisha	50
Hochebene	11	Asien.		Japanischer Bauer m. Stroh-	
Am Bangweolo-See	13	Borderasien.		Regenmantel	51
Stromschnellen des Luapula	15	Die Erlöserkirche in Jerusalem	141	Samurai, Besuche machend	52
Lunda-Hauptling Kafembe	17	Die Kaaba in Mekka	173	Samurai in der alten	
Bischof Chauney Maples	43	Armenische Kirche i. Schutcha	243	Kriegsrüstung	53
Landchaft an der Küste von		Armenierinnen	245	Japanische Kinder	54
Madagaskar	75	Im Hofe eines armenischen		Australien.	
Madagassischer Urwald	77	Klosters	247	Papua-Lager bei Mapoon	7
Lamatave	78	Ein Armenier	273	Der Mount Coof auf Neu-	
Madagassisches Wohnhaus	79	Ein armenisches Kloster	275	Seeland	161
Howa	80	Evang.-armenische Prediger	276	Der Waitato-Fluß mit	
Madagassische Familie	81	Armenisches Haus i. Erzerum	277	seinen heißen Quellen	162
Bergland Madagaskars	83	Armenisches Dorf	279	Befestigtes Dorf (Bah) auf	
Erste Kapelle i. Antananarivo	98	Das Smyrnaer Waisenhaus	281	Neuseeland	163
Ambatonakanga Gedächtnis-		Armen. Waisen i. Smyrna	282	John Coleridge Patteson	178
kirche	99	Indien.		Melanesische Urwald-Land-	
Königin Nasoharina	100	Indischer Hochwald	27	schaft	180
Ein Madagasse	101	Diener	29	Melanesisches Dorfbild	182
Madagassen-Dorf	102	Sukkapfeife	30	Melanesisches Wohnhaus	183
Königin Ranavalona III.	103	Missionsgehöft im Walde	32	Hauptquartier d. mel. Mis-	
Reisstampfende Sklavinnen	104	Bazar eines indischen Dorfes	35	sion a. d. Norfolk-Insel	195
Innere des Schlosskapelle		Blick auf die Schneekette des		Missionsgehöft auf der	
zu Antananarivo	105	Himalaya	218	Norfolk-Insel	197
Dorfkapelle auf Madagaskar	106	Rampur am Sotledsch	219	Melanesisches Dorf im	
General Duchesne	165	Im oberen Sotledschthale	221	Balmenwalde	199
Generalresident Varoche	166	Khyelang	223	Baumhaus der Melanesier	201
Empfang b. König Mwanga	185	Aussicht oberhalb der		Bischof Pattesons Haus	202
König Mwanga	186	Station Khyelang	22	Kapelle in einem melane-	
Bibelverkauf in Uganda	187	Überschreitung eines Passes		sischen Dorfe	203
Dorfbild in Uganda	188	im Himalaya	225	Missionskirchhof auf der	
Daresalam, Straße	266	Ein Pfad im Himalaya	226	Norfolk-Insel	205
—, Am Hafen	267	Ein Thal im Himalaya	227	Amerika.	
—, Bau e. Eingeb. Hauses	268	Der Sodschi-Pah	229	Missionslehrerseminar auf	
—, Krankenhaus	270	Ein Dorf in Ladat	248	Antigua	2
—, Friedhof	271	Missionsstation Rotgur	249	Lichtenau	3
Missionar Greiner	269	Christliche Frauen in Tibet	250	Bethany im Urwalde	21
Südafrika.		Weg am oberen Indus	251	Cumberland-Estimo i. Kapaf	37
Christl. Eingeborene in Olim	4	Lamas	252	Sommerwohnung eines	
Neujahr	9	Buddhisten-Kloster in Ladat	253	Cumberland-Estimo	38
Hendrik Witbooi	23	Himiskloster bei Leh	254	Winterwohnung eines	
Hererofrauen	24	Maskierte Lamas	255	Cumberland-Estimos	39
Rhame, der Bamanawatofürst	44	Leh	256	Cumberland-Estimo im	
Felsenmalerei einer Buch-		Bazar in Leh	257	Hundeschlitten	41
mannshöhle	57	Sumatra.		Wasserfall auf Trinidad	122
Die Rheinischen Missionare		Sumatranische Malaien	170	Insel Carreras	123
der Kapkolonie	85	Kirche in Bungabonbar	171	Zwei indische Männer auf	
Konferenz der Herero- u.		Ein Versammlungshaus		Trinidad	125
Ovambo-Missionare	87	(Sopo) auf Sumatra	176	Bambushain auf Trinidad	126
Kapstadt mit dem Tafelberg	108	China.		Port of Spain	127
Aus d. Umgegend v. Kapstadt	109	Die Basler Station Moilim	45	Indische Frau auf Trinidad	129
Kapstadt	111			Indische Musikanten auf	



Ein Überblick über die Missionsarbeit der Brüdergemeine.

Von Missionsdirektor Buchner.

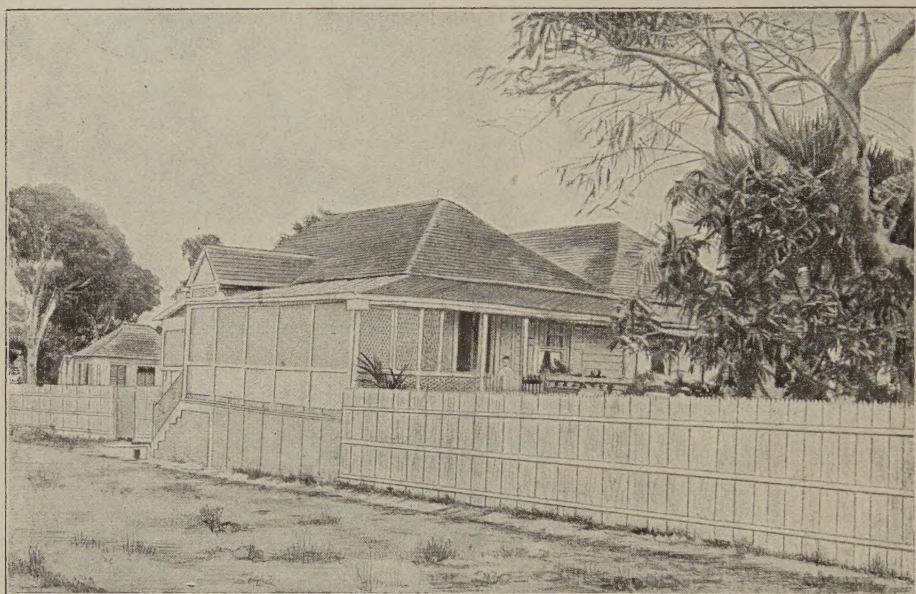
Mit welcher Begeisterung haben wir im vergangenen Jahre die 25jährige Wiederkehr jenes für unser deutsches Volk so glorreichen französischen Krieges gefeiert. Haben wir es im rechten Sinn gethan, aufblickend zu dem Herrn, der damals so augenscheinlich unser Volk in den Kampf begleitet, so wird solche Feier uns auch ein Segen gewesen sein. — Wir Missionsleute haben uns aber gewiß bei dieser Gelegenheit wieder daran mahnen lassen, daß auch wir in einem heiligen Kampfe stehn, dessen Ende zwar noch nicht so bald kommen wird, aber den wir in der fröhlichen Zuversicht führen, daß auf unserer Kreuzesfahne geschrieben steht: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ Zog einst der Herr mit Israel, zog er 1870 mit unserm deutschen Volke, so wissen wir, daß mit uns der ist, welche die Seinen zum Eroberungszuge wider die gesamte heidnische Welt auf-

rufend, sagte: „Gehet hin in alle Welt u. s. w.“ und sofort hinzufügte: „Ich, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“ — Wie haben im Jahre 1870 unsre braven Truppen, Armeecorps für Armeecorps und Regiment für Regiment, alle ihre Pflicht gethan, und wer möchte sagen, welches von ihnen die größten Thaten vollbracht, das höchste Lob verdient? Sie haben alle ihre Pflicht gethan und eben dadurch den Sieg errungen, und drang die Kunde von den Siegen des einen Corps zum andern, so brach dies in Hurrah und Jubelruf aus, neidlos sich freuend, wenn auch ihm der Lorbeer zunächst nicht zufiel.

Sollte es anders in unserm „heiligen Kriege“ sein? Auch hier hat der Herr, der König und Feldherr seines Reiches, seine verschiedenen Armeecorps und Re-

gimenter unter Leitung ihrer Führer, und jedes hat seine besondere Aufgabe und Pflicht. Jede Missionsgesellschaft hat ihre Uniform, ihre Kampfweise, ihre besonderen Aufgaben. Aber so wenig wie in jenem Kriege die Regimenter für ihre eigene Ehre fochten, sondern für das Ganze, für das bedrohte Vaterland, für seine Macht und Ehre, so wenig dürfen und sollen die einzelnen Missionsgesellschaften das Ihre suchen, sondern sollen stets das „Ganze“ im Auge behalten, daß das Reich ihres gemeinsamen Gottes und Heilandes gebauet werde, sei es durch sie, sei es durch andere. Darum müssen und werden sie sich neidlos

fängen die Todesverachtung junger, noch unerfahrener, aber glühend begeisterter Kämpfer auf, ihre weitere Entwicklung Niederlagen und Siege in vielen Teilen der Welt. Eigentümlich ist aber ihrer Thätigkeit, daß sie sich nicht auf einen Punkt warf, sondern rasch hintereinander die verschiedensten Arbeitsgebiete in Angriff nahm. Menschlich angesehen mag man das einen Fehler nennen, es wird aber gewiß etwas von Gottesführung dabei im Spiele gewesen sein. Jedenfalls führt uns ein Überblick über ihre Arbeit durch die ganze Welt. So ist dies Armee-corps aufgelöst in viele Regimenter, denen je nach



Missionslehrerseminar auf Aungmye (Indien).

freuen jedes Sieges, den ein anderes Armee-corps etwa errungen hat. Wir kämpfen ja für eine Sache und stehen unter des selben großen Königs Führung.

Wenn nun in folgendem dem Leser ein Überblick über die Missionsarbeit der Brüdergemeine gegeben werden soll, so geschieht dies nur in oben ausgesprochenem Sinn, daß wir andere auffordern, an unsern Freuden und Leiden, Siegen und Niederlagen teilzunehmen als an solchen, die für das Kommen des Reiches Gottes nicht ohne Bedeutung sind.

Die Brüdergemeine ist im Missionskampfe das älteste Armee-corps in Deutschland. Ihre Geschichte weist in ihren An-

der Beschaffenheit des Landes, der Arbeit u. s. w. eine sehr verschiedene Aufgabe zufällt. — Da ist zunächst erobertes Land, welches es nun gilt, dem eigenen Reiche einzuverleiben und es in die Ordnung desselben ganz einzuführen. Dabei geht es aber wie mit Elsaß und Lothringen. Deutsch sind diese zwar dem Namen nach, aber die innerliche Verdeutschung will gar nicht recht vom Flecke gehn, und es ist bis jetzt unmöglich, den altdeutschen Beamtenstand nach Hause zu senden und den eingeborenen Kräften die Verwaltung allein zu überlassen; es stellt sich heraus, es war eigentlich viel leichter, das Land zu erobern, als es nun innerlich dem Vaterlande einzuverleiben.

So geht es unsern Brüdern in Westindien, dem ältesten Felde unserer Arbeit. In den Bemühungen, die beiden westindischen Provinzen finanziell sowohl als in Bezug auf geistliche Bedienung selbständig zu stellen, haben unsre Brüder nicht nachgelassen, aber es ist oft, als wäre das gesteckte Ziel unerreichbar. Schwierigkeit auf Schwierigkeit erhebt sich. Bald ist es äußerer Mangel und Armut, schlechte Zeit und Mißwachs, die das Ausbringen der nötigen Geldmittel hindert, bald ist es die stets wiederkehrende traurige Erfahrung von der Unzuverlässigkeit der Neger, die es zur Bildung eines eingebornen Predigerstandes nicht kommen läßt. Daß die Mission trotz-

den Hottentotten ist man eifrig daran, die Gemeinen mehr und mehr, wenn auch mit Weisheit und Vorsicht, dem Ziel der Selbständigkeit nahe zu bringen.

Erfreulich aber ist auf diesen alten Gebieten eine Erscheinung, die wir in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen wollen. Es regt sich in den Gemeinen selbst etwas wie Missionstrieb, doch wohl das beste Zeichen dafür, daß das christliche Leben immer tiefere Wurzeln schlägt. Freilich von Grönland können wir dies nicht sagen, auch mangelt es hier gänzlich an einem Gebiet, wo sich solcher Trieb bethätigen könnte. Neulich ist an der Ostküste seitens der dänischen Regierung ein Missionar an-



Lichtenau, Winterlandschaft I (Grönland).

dem nichts unversucht läßt, um einen guten Stamm eingebornen Gehilfen zu erziehen, beweist das stattliche Predigerseminar auf unserm Bilde.

Ähnlich geht es unsern Brüdern in Grönland. Wieviel Entbehrungen legt den Missionaren der Aufenthalt in diesem eisigen Lande auf, wo sie ringsum kahle Felsenberge umstarren und sie sich nur mit großen Anstrengungen und Kosten ein gemüthliches Heim bereiten können! Doch auch hier hat es an Lichtblicken nicht gefehlt. Namentlich der Helfer Stephanus in Lichtenfels, ein von Europäern und Eskimos gleich hochgeachteter Mann, ist ein solcher Lichtblick. Auch in Süd-Afrika-West unter-

gestellt worden, und seitdem hat natürlich unsre missionierende Thätigkeit daselbst aufgegeben werden müssen. Der Herr segne den Boten, der nun dort sein beschwerliches Amt thut. Aber in Süd-Afrika-West hat sich in manchen Gemeinen eine freie Evangelisationssthätigkeit entwickelt, die, unabhängig von dem direkten Einfluß der Missionare, den vielen ohne Gottes Wort dahinlebenden Eingeborenen auf den weit zerstreuten Boerenplätzen das Wort des Lebens bringt. Das ist so eine jener stillen, aber tiefgesegneten Arbeiten im Reiche Gottes, deren Früchte in den heutzutage so hochgeschätzten statistischen Nachweisen kaum zu sehen sind, die aber nichts-

destoweniger vor Gottes Augen zu den angesehensten gehören. Und man vertiefe sich nun einmal in das untenstehende Bild, so wird man gewiß nicht mehr sagen, die Arbeit an diesen armen und geringen Bastarden und Hottentotten sei vergeblich. Man sieht doch auf den ersten Blick, daß man es hier nicht mehr mit Heiden zu thun hat; da ist nicht mehr die wilde Leidenschaftlichkeit, die tiefeingeschnittenen Züge des Lasters, sondern ein freundliches, ehrbares Wesen und ein herzgewinnendes Lächeln, welches auch die von Natur nicht gerade schönen Gesichter verklärt. Dazu kommt, daß unsre Brüder

schon stehen in Port of Spain eine Kirche, Pfarre und Schule, und sehnächtig schaut unser Bruder Richard nach Hilfe aus, um auch in Toco seine Arbeit beginnen zu können.

Der königliche Feldherr hat aber in diesem Jahre einem Regimente, das bisher sich hat begnügen lassen müssen, erobertes Land festzuhalten und zu bebauen, ein Vormärts! zugerufen, und neues Leben ist in die Reihen gekommen. Das ist in Labrador geschehen. Sollten wir uns dessen nicht herzlich freuen? Im Süden von unsrer südlichsten Gemeinde Hoffenthal woh-



Christliche Eingeborne in Elim (Südafrika).

dort eine neue Missionsarbeit aufgenommen haben, die zum Teil auch finanziell von den dortigen Gemeinden getragen wird, und zwar unter den noch völlig heidnischen Rassen am Sonntagsfluß bei Enon.

In Westindien hat in einigen Gemeinden der Beginn unserer deutsch-ostafrikanischen Mission ein solches Interesse erweckt, daß sie dieselbe durch besondere Gaben unterstützen. Besonders aber ist das Werk auf Trinidad ein Unternehmen unserer westindischen Gemeinden, durch welches sie ihre auf jener Insel zerstreuten Gemeindeglieder sammeln und erbauen will. Gottes Segen ruht sichtlich auf dem Werke daselbst;

nen viele sog. Settlers, meist Mischlinge von Europäern und Eskimos. Diese sind von uns schon geistlich bedient worden. Sollte aber diese Bedienung, ihrem sehnlichen Wunsche nach, eine wirklich ausreichende sein, so mußten wir ihnen dort im Süden eine Station bauen. Das soll nun geschehn, die Holzkirche und das Wohnhaus werden bereits in Niesky gebaut, der Platz — die Makowibucht — (südlich der Milkbucht) ist abgesteckt. Unsrer und unsrer Missionare Blicke richten sich aber schon weiter südlich nach Rigoulette, in dessen Umgebung — außer Eskimos — noch etwa 700—800 Indianer wohnen.

Zugleich taucht eine andre Frage auf. Unfre nördlichste Station Rama liegt für den Erwerb des Unterhaltes ungünstig, eine Verlegung nach Norden zu ist unabweislich. Dieser Umstand bringt uns wieder die Ungavabucht in die Erinnerung, deren Bewohner noch in der Finsternis sitzen. So scheint der Herr nach Nord und Süd die Seile weiter spannen zu wollen.

Wir wenden uns nun den Feldern zu, auf denen der Kampf voll entbrannt ist, wo unfre Boten in offener Feldschlacht dem Feinde Aug in Aug sehn.

Wir waren eben im hohen Norden; verweilen wir daselbst noch einen Augenblick. In Alaska gab es einen sehr harten Winter, — Hungersnot, schwere Erkrankung des Miss. Kilbuck, — aber auch im heißen Kampfe herrliche Siege. Sechs große Dörfer haben nun den heidnischen Maskentanz förmlich und feierlich abgeschafft, d. h. öffentlich damit erklärt, daß sie Christen sein wollen. Wer die dortigen Verhältnisse kennt, weiß, was das zu bedeuten hat! Und nun vom hohen Norden zum Süden, wo nicht nur die Hitze der Temperatur, sondern auch des Kampfes die Streiter oft ermatten will.

Wir sind in Suriname. Ja, hier ist der Kampf heiß im Augenblick, denn leider muß er nicht nur geführt werden gegen Trägheit, Unverstand, Aberglauben und sonstige Sünden in den älteren Gemeinen, auch nicht nur gegen die Finsternis im Buschlande unter den gesundheitlich so sehr ungünstigen Verhältnissen, sondern auch gegen die römische Kirche, die hier mit aller Macht und List zerstörend und verwirrend in unfre Arbeit einzudringen sucht. Schwer und mühsam ist der Kampf im Buschland, und wehmütig ist es, aus diesem ungesunden Lande einen Streiter nach dem andern mit gebrochener Kraft heimkehren zu sehn. Wie viele Opfer hat diese Mission schon gefordert, wie viele — wir dürfen sagen — Helden haben hier gestritten, die ihr Leben nicht geliebet haben bis in den Tod. Aber unendlich viel schwerer und wehthuender ist es, kämpfen zu müssen gegen die, die doch auch den Namen „Christen“ für sich in Anspruch nehmen. Der Herr bessere es! Aber mutlos wollen wir nicht sein; denn ohne Siege wird auch hier nicht gekämpft. Es geht vorwärts im Busch-

land, und unsere älteren Gemeinen fangen an, sich zu festigen und an geordnetere Verhältnisse sich zu gewöhnen, wenn auch der Fluch der Sklavenszeit noch lange an diesem armen Volk zu spüren sein wird.

Zeiten besonderer Not und Angst sind über unfre Brüder auf der Moskito-Küste hereingebrochen. Die Indianerreserve, bisher ein freies Land, nur dem Namen nach Nicaragua unterstellt, ist von diesem katholischen Staat ganz in Besitz genommen worden. Wohl haben wir bang diesen Ereignissen zugehört, wohl fragen wir auch heute noch voll Sorgen: wird unfre so gesegnete Missionsarbeit dort über diesen politischen Wirren Schaden leiden, vielleicht gar ganz zu Grunde gehn? Aber die vom Herrn herbeigeführte wunderbare Thatsache, daß gerade durch und während dieser Unruhen unsere Arbeit sich mit Genehmigung der neuen Regierung über die Grenzen der Reserve hinaus in das eigentliche nicaraguanische Gebiet nach Norden zu hat ausdehnen dürfen, der Umstand, daß in Datura eine Station hat gegründet werden können mit der Außenstation Sandv-bay, stärkt unsern Glauben. Sollte der Feldherr, der auch unsern berühmten Moltke übertrifft, wirklich hier seinen Marschbefehl zum fröhlichen Vormarsch ausgeben, wenn der Posten ein verlorener wäre? Wir denken, nein! Unser siegreicher Feldherr ist ein Herr aller Herren, und sein Werk kann auf die Dauer nichts hindern, auch politische Unruhen und Wirren nicht.

Doch nun ins Kaffernland zu unserer Mission in Süd-Afrika-Ost. Frisch und freudig stehen hier unsere Brüder im Kampfe, namentlich im Tembuland und Glubilande. Gilt es in den älteren Gemeinen, zumal in Silo, noch die Nachwehen der letzten schweren Jahre, da sich mancherlei aufrührerisches Wesen zeigte und zur strengen Maßregel der Ausweisung einer Anzahl von Familien aus Silo führte, zu überwinden, so dürfen wir doch sagen, daß sie je mehr und mehr sich beruhigen, ja in Engotini scheint sich ein erfreuliches Leben zu regen; auf der Außenstation New-Hope ist eine neue Kirche entstanden. In Tembuland ist der große, bisher von Baziya aus bediente Bezirk geteilt, indem Tabase zur selbständigen Gemeinde gemacht wurde. Ebenso sind von Bethesda die bisherigen Außenstationen Mvenyane

und Olokolweni abgezweigt und als selbständige Stationen besetzt worden. Ein Blick in den hier mit dem noch mächtigen Heidentum geführten, siegreichen Kampf kann jeden Missionsfreund nur freudig stimmen.

Wir haben aber auch Truppen im Missionsfelde, denen die beschwerlichste Arbeit zufällt, nämlich die der Belagerung einer mächtigen Hochburg des Feindes. Das sind unsere lieben Brüder in Britisch Indien am Fuße des Himalaya. Hier ist kein offener, ehrlicher Kampf, hier ist ein mühsames Vorarbeiten, im einzelnen oft

hin und wieder ihren Mut, wie z. B. jetzt durch die Erfahrung mit dem nicht lang bekehrten Paulus, den die Liebe zum Herrn nach Tibet trieb, und der, dort ausgewiesen, jetzt das Land durchzieht, seinen Landsleuten das Heil verkündigend. Langsam aber sicher wirkt die so viel als möglich ausgestreute Saat der christlichen Litteratur. Wollte Gott, die Missionsgemeinde vergäße gerade dieser treuen Arbeiter nicht! Leicht könnten sie, wenn sie wollten, bald auf dem Papier mit einer Anzahl „Bekehrter“ prunken, nähmen sie diejenigen an, die in unlauterer Absicht, um äußerer Vorteile willen



Auf der Reise in Deutsch-Ostafrika.

anscheinend unfruchtbar, für die Sache aber notwendig. Ein Laufgraben nach dem andern muß gezogen, eine Minierarbeit nach der andern vollbracht werden. Viel Ehre ist dabei vor Menschen nicht zu erringen, es ist Arbeit, deren Früchte einst andere genießen werden. Unsere braven Sernierungstruppen vor Straßburg und Metz haben auch die Ehre nicht erfahren wie ihre Brüder, die in offener Feldschlacht siegten, und doch war ihre Arbeit sicher ebenso mühevoll und ruhmvoll. Dank und Ehre unsern lieben Brüdern, die nicht verzagen, sondern treu in der Arbeit ausharren. Wie freundlich stärkt der Herr

getauft sein möchten. Sie ziehen aber gründliche, wenn auch anscheinend fruchtlose Arbeit solchem oberflächlichen Scheine vor.

Und nun zu unsern jüngsten Truppenteilen, die der Feldherr erst vor kurzem in das Feuer gesendet.

Dort in Deutsch-Ostafrika ist Pionier- und Ersüßlingsarbeit. Es ist eine lange, mühsame Reise, ehe wir diese Stationen am Nordende des Njassa-Sees erreichen. Es sieht sich bequemer an, als es ist, in den Maschilas oder Hängematten bergauf bergab durch den Urwald getragen zu werden! Von Befehrungen und Taufen können wir noch nicht be-

richten. Aber es will doch etwas heißen, daß nun dort oben am Nassasee an vier Orten, in Kungue, Kutenganio, Ipiana und Utengule (Mereres Hauptstadt) das Wort von Christo verkündigt wird. Die letzten drei Stationen sind in diesem Jahre rasch hintereinander gegründet worden. Fröhlich stehn unsre Brüder in der Arbeit, und es ist, als ließe sich etwas von der Morgenröthe spüren, zumal in Kungue. Welch liebliches Bild die Kircheinweihung daselbst! Da sitzen die Fremdlinge, die unlängst sich so einsam und verlassen vorkamen, inmitten von

im Süden, die, ihren ruhigen Gang gehend, die letzten Reste der dortigen eingeborenen Bevölkerung in christlicher Pflege hat, den Beweis geliefert hat, daß auch diese Geringsten unter den Geringen empfänglich sind für die göttliche Wahrheit, scheint die Arbeit im Norden dem Menschenauge bis jetzt fast vergeblich. Unser Bild zeigt uns, wie dürftig und armselig die Papuas hausen, unter denen wir dort arbeiten. Wohl sind Spuren erwachenden Lebens, zunehmende Gewöhnung an christliche Sitte auch auf unserm Bilde in der reichlicheren Bekleidung zu bemerken, aber darüber hinaus



Papua-Lager bei der Brüdergemeinde-Station Hapoon in Queensland (Nord-Australien).

etwa 2—300 Heiden, denen sie das Heil in Christo in ihrer eigenen Sprache verkündigen. Da, wo bis jetzt noch kein Ton von der himmlischen Botschaft erklingen, spricht man jetzt von abanja Jesu (Leuten des Herrn Jesu). Und manch einer scheint näher und näher dem Lichte zu kommen, ernster und ernster das Gehörte zu erwägen. Ein Geist fröhlicher Zuversicht beseelt unsre Brüder, Gott erhalt's!

Nicht in dem Maße verheißungsvoll will uns die neubegonnene Arbeit in Nord-Australien (Queensland) auf der Halbinsel York auf den ersten Blick anmuten. Während die ältere Arbeit

sind die Wirkungen des verkündigten Wortes nicht gegangen. Wir konnten es auch kaum anders erwarten, und meinen, wir haben wahrlich keine Ursache, mutlos zu sein. Dies um so weniger, als gerade diese Mission im vergangenen Jahre, wir möchten sagen, in besonderer Weise, denn auch für uns in schmerzlicher, geweiht worden ist.

Im Kampfe giebt es Wunden, wer die scheut, darf nicht hinausziehen; ja es giebt nicht nur Verwundete, es gilt auch für manchen, das Leben zu lassen und mit seinem Blute das Schlachtfeld zu röten. Gar manche Verwundete, auch junge, kürzlich ausgesandte Streiter, haben wir zur

Ruhe oder zur Erholung in die Heimat zurückkehren sehen müssen, mancher ist im Streite gefallen. Keinen Verlust haben wir aber so tief beklagt als den unsers lieben Bruder Ward in Nord-Queensland, dem man mit Recht die Grabchrift setzen könnte: *In serviendo consumor* (dienend verzehre ich mich selbst). Es ist in der Brüdergemeine am wenigsten Brauch, Menschen zu preisen; wir meinen, einem und ihm allein gehört die Ehre. Aber tief schmerzlich hat uns der Heimgang dieses eifrigen Knechtes Gottes getroffen. Aber ist er auch hingefät, „als wäre er verloren,“ es ist edle Saat, der Frucht entsprossen wird.

Von unserer Indianermision in Nordamerika ist inbetriff der Mission unter den Cherokees und Delawares nicht viel zu sagen, von eigentlicher Missionsarbeit ist hier weniger die Rede. Dagegen scheint sich in Kalifornien unter den dortigen Indianern ein weites und vielversprechendes Gebiet zu eröffnen; wenn wir nur mehr Kräfte und Mittel zur Bearbeitung dieses Feldes hätten. Noch steht hier bis jetzt leider unser Bruder Weinland ganz allein in der Arbeit.

Überschauen wir unser gesamtes Missionsfeld, so sehn wir, daß auf 130 Stationen mit 24 Außenplätzen 174 Brüder und ebensoviele Schwestern in Arbeit stehn, in Summa 348 Streiter und Streiterinnen, die in Pflege 93 645 Seelen haben, von denen 32 363 Kommunikanten sind (siehe Jahresbericht von 1894-95).

Zum Heere gehört aber noch eins, das wollen wir nicht vergessen. Das ist die Verproviantierungskolonne, die Fouragewagen und dergleichen. Da müssen wir nun sagen, diese Kolonne ist im vergangenen Jahre ein wenig zu weit zurückgeblieben, so daß es uns geht wie unsern Truppen hie und da im Kriege 1870. Wir leiden Not und schauen sehnüchlig nach der zurückgebliebenen Verproviantierung aus, daß sie uns Munition und Fourage zuführe. Unfre Jahresrechnung weist einen Fehlbetrag von M. 109 000 auf, ein Fehlbetrag, den wir in dieser Höhe noch nie gehabt. Da kommen immer so mancherlei

Gedanken. Zuerst komme ich, sagte jener Bauer, und so wollen auch wir, die wir die Leitung dieser Armee haben, sagen, d. h. wir wollen zunächst fragen, ob wir bei dem Defizit nicht mit Schuld haben. Das gehört aber wohl nicht im einzelnen hierher. Aber vergessen wollen wir solche Selbstprüfung nicht. — Dann aber denkt man weiter: es wäre so übel nicht, wenn mancher Leser nach jener dahintengebliebenen Kolonne ausschaute, und sie ein wenig zur Eile antriebe.¹⁾ Das thut man aber am besten im Kämmerlein im Gebet. Und sollte dann einer oder der andere sich getrieben fühlen, ohne anderen Gefellschaften seinen gewohnten Beitrag zu entziehen, selbst einmal sich der Proviantkolonne anzuschließen, so lohn's ihm Gott! Unser göttlicher Proviantmeister muß doch schließlich alle Armeecorps ernähren, und ich meine, er hat Brots genug für alle seine Kinder.

Will und kann der Leser aber nicht in der Weise helfen — und in dieser Beziehung hat jeder zu thun, was der Herr ihm heißt — so kann er doch eins thun — und damit thue ich sicher keine Fehlbitte — er kann die Hände für unser Missionswerk falten und einen Stoßheufzer thun, etwa so: Herr, laß doch nicht zu, daß die Brüdergemeine an den offenen Thüren, die du auf inbrünstiges Gebet hin aufgethan, vorübergehen muß — aus Mangel an Mitteln! Dann ist uns schon viel geholfen!

Der Herr, unser einiger Feldherr und Führer, erhört solches Gebet! Er segne alle Armeecorps im heiligen Streit, mögen sie arbeiten, wo es ist, und schenke ihnen freudigen Glauben, stähle Herz und Hand, und reiche ihnen selbst die Waffen zum siegreichen Kampf. Auf zum heiligen Kampf, ihr Streiter des Herrn!

¹⁾ Wenn einer oder der andere Leser dieses Blattes auch das Missionsblatt der Brüdergemeine liest, so kann er aus der Dezenbernummer ersehn, daß wir keine Ursache haben, unserer „Proviantkolonne“, den lieben Missionsfreunden, den Vorwurf der Lässigkeit zu machen; wir können nicht genug loben und danken für die bis jetzt so schnelle Tilgung der Hälfte unserer Schuldenlast. Ja, dem Herrn und seinen fleißigen Handlangern Dant!

Neujahr.

Gott grüße euch zum neuen Jahr,
Ihr lieben weißen Brüder,
Sein Segen träufle immerdar
Auf eure Häupter nieder,
Er steh' euch bei in Freud und Leid,
Er führe euch durch diese Zeit
Und stärke eure Glieder.

Gott lohne euch, ihr Brüder wert,
Was ihr für uns gegeben,
Daß ihr mit Liebe habt verklärt
Der armen Heiden Leben;
Gott lohn' euch That, Gebet und Wort,
Er segne gnädig fort und fort
All euer treues Streben.



Gott stärke euch und euren Mut
Zu fernerm Gedenken,
Und eurer Liebe woll' er Gut
Und rechte Weihe schenken,
Daß sie zu seines Namens Ehr'
Sich lasse nun und nimmermehr
Aus ihren Bahnen lenken.

Gott segne euch, ihr Brüder, heut
Von seines Himmels Höhen,
Da wir vereint einst nach der Zeit
Vor seinem Throne stehen,
Wo, nicht getrennt durch Süd und Nord,
Wir alle uns nach seinem Wort
Einst Aug' in Auge sehen.

R. Pfannschmidt-Seutner.

Im Herzen Afrikas.

Vom Herausgeber.

Der geographischen Entdeckung folgend, dringt die evangelische Missionsarbeit vom Osten und vom Westen her in den dunkeln Erdteil ein. Bis jetzt bildet die große Kette der Seen Njassa, Tanganjika und Viktoria Njansa, die äußerste Reihe der Vorposten der evangelischen Mission. Westlich von den Seen sind noch Hunderte von Quadratmeilen ohne eine einzige Missionsstation.

Es scheint bei den jetzigen Verhältnissen noch fast abenteuerlich, an Missionsunternehmungen westlich von den Seen im eigentlichen Herzen Afrikas zu denken. Aber schon richten sich die Blicke kühner und barmherziger Missionsfreunde auch auf diese entlegenen Gebiete. Jede Reisebeschreibung bringt in diesen noch wenig bekannten Gebieten Kunde über gleich trostlose Zustände, friedloses Gewaltregiment, heutigieriger Räuberfürsten, zertretene Volksstämme und entvölkerte Einöden. Wie lange wird es währen, daß auch im Herzen Afrikas der Friedefürst sein sanftes Friedensregiment aufrichtet? Wenn wir im folgenden in Wort und Bild einen Reisenden auf seiner mühseligen Wanderung durch diese weiten, öden Gebiete begleiten, so liegt uns dabei das Wort des Herrn im Sinn: „Komet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Es gilt auch den zertretenen Völkern Innerafrikas.

Der französische Reisende Giraud, dessen schönem Reisewerk wir folgen,¹⁾ hatte vom Nordende des Njassa aus die Tanganjika-Hochebene erstiegen. Die eigentümliche Bauart der Dörfer in diesem Gebiete setzte ihn in Erstaunen. Er näherte sich dem Dorfe Kiwanda; zuerst bemerkte er nichts als ein großes Gebüsch, einen halben Kilometer breit, von hohen Bäumen überragt. Einige halbblaute Signalkruse zeigten ihm an, daß er sich einem bewohnten Orte näherte, sehen konnte er weder eine Pallisade noch ein einziges Hüttendach. Am Waldestrande diente ein tiefer Bach als Wallgraben. Die Brücke war ein alter Stamm; nur mit Mühe kam man darüber hinweg. Noch

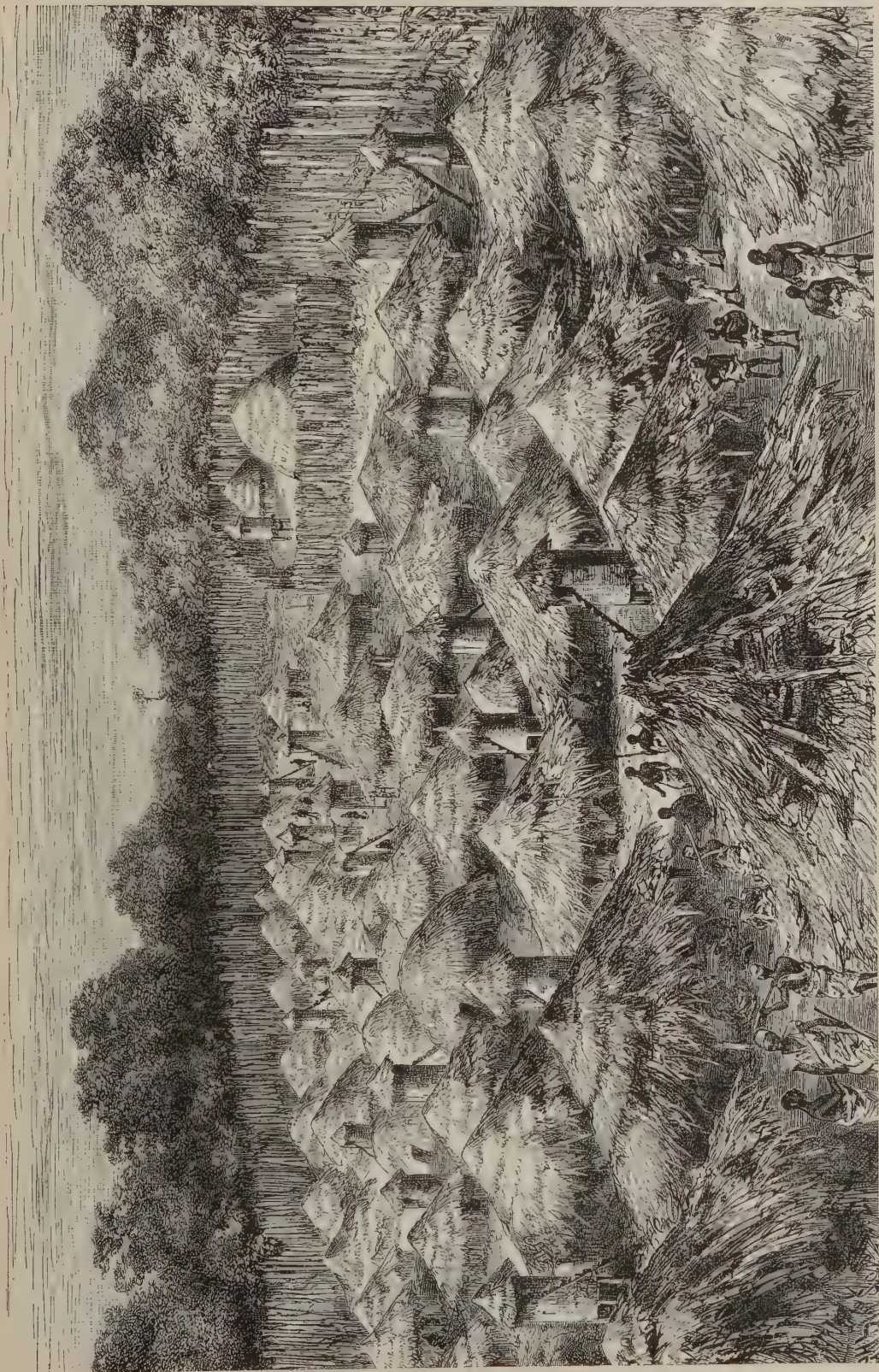
25 Schritt in dichtem Holzverhau, dann stießen sie auf eine Pallisade und auf eine sehr enge Pforte.

Der Anblick innerhalb der Pallisade spottete aller Beschreibung. Man denke sich hundert Hütten und Getreideschober unordentlich zusammengedrängt auf einem Raum von 1000 Quadratmetern. Die Hütten waren unten rund und oben spitz, die Schober ähnlich, aber von kleineren Maßen. Das runde Unterteil war verlängert und stand einen Fuß hoch auf Pfeilern, um das Getreide vor den Ratten zu schützen. Die Straßen in diesem Hüttenlabyrinth waren nur einen Meter breit, und man mußte gebückt unter den überhängenden Strohdächern dahinkriechen. Die Eingeborenen mußten sich so eng als irgend möglich zusammendrücken, um sich einigermaßen gegen ihre übermächtigen Feinde zu verteidigen. Ihr Dorf lag an der Grenze des Babembalandes, und die kriegerischen Horden dieses Volkes verbreiteten Furcht und Schrecken auf der ganzen Hochebene zwischen dem Njassa und Tanganjika.

Unser Reisender hatte sich vorgenommen, die gerade im Herzen Afrikas gelegenen Seen Bangweolo und Meru zu besuchen, um auf den Spuren der letzten Reise Livingstones zu wandern. Sein Weg führte ihn mitten durch das Gebiet der Babemba, und er konnte es nicht umgehen, den gefürchteten Oberhäuptling Ketimkuru in seiner Residenz aufzusuchen. Dieser Tyrann, vor dessen Namen alle Völker im Umkreis zitterten, entpuppte sich übrigens als ein recht wohlgenährter, gutmütiger Herr, dessen Herzenswunsch es war, auch einmal einen Weißen zu sehen. Giraud hatte das Vergnügen, ihm diesen Wunsch zu erfüllen, und fand deshalb einen viel freundlicheren Empfang, als er erwartet hatte.

Der Marsch durch das Babembaland führte durch das sumpfige Quellgebiet des Tschambesi, des eigentlichen Quellflusses des gewaltigen Kongostromes. Giraud war der erste Weiße, der dieses Gebiet nach Livingstone betrat; eine besondere Freude machte ihm der Reichtum an jagbarem Wild. Antilopen und Büffel, vor allem aber auch

¹⁾ Giraud, les lacs de l'Afrique équatoriale.



Dorf Minanda auf der Tanganjika-Höhebene.

Elefanten begegneten ihm in ganzen Rudeln. Der Elefant ist bekanntlich das kostbarste Tier Central-Afrikas, seine Hauer sind das vielbegehrte Elfenbein.

Der Marsch über die sumpfige Babemba-Hochebene war anstrengend und schien in seiner Einförmigkeit gar kein Ende zu nehmen. Giraud sehnte sich darnach, endlich das Wasser des Bangweolosees zu erblicken. Seiner Ansicht nach mußte er den Ufern schon ganz nahe sein, aber noch war kein Anzeichen des Wassers zu erblicken. Der Weg führte tagelang durch einen Sumpf voller Blutegel; die Karawane war froh, eines Mittags auf einem kleinen, trockenen Inselchen rasten zu können. Zur Rechten und zur Linken sahen sie nichts als die heiße Ebene, hier und da ein paar Elefanten und Büffel, vor sich in einiger Entfernung eine dichte Wand von Rohrgestrüpp.

Der Führer erklärte, sie hätten sich verirrt. Als aber einige Büffe seinem Gedächtnis nachgeholfen hatten, behauptete er, sie seien schon auf dem Bangweolo-See, und es gäbe keinen geeigneteren Platz das mitgebrachte Stahlboot von Stapel zu lassen. Also sie befanden sich auf dem See, ohne Wasser zu sehen. Sie beschloßen, bis zum nächsten Tag zu ruhen, um dann mit frischen Kräften nach dem eigentlichen Seeufer vorzudringen. Am andern Morgen war das Boot fertig und das Personal auf seinem Posten; einige Stunden schoben die Träger das Boot durch den Sumpf, als wär's ein Schlitten auf dem Eise, halb gleitend, halb rudern wie auf einer mäßig unter Wasser stehenden Wiese, kamen sie gegen Mittag an den Rohrwall, den sie von weitem gesehen hatten. Es war dichter Papyruschilf, fünf Meter hoch, fast undurchdringlich, von Nordwesten nach Südosten sich hinziehend. Er war kaum zwanzig Meter breit, und doch brauchten sie eine halbe Stunde, um sich einen Weg hindurchzubahnen.

Plötzlich rief der Bootsmann vorn im Rahn: „Wasser, Wasser!“ Noch eine letzte Anstrengung, da lag glitzernd und sonnenhell die endlose Wasserfläche des Bangweolo-Sees vor ihnen, selbst mit dem Fernrohr war das jenseitige Ufer nicht zu entdecken.

Der Bangweolosee, ungefähr gleich weit von der Ost- und Westküste Afrikas entfernt, war das Ziel der Reise Girauds.

Bekanntlich war in den Sümpfen an seinem Südenende in der Landschaft Jjala David Livingstone am 4. Mai 1873 dem Fieber erlegen. Giraud machte es besondere Freude, überall bei den Häuptlingen Nachrichten über den großen Reisenden einzuziehen. Alle, die ihn gesehen, waren noch seines Lobes voll. „Der Engländer,“ sagte ein Häuptling, „war ein braver Mann; er sprach viel von dem Mlungu (Gott), den wir Schwarzen nicht kennen, und er sagte, er habe nur Ein Weib.“ Das letztere hatte offenbar den schwarzen Polygamisten am meisten imponiert.

Giraud kreuzte auf dem Bangweolosee und suchte den südlichen Ausgang desselben, den Quapulafluß, den Oberlauf des Kongo, um zu Wasser den Weg nach dem nordwestlich gelegenen Merusee zurückzulegen. Aber dieser Fahrt stellten sich ungeahnte Hindernisse entgegen. Einer der Uferstämme hatte beschloßen, dem Mlungu (Weißen) den Durchgang durch sein Gebiet zu verlegen und ihn an den Wasserfällen des Quapula abzufangen. Eines Mittags landete Giraud mit seinem Stahlboot an einer kleinen Insel, die von gewaltigen Bäumen überschattet war und den Quapula in zwei Hälften teilte. An der Spitze der Insel befand sich ein kleines Fischerdorf, unsaubere Hütten und Gerüste, um Fische zu trocknen. Die Fischer waren bei der Annäherung des Bootes geflohen, hatten aber ihre Hunde zurückgelassen. Giraud mußte hier Erkundigungen über seinen weiteren Weg und besonders über die vor ihm liegenden Wasserfälle einziehen. Er ließ deshalb mit Hilfe der Hunde den Fischern nachjagen, und es gelang ihm, einen derselben zu fangen. Nach einigem Widerstreben gab dieser die gewünschte Auskunft, knüpfte aber daran die sehr unwillkommene Botschaft: „An den Wasserfällen erwarten euch eure Feinde in großer Zahl.“ Da kamen auch schon sechs Rähne stromaufwärts gerudert, um zu spionieren. Sie beobachteten Giraud und sein Boot und schossen dann pfeilschnell wieder stromabwärts, um ihre Stammesgenossen zu benachrichtigen. Giraud sah, daß ein Kampf gegen eine zehnfach, vielleicht hundertfach überlegene Zahl der Feinde nicht zu vermeiden war; das setzte ihn um so mehr in Besorgnis, als der von den Feinden gewählte Kampfplatz, die Stromschnellen und Wasserfälle,



Am Bangweulu-See (Papyruschilf).

ihm und seinen Leuten ohnehin genug zu schaffen machte. Aber es gab keinen Ausweg, man mußte dem Laufe des Flusses folgen. Noch eine Stunde floß das Wasser ruhig dahin, da erschien plötzlich bei einer Biegung eine Kette von Stromschnellen, die den Fluß auf eine Länge von 300 Metern mit einer weißen Linie durchsetzten und ein schreckliches Getöse verursachten.

Noch zeigten sich keine Feinde. Die erste Linie der Stromschnellen wurde glücklich überschritten, obgleich sie gewaltig tobten und schäumten. Dort machten sie halt, um nicht im unsichern Abenddunkel weiter zu fahren. Am andern Morgen nahmen sie die mühsame Arbeit wieder auf, längs des Gehölzes möglichst nahe am Ufer hin zu rudern, um nicht zu sehr von der Strömung fortgerissen zu werden.

Da tauchten auf beiden Seiten des Flusses die Feindesscharen auf, stießen das Kriegsgeschrei aus und stürzten sich auf das Boot. An eine Verteidigung gegen die Übermacht war nicht zu denken; Giraud ließ das Boot geradeswegs in die schäumenden Stromschnellen treiben, lieber wollte er an den Felsen zerschellen als in die Hände dieser Wilden fallen. Es war eine verzweifelte Lage. Von dem Strudel erfasst drehte sich das Boot zweimal wie ein Kreisel herum, dann schoß es mit unwiderstehlicher Gewalt den Strom hinab. Die Felsspitzen flogen wie im Traum vorüber; die weißen Schaumwellen brandeten über Bord, jedes Kommando verhallte ungehört in dem Getöse.

Bei einer Wendung des Stromes, wo das Wasser sich ein wenig beruhigte, erschien eine neue Schaumwelle. Aus der Tiefe erscholl das dumpfe Dröhnen des Wasserfalls herauf, das alles übertönte. Das war der Mambotutafall. Es wäre sicherer Tod gewesen, dahinein zu fahren. Giraud befahl zu landen. Gleich war die heulende Schar der Wilden wieder zur Stelle, es mochten 350 oder 400 Mann sein, einige waren mit schlechten Flinten, die übrigen mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Ohne weitere Vorrede fingen sie ihren Kriegstanz an. Giraud blieb nichts übrig als sich gefangen zu geben; er hatte große Mühe, sich soweit mit seinen Feinden zu verständigen, daß sie ihm eine dürftige Unterkunft in ihrem benachbarten Dorfe gewährten.

Jetzt begannen die schlimmsten Wochen und Monate für den Reisenden und seine Leute. Giraud hatte am Ufer des Bangweolosees den größten Teil seiner Leute und seiner Vorräte zurückgelassen und ihnen den Auftrag gegeben, direkt nach der Stadt des mächtigen Lundaheuptlings Kasembe, weit im Norden, zu marschieren. Nur acht Mann und wenige Vorräte hatte er bei sich behalten. Diese hilflose Lage machte sich der grausame Häuptling Meremere zu nutze, um ihn gründlich auszuplündern und zu quälen. Sein Boot, seine Stoffe, alles, was er überhaupt entbehren konnte, wurde ihm genommen, kaum daß er dafür einiges Mehl schlechtester Qualität erhielt, um sich und seine Leute vor dem Hungertode zu bewahren.

Erst nach Wochen gelang es ihm, sich mit seiner Karawane, die inzwischen schon bei Kasembe auf ihn wartete, in Verbindung zu setzen und von ihr Verstärkungen an sich zu ziehen. Mit deren Hilfe entfloh er aus Meremeres Lande und gelangte nach zehn Gewaltmärschen durch die von beständigen Kriegen entvölkerte Gegend zum Lager seiner Karawane und zur Hauptstadt Kasembes.

Der Empfang seitens seiner Leute war begeistert; weniger erfreulich war die Aufnahme seitens des Lundaheuptlings Kasembe. Giraud ließ sich zur festgesetzten Stunde, begleitet von einer schönen Eskorte in Gala, in sein Dorf tragen. In einem kleinen, von Pallisaden umgebenen Hofe wurde ihm dem Häuptling gegenüber ein Platz angewiesen. Kasembes Leibwache war mit ihren Flinten zu beiden Seiten postiert.

Kasembe war ein Mann von dreißig Jahren, sein Gesicht ebenso falsch als klug, seine Züge regelmäßig und nicht ohne Feinheit. Sein Kopf war auf arabische Art kahl rasiert bis auf einen kleinen Kinnbart, schwarz wie sein Gesicht. Seine Hände und Füße waren wohl proportioniert, klein und fast aristokratisch. Wunderlich war seine Kopfbedeckung; ein Hut mit großen Ecken, garniert mit Muscheln und roten Tuchscheiben. Zwei oder drei grobe Perlenketten hingen um seinen Hals. Die Brust war nackt; erst an der Hüfte begann sein berühmtes Kleidungsstück, auf das er so stolz ist. Es war eine Art kurze Krinoline, die kaum bis an die Kniee reichte, sie bestand aber aus soviel übereinander-



Angriff in den Stromschnellen des Inapuka.

gelegten Zeugstücken in allen Farben des Regenbogens, daß sie am unteren Ende einen Durchmesser von anderthalb Meter erreichte.

Seine Umgebung war höchst dürrig mit Kleidungsstücken in den schreiendsten Farben versehen; die Brust war bei allen nackt, aber gleich den Armen und dem Gesicht mit langen Streifen trockenen Lehms verunziert. Auch die Haartracht war höchst sonderbar; ein kleiner Haarbusch auf dem Hinterkopf, aus dem zwei oder drei kurze, mit Perlen besetzte Treffen hervorstanden. Die Leute waren von einer Unterwürfigkeit ohne Grenzen; alle außer der Leibwache lagen lang hingestreckt auf der Erde, bei jedem Wort ihres Häuptlings schlugen sie zum Zeichen des Beifalls taktförmig ihre Hände zusammen. Wollten sie sich ihm nähern, um zu reden, so krochen sie auf der Erde und streuten dabei mit der einen Hand beständig Staub auf ihren Kopf.

Die Verhandlungen mit Kasembe waren wenig befriedigend. Auch dieser Häuptling suchte wie ein richtiger Afrikaner soviel als irgend möglich von den Schätzen des weißen Mannes zu erpressen. Wider Willen sah sich Giraud gezwungen, für seine schönen Zeugvorräte Elfenbeinzähne einzutauschen, und schließlich mußte er, um überhaupt aus

dem Lande zu kommen, auch hier heimlich entweichen. Noch einige Wochen mühseliger Wanderung durch entvölkertes, verhungertes Land, dann erreichten sie das Süden des Tanganjikasees und die Londoner evangelische Missionsstation daselbst. Da hatten ihre namenlosen Leiden ein Ende, und in der freundlichen Pflege der evangelischen Missionare erholte sich Giraud bald wieder von den Strapazen des Hungers und der Gewaltmärsche.

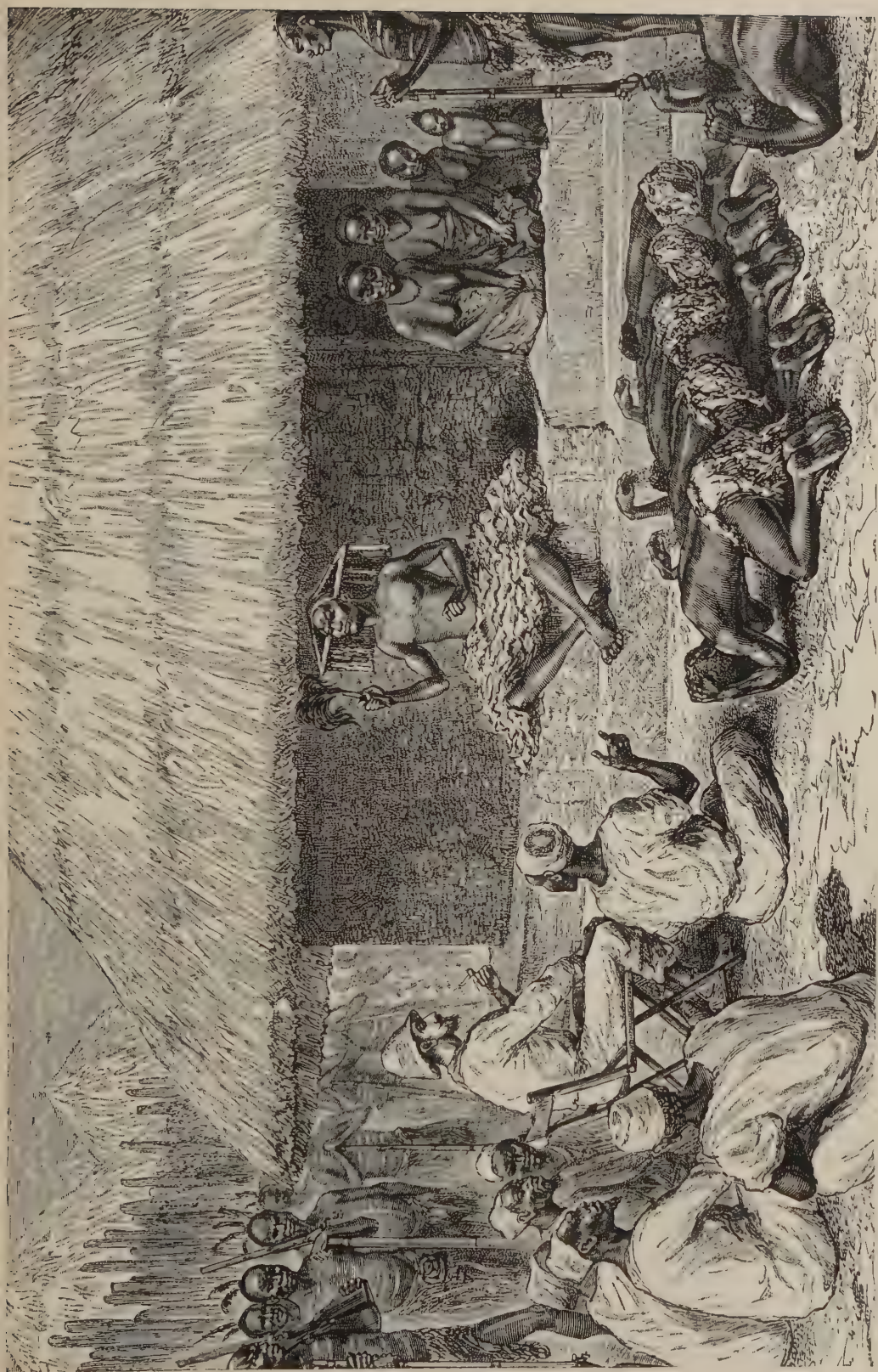
Der Zustand des ganzen Landes, welches Giraud auf seiner weiten, siebenmonatlichen Reise durchwandert hatte, war trostlos. Einzelne mächtige, grausame Häuptlinge wie Ketimkuru, Meremere und Kasembe übten ein Schreckensregiment und ließen durch ihre Kriegsscharen weite, ehemals dicht bevölkerte Länderstrecken ausplündern und verwüsten. Tagelang, selbst wochenlang zog der Reisende durch menschenleere Einöden, ehe er von der Hauptstadt eines Tyrannen in die des andern gelangte. Überall gab es nur Bedrückter und Sklaven. Wie lange wird es währen, bis auch in diesem Herzen Afrikas die Friedensbotschaft des Evangelii verkündigt wird und an Stelle der Tyrannen und Räuberhorden geordnetes, gestittetes Regiment und Sicherheit des Lebens und Eigentums herrschen?

Ein schönes Epiphaniastest.¹⁾

Der Taufe von Hindus aus höheren Kasten und wohlhabenden Familien stellen sich noch immer fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, so daß es wie ein Wunder ist, wenn Heiden trotz aller Widerwärtigkeiten und Anfechtungen Glauben halten und zum Siege hindurchdringen. In dem Städtchen Tiruppur bei der großen südindischen Stadt Koimbatur lernte der lutherische Landprediger Perijanajachen einen gebildeten Tamulensprachlehrer Namens Subramanja Tschetti und seinen Freund Wiswanatha Raunder, einen Hilfsarchivar der indischen Regierung in Koimbatur, kennen. Von beiden hatte er bald den Eindruck, daß sie nicht ferne vom Reiche Gottes seien, und suchte und fand deshalb häufig

Gelegenheit, mit ihnen über christliche Fragen zu reden und christliche Bücher zu lesen. Allmählich reifte in den beiden Jünglingen der Entschluß sich taufen zu lassen und dadurch öffentlich ihren Glauben an Christum zu bekennen. Weil aber ihre reichen und vornehmen Verwandten in Tiruppur und Koimbatur einen zu großen Aufruhr verursachen würden, verabredeten sie mit Perijanajachen, in der entfernten Hauptstadt Madras die heilige Tauffeier in ungestörtem Frieden zu begeben. Am 2. Weihnachtstage reisten sie dorthin ab und fanden auf dem lutherischen Missionsgehöft bei dem Missionar Kabis liebevolle Aufnahme. Vor ihrer Taufe aber, am 1. Januar 1895, schrieben sie an ihre Verwandten einen ausführlichen Brief und legten ihnen die Gründe ihres Übertrittes zum Christentum dar. Sie

¹⁾ Nach den Berichten des Missionars Kabis und des Landpredigers Perijanajachen im Leipziger Missionsblatt. 1895, 137 ff.; 345 ff.



Empfang bei dem Tunda-Häuptling Kafembe.

wußten, daß dieser Brief einen Sturm von Entrüstung entflammen würde, und daß sie bis zu dem angeetzten Taustage, dem Epiphaniasteste, noch durch heftige Kämpfe zu gehen haben würden.

Am Morgen des 3. Januar kam auch schon in aller Frühe um $1\frac{1}{2}$ 8 Uhr eine ganze Schar von Verwandten und Freunden der beiden Taufbewerber, um diese in ihrem Entschluß schwankend oder irre zu machen. „Die Begrüßungsscene,“ erzählt Missionar Rabis, „wird mir zeitlebens unvergesslich sein. Der alte, greise Vater des Wiswanatha Kaunder, der angesehene Schultheiß von Tiruppur, fiel seinem Sohne um den Hals, schluchzte und weinte so bitterlich, daß es einen erbarnten mußte. Ein Gleiches that der Onkel und Schwiegervater mit Subramanien. Die anderen Verwandten stimmten in die Klage ein und weinten, als ob sie Tote zu beklagen hätten. Es war eine herzbrechende Szene. Nachdem sie sich ausgeweint hatten, forderten sie die beiden auf, ihnen in die Stadt zu folgen. Die Taufe sei ja erst für den 6. Januar anberaumt, bis dahin sollten sie doch noch wenigstens mit ihnen Abschied feiern. Das war natürlich nur eine List; denn sie hofften, die beiden mit Güte oder Gewalt von der Taufe abzuhalten, wenn sie sie nur erst in ihrem Hause hätten. Die beiden Freunde ließen sich aber durch nichts erweichen und weigerten sich standhaft, ihnen zu folgen. Dann möchten sie doch wenigstens in den Garten kommen und des Subramanien alte, dort ohnmächtig liegende Großmutter begrüßen. Auch das war nur eine List. Die Großmutter saß vielmehr in einem Wagen nahe am Gartenthor. Man hatte geplant, die jungen Leute mit Gewalt zu entführen, wenn sie hinaus kämen, um die Großmutter zu sehen. Man ging hinunter in den Garten; im Schatten einiger großer Tamarindenbäume nahe bei dem Missionshause ließ sich die ganze große Gesellschaft, auf der Erde hockend, nieder, und nun begann man aufs neue alle Überredungskunst aufzubieten, sie zu bewegen, doch wenigstens für einen Tag zu ihnen zu kommen.

Es währte nicht lange, da kam Subramanien's alte Großmutter hereingewankt. Sobald ihr Enkel sie sah, ging er ihr entgegen. Sie fiel ihm um den Hals und mit in Thränen erstickter Stimme sagte sie:

„Ach, nun lebe ich wieder, seit ich dich sehe. Mein liebes Kind, in dir hat mein Auge Gott gesehn.“ O mit welch' rührender Liebe schaute sie ihren Enkel unverwandt an, wie fest klammerte sie sich an ihn. Als Subramanien sich wieder in den Kreis seiner Verwandten auf den Boden gesetzt hatte, legte sie ihren Kopf in seinen Schoß und streichelte seine Hände und weinte bitterlich.

„Ohne dich will ich nicht leben. Komm mit mir, oder wirf mich ins Meer. Ich bin alt und sterbe bald. Thu mir doch die Schmach nicht an, ein Christ zu werden. Deine Mutter ist gestorben, als du ein Säugling warst. Ich habe dich ausgezogen und wie eine Mutter an dir gehandelt. O welche Sünde habe ich gethan, daß ich dies erleben muß? Komm doch zurück mit uns! Denk an deine Frau, die vor Trauer keinen Bissen mehr anrühren wollte, seit dein Brief gekommen, hab' doch Erbarmen mit mir und all' deinen Verwandten hier. Du warst doch sonst solch lieber Sohn und uns immer gehorsam. Was ist in dich gefahren, daß du so halsstarrig geworden? Kann das Gott gefallen, daß du deinen Verwandten solch Herzeleid anthust?“

So drang sie mit vielen Worten in ihren Enkel.

„Geht ruhig nach Hause,“ ermahnten die beiden wiederholt und standhaft ihre Verwandten; „vor der Taufe gehen wir um keinen Preis mit euch. Wenn ihr uns nach der Taufe als Christen, obwohl wir damit die Raste brachen, aufnehmen wollt, so wollen wir zu euch kommen. Wenn ihr unsern Heiland Jesum kenntet, an den wir fest glauben, so würdet ihr verstehen, warum wir ihm mehr gehorchen als euch. Wir sind bereit, um seinetwillen alles zu verlassen, was uns sonst lieb und teuer ist.“

Unter solchen Wechselreden war es allmählich mittags 1 Uhr geworden. Die Verwandten zogen unverrichteter Sache ab. Die Großmutter freilich mußte mit Gewalt hinweggeschleppt werden, da sie lieber sterben als gehen wollte. Sobald wir allein waren, stärkten wir uns an Gottes Wort, lasen die Versuchungsgeschichte des Herrn, sangen das Lied: „Wir nach, spricht Christus, unser Held“ und dankten Gott für seinen Beistand in der Stunde der Versuchung.

Den Nachmittag über blieben die jungen Männer in meiner Studierstube. Ich erteilte ihnen Taufunterricht, und sie erquickten sich dann noch an Müllers Erquickstunden. Am frühen Morgen des 4. Januar als Subramanien gerade in meiner Stube war, sah er durchs Fenster seine Verwandten wiederkommen in noch größerer Anzahl als tags zuvor. Als ich hinweeilte, um Wiswanathen herbeizurufen, sah ich gerade noch, wie Subramanien auf die Kniee fiel, um durch Gebet für die neuen Kämpfe sich von dem Kraft zu holen, der allein zum Siege helfen kann. Als ich mit Wiswanathen zurückkam, stand ein großer Haufe Menschen vor meiner Thür; viele von ihnen waren mir vom vorhergehenden Tage wohl bekannt, die Mehrzahl aber war eben erst wieder mit der Bahn angekommen. Die Begrüßung war wieder herzbewegend. Der Schwager Subramaniens, ein feiner und reicher junger Mann, reichte ihm stumm die Hand und konnte im ersten Augenblick nur weinen und schluchzen. Mein großes Arbeitszimmer war bald gedrängt voll Menschen. Nur für einige hatte ich Stühle, die andern machten sich auf dem Fußboden bequem. Wiswanathen, der sich auf den Boden setzte, war bald von seinen Verwandten umringt. Die alte Großmutter ließ sich zu den Füßen ihres Enkels nieder und nekte sie unter Streicheln mit Thränen. Ein lautes Wortgefecht entspann sich. Wiswanathen sowohl wie Subramanien verteidigten nach Kräften ihren Glauben gegen all die Einwürfe der heidnischen Verwandten. Ich mischte mich so wenig wie möglich in die Disputation.

Während die Männer vergeblich alles aufboten, die beiden zum Abfall zu bewegen, war die Großmutter ins Nebenzimmer zu meiner Frau gegangen, um diese fußfällig anzuflehen, doch mit ihr Erbarmen zu haben. Sie als Mutter mußte doch wissen, was es heiße, ein Kind opfern zu müssen. Sie solle mich doch bitten, ihren Enkel mit ihr ziehen zu lassen. Sie solle ihr wenigstens erlauben, in einer andern Stube mit ihrem Enkel allein sprechen zu dürfen. Diesen Wunsch erfüllte ich gern, da auch ihr Enkel hierzu bereit war. Nach einer halben Stunde ging ich in unser Gastzimmer, wo sie waren. Die Szene, die ich dort sah, war unbeschreiblich. Großmutter und Onkel hielten zu gleicher Zeit den

Enkel umarmt und hatten ihr Gesicht an seine Brust und Schultern gelegt, küßten ihn und weinten unter Klagen, wie man einen Toten beweint.

Während Subramanien durch die Thränen und Klagen der Seinen mürbe gemacht werden sollte, hatte sich Wiswanathen tüchtig zu wehren. Seine Ruhe, mit der er für Christum zeugte, war ganz köstlich. Ein giftiger Pfeil nach dem andern prallte an dieser Glaubensfreudigkeit ab.

„Bedenkt doch,“ so lauteten die versucherischen Lockungen, „was ihr aufgeben wollt, eure Kaste, alle eure Verwandten, eure Frauen, die euch nicht folgen werden, und auch euer väterliches Erbe wird euch verloren gehen. Was hat euch denn dieser Missionar bisher Gutes gethan im Vergleich zu uns, die wir euch aufgezogen? Seid ihr erst getauft, dann lassen die Missionare euch laufen. Dann seid ihr von allen Seiten verlassen.“ Er erwiderte freudig: „O, es ist niemand, der ein Haus verläßt oder Eltern oder Brüder oder Weib oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfangt. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ „Ich weiß nicht, was das mit euch ist,“ sagte ein anderer, „eure Halsstarrigkeit ist entweder von Gott oder vom Teufel.“ „O, nein,“ schreit ein anderer dazwischen, „glaubt mirs, der Missionar hat eine Medizin in ihr Essen gethan und sie dadurch bezaubert. Solange der durch die Medizin verursachte Taumel und Schwindel anhält, nützt all unser Reden nichts. Paßt auf: nach ein bis zwei Monaten ist dieser Zauberschwindel verflögen, dann werden sie wieder auf uns hören. Kommt laßt uns gehen. Jetzt hilft unser Reden alles nichts.“ „Nein, ich gehe nicht,“ sagt einer, „ich habe heute geschworen, dies Haus nicht ohne meinen Schwager zu verlassen.“ Er, die Großmutter und der Onkel nahmen den Subramanien noch einmal allein bei Seite. Als ich mich nach einer Weile nach ihm umfah, hörte ich, wie er ganz köstlich über Christi Versöhnungstod und die Rechtfertigung durch den Glauben redete, und daß er lieber sein Leben als seinen Glauben an Christum lassen werde.

So ging es fort bis Nachmittag um 2 Uhr. Der Hunger trieb die Leute schließlich weg. Nur die Großmutter blieb bis zum Abend. Sie wollte lieber vor

Hunger sterben als ohne ihren Enkel abziehen. Der Schwager Subramaniens kam noch zuletzt zu mir und sagte: „Ach, mein Herr, Sie ahnen nicht, wie lieb ich meinen Schwager habe. Ich kann nicht von ihm lassen. Ich gebe die Hoffnung auf, daß er zu uns zurückkommt. Könnte ich glauben, ich würde selbst ein Christ. Beten Sie für mich, daß ich zum Glauben komme.“ Mit Händedruck wurde ihm das Versprechen gegeben. Dann ging auch er. Es war ein herzbrechender Kampf. Wehe uns Missionaren, die wir durch die Predigt vom Kreuz soviel Jammer und Herzeleid in die Familien bringen, wenn wir nicht selbst glaubten und erfahren hätten, daß in keinem andern Heil ist als allein im Namen unsers hochgelobten Heilandes! Durch Kreuz zur Krone, durch Schwert zum Frieden! „Wer Vater und Mutter mehr liebt als ihn, ist seiner nicht wert.“ (Matth. 10, 37.)

Als ich mit den beiden Konvertiten nach diesem heißen Kampfe wieder allein war, stärkten wir uns am 96. Psalm und dankten und lobten Gott für seine Hilfe und seinen Beistand. Als ich am späten Abend noch die beiden das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ so freudig singen hörte, da mußte ich mit einstimmen und Gott noch einmal danken für den Sieg und Segen des vergangenen Tages.

So kam der 6. Januar, das Epiphaniastag, herbei. Schon früh 8^{1/2} Uhr hatten sich in der lutherischen Kirche in dem Stadtteil Pursebalam nicht nur die lutherische Missionsgemeinde, sondern auch viele Christen aus anderen protestantischen Gemeinden eingefunden. In reine, weiße Gewänder gekleidet, betraten die beiden Täuflinge Wiswanathen und Subramanien die Kirche, der Vandprediger Perijanajachen begrüßte sie an der Kirchthüre und geleitete sie an den Taufstein, neben dem sie Platz nahmen. Ich durfte die Tauffeier halten, und ich

muß bekennen, daß es die ergreifendste Tauffeier gewesen ist, die ich und die Gemeinde erlebt haben. Nach der Prüfung in der christlichen Heilslehre erhoben sich die beiden Jünglinge, um einige Worte an die zahlreiche Gemeinde zu richten. Der eine, Wiswanathen, erzählte in schlichter und aufrichtiger Weise die Geschichte ihrer Bekehrung, der andere, Subramanien, fasste sein und seines Freundes Glaubensbekenntnis zusammen in die Worte von Luthers Erklärung des zweiten Artikels. Mir gingen vor Freuden die Augen über, und durch die ganze Gemeinde ging eine sichtbare Bewegung, als er freudig bekannte: „Ich glaube, daß Jesus Christus . . . sei mein Herr“ u. s. w. Als der Gottesdienst zu Ende war, umringten alle Gemeindeglieder die Neugetauften und begrüßten sie mit Händedruck und vielen Segenswünschen.

„Fünf Monate,“ so schließt Missionar Kabis seinen Bericht, „sind seit jenem reichgesegneten Tage verflossen. An die Rückkehr der Neugetauften in die Heimat nach Koimbatur durfte noch nicht gedacht werden. Die Verwandten haben sich noch nicht beruhigen und in die neue Sachlage finden können. Ein sehr reger Briefwechsel wird geführt. Die Neugetauften haben einen treuen Freund in ihrer Heimat, und das ist ein Mohammedaner, der aber statt im Koran in der Bibel liest und nicht an Mohammed glaubt, sondern in Jesu Namen betet. Dieser treue Freund, der selbst gern bald sich taufen lassen möchte, aber noch nicht den Mut finden kann, um seines Glaubens willen Haus und Hof, vielleicht auch sein Weib verlassen zu müssen, meldet seinen christlichen Freunden hier alle Vorgänge in der Heimat.“

Gott wolle die beiden Jünglinge in seiner Gnade erhalten, daß sie stark werden an ihrem inwendigen Menschen und Treue halten bis an den Tod!

Im Urwald.¹⁾

Mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung zog Baierlein, noch ein Jüngling an Jahren, in den nordamerikanischen Urwald hinaus, um im Anschluß an

deutsche Siedelungen im Gebiete der fünf großen Seen unter den Rothäuten zu missionieren. Der Häuptling Bemassikeh der Tschippewä-Indianer im Staate Michigan nahm ihn freundlich auf, und auf seinen Vorschlag erteilte ihm der ganze Stamm Heimatrecht. Damit war die

¹⁾ Baierlein, Im Urwalde. Bei den roten Indianern. 3. Aufl. Dresden, J. Neumann's Verlag. 2 M., geb. 3 M.

Thür zu einer gedeihlichen Missions-
wirksamkeit geöffnet. Der junge Missionar
besaß die große Selbstverleugnung, den
Indianern ein Indianer zu werden. Er
fühlte sich wohl in dem unendlichen, schwei-
genden Urwald und unter den biedern,
ehrlichen Kindern desselben. Und diese
gewannen trotz aller üblen Erfahrungen,
die sie mit den andern Weißen gemacht
hatten, ein Herz zu ihm und schlossen sich
eng an ihn an. Mitten im pfadlosen

gehöft, in dem Wohnhaus und Kapelle
des Missionars unter einem Dach ge-
borgen sind; ein freundlich eingegerter
Garten mit Gemüsebeeten und Obstbäumen
umgiebt dasselbe. Zur Rechten des Bildes
hat auch schon ein christlicher Indianer dem
Missionar nachgeeifert und sich ein nied-
liches Blockhaus gebaut. Die Indianer
aber in ihrer malerischen Volkstracht, mit
der großen Wolldecke über den Schultern
und das lange, schwarze Haar in Zöpfe



Bethany im Urwalde.

Urwald entstand so ein liebliches Idyll, die
Station Bethany, von der wir unsern Lesern
ein Bild vorlegen. Überall stehen noch die
Baumstümpfe, einige Baumstämme liegen
umher, Beweise, daß seit kurzem erst der
Boden dem Urwald abgewonnen ist. Im
Vordergrunde sehen wir einige altindianische
Rindenhöhlen, kaum mannshoch aufgeführt,
der Rauch entströmt qualmend durch die
Dach- und Thüröffnungen. Aber dahinter
steht zur Linken das trauliche Missions-

geflochten, bewegen sich so friedlich umher,
als gäb's keinen Krieg mehr; jung und
alt, Männer und Frauen suchen den
Weg zur Kapelle. Diese ganze Geschichte
erzählt Baierlein in seinem Buche „Im
Urwalde“ mit großer Anschaulichkeit und
Lebendigkeit. Wir können unsere Leser
nur einladen, selbst das frisch geschriebene
Buch zur Hand zu nehmen, es ist eine
wahre Indianergeschichte.

Vermischtes.

Kaisers Geburtstag in Deutsch-Südwest-Afrika. Unseres Kaisers Geburtstag fiel im vorigen Jahr (1895) bekanntlich auf den Sonntag. Major Leutwein war mit einem Teil seiner Schutztruppe gerade auf einem Zuge nach dem äußersten Osten des südwest-afrikanischen Schutzgebietes begriffen. Den festlichen Tag verlebte er mit seinen Truppen auf der Rheinischen Missionsstation Gochas. Die beiden Missionare dort, Stahlhut und Albath, hatten sich dahin verständigt, daß ersterer in der Buschkirche den Nama predigen sollte, während letzterer auf einer freien Anhöhe Militärgottesdienst hielt. Die Soldaten hatten einen schönen Altar erbaut und ihn recht geschmackvoll, wenn auch etwas kriegerisch ausgestattet. Er war mit Dornzweigen schön geschmückt, zu beiden Seiten standen Gewehrpyramiden, den Sockel zierten gekreuzte Schwerter und Trompeten, und auf der rechten Seite standen die in einer Reihe aufgestellten Kanonen. Die Soldaten hatten sich im Biereck um den Altar gruppiert; in der Mitte des Bierecks standen die Offiziere und ganz vorne, in Albath's unmittelbaren Nähe, der Major, auf seinen Degen gestützt. Bald nach Sonnenaufgang begann der Gottesdienst. Unter Begleitung der Militärmusik sangen sie das Lied: „Nun danket alle Gott“; darauf verlas Albath den 121. Psalm, sprach ein Gebet und predigte dann über den Spruch: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Nach dem Gottesdienst fand die Besichtigung der Geschütze statt. Simon Kooper (der Kapitän von Gochas) wollte sich anfangs nicht daran beteiligen, aber der Major faßte ihn freundschaftlich unter den Arm, und so spazierten beide die Anhöhe hinan. Am Nachmittag fand dann noch im Missionshaus ein einfaches Festessen statt und abends im Lager allerhand Unterhaltungen für die Soldaten in durchaus würdigen Grenzen.“

Die Mission als Bahnbrecher der Kultur. Miß. Walker erzählt aus Uganda, daß er und seine Gefährten beim Bau eines neuen, größeren Wohnhauses einen Anfang damit gemacht hatten, Tagelohn zu bezahlen. „Es ist,“ schreibt er, „hier zu Lande etwas ganz Neues, daß jemand für

seine Arbeit bezahlt bekommt. Bisher war es so: Der Häuptling gab einem Bauer ein Stück Land, und dafür gab der Bauer dem Häuptling seine Arbeitskraft. Selbst was der Bauer in seiner freien Zeit arbeitete, gehörte dem Häuptling. Jeder Versuch, sich ein besseres Haus zu bauen oder sonst seine Lage zu verbessern, wurde als eine Unmaßung angesehen und sofort hintertrieben. Heute sah ich nun den Missionar Fletcher Lohn auszahlen und sah die Freude der Leute, als sie weggingen, um ihre Muscheln aufzureihen. Muscheln sind nämlich in Uganda das übliche Kleingeld, 1000 Kaurimuscheln haben etwa den Wert von 4 Mark. Ich fragte einen Mann, der vor Vergnügen umhertanzte, was er mit seinen Muscheln machen wolle? Er sagte, er wolle sie sparen, bis er genug habe, sich ein Buch zu kaufen. Er meinte ein Neues Testament, das kostet 400 Muscheln, der Tagelohn beträgt 40 Muscheln. Ein anderer sagte mir, er wolle sich ein Stück Kaliko zum Anziehen kaufen, weil er das waschen könne, sein Rindenzug könne nicht gewaschen werden, und das Ungeziefer belästige ihn. Ohne Zweifel werden sich nun die Häuptlinge für ihre Ländereien bald Pacht zahlen lassen, und dann werden sie auch ihrerseits anfangen, ihre Leute zu bezahlen.“ Das giebt dann allmählich eine vollständige, aber sehr heilsame Umwälzung in den socialen Verhältnissen des Landes. Intell. 1895.

Miß Annie Taylor, Die Begründerin der Tibetan Pionier Mission, schreibt, daß ihre Arbeit in dem tibetischen Grenzorte Yatong, oberhalb Dardschiling auf der tibetischen Seite des Himalaja, ungestört und nicht ungesegnet fortgehe. „Ich habe viele Kranke zu behandeln und wünschte, ich hätte meine Apotheke schon in Ordnung und Medicinen zur Hand; aber ich kann gar nichts gebaut und hergestellt bekommen; denn es giebt hier keine Zimmerleute, sondern nur Holzhauer, die nicht zu bauen verstehen. Die niedrigsten Arbeiten muß man selbst verrichten, und von Komfort und Bequemlichkeit des Lebens ist hier keine Spur.

„Als ich meinen ersten Besuch machte, ließ ich meine Sachen hier bei einem zuverlässigen Manne. Aber zwei seiner Knechte erbrachen während meiner Ab-

wesenheit die Kiste, leerten sie aus und machten sich mit meinen Sachen aus dem Staube. Sie wurden aber ergriffen, zurücktransportiert und erhielten unterwegs schon jeder 300 Stockprügel. Vor einer Woche nun brachten mehrere chinesische Beamte die armen Menschen mit einem Teil des gestohlenen Gutes zu mir und wollten sie in meiner Gegenwart totprügeln. Ein Bündel dicker Stöcke, die zum Teil voller Dornen waren, lag schon für diesen Zweck bereit. Ich hatte viele Mühe, die Be-

amten zu überzeugen, daß die Diebe schon Strafe genug erhalten hätten und jetzt freigelassen werden müßten. Die Dankbarkeit der zwei von der Marter Erlösten kann man sich denken; sie kamen zu mir, verbeugten sich tief, und konnten nicht Worte des Dankes genug finden. Ich benutzte die Gelegenheit, um dem zahlreich versammelten Volk in Tibetisch und Chinesisch in einer Ansprache zu sagen, daß nur die Jünger Christi ihre Mitmenschen recht lieben könnten.“

Bücherbesprechungen.

H. von François, Rama und Damara. Deutsch-Südwest-Afrika. Verlag C. Baensch jun. Magdeburg. Eleg. geb. 12 M.

F. J. von Bülow, Premierlieutenant. Deutsch-Südwest-Afrika. **Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois.** Schilderungen von Land und Leuten. Berlin, Verlag Mittler & Sohn. Brosch. 6 M., geb. 7,50 M.

Deutsch-Südwest-Afrika ist bisher unter der Fülle der kolonialen Litteratur etwas stiefmütterlich weggekommen; es ist besonders von Deutsch-Ost-Afrika weit in den Hintergrund gedrängt worden. Erst in neuester Zeit bricht sich die Überzeugung Bahn, daß doch nach verschiedenen Richtungen hin diese ehemals so verachtete Sandbüchse unser wertvollster Kolonialbesitz ist. Zweifellos ist es der einzige, der für eine Auswanderung deutscher Bürger und für deutsche Landwirtschaft ernstlich in Frage kommt. Da erscheinen die vorstehenden Bücher gerade rechtzeitig, um über diese Kolonie gründliche Auskunft zu erteilen. Premierlieutenant von Bülow's Buch ist mehr Erzählung seiner Erlebnisse und Abenteuer, besonders der Bekämpfung und Besiegung Hendrik Witboois. Es orientiert dadurch, daß man den Verf. auf seinen Reisen durch die Kolonie begleitet. François' Buch ist systematisch angelegt, es behandelt in 10 Kapiteln die Geographie des Landes, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Geschichte, die politischen Verhältnisse usw. Beide Werke sind illustriert, das Buch von François' in geradezu glänzender Weise; es ist in seiner eleganten Ausstattung ein Werk von hervorragender Schönheit, zum Geschenk sehr geeignet. Auch wegen seiner missionsfreundlichen Stellung können wir von François' Buch warm empfehlen. Wir können es uns nicht versagen, aus von François' Buch einige die Mission betreffenden Sätze abzudrucken; jeder Missionsfreund wird an dem uneingeschränkten Lob, das hier der Rheinischen Mission gespendet wird, seine helle Freude haben:

„Ohne die Pionierarbeit der Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte, zumal Holländer und Engländer, zur sogenannten Erforschung und Kultivierung gethan haben, fällt gar nicht ins Gewicht neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit. Und diese Arbeit will um so mehr bedeuten, als alle egoistischen Motive, die

den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen.



Hendrik Witbooi.

(Aus H. v. François, Rama und Damara.)

„Es muß eine erhabene Triebkraft sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteseindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre und Ruhm, Sicherheit des eigenen Lebens, und das der Familienglieder, alles preiszugeben um einer schwarzen oder roten Menschenseele das Geheimnis von der Liebe Gottes,

auch die sozialen und politischen Lebensbedingungen hat er einfach zu acceptieren. Er giebt fortwährend, nicht nur von dem inneren Schätze seines geistigen Lebens und Könnens; nein, um dahin zu gelangen, muß er unermüdet bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister, bald Füllhorn spielen; immer geben, Geschenke, Lehren, Verbesserungen, niemals nehmen, kaum

ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das jahre-, jahrzehntelang, gleichermaßen geduldig, gleichermaßen erfinderisch fortzusetzen, dazu gehört in der That mehr als Menschenkraft, das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen, man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können.“ (Von François a. a. O. S. 300 und 301.)

Um einen Eindruck von der schönen Illustrierung des François'schen Buches zu geben, legen wir zwei Bilder daraus bei. Das eine ist ein neueres Bild des bekannten Hendrik Witbooi, der unsern Soldaten so viel zu schaffen gemacht hat. Das andere ist eine Gruppe Hererofrauen in der originellen Volkstracht. Am merkwürdigsten sind daran der eiserne Armschmuck an den Unterarmen, die



Hererofrauen. (Aus H. v. François, Rama und Damara.)

von der Errettung aus materiellem und sittlichem Elend, von Entwicklung zum Idealen, zur Menschenwürde einzulösen. Und das Alles um einen Jahreslohn von 2400 Mark, einer dürftigen Anfangseinrichtung. Das eigene Interesse wird zurückgestellt, der Missionar wird Rama- oder Hereromann; nicht bloß in seinen äußeren Existenzformen, in Sprache, Umfang, Vorstellungswelt,

sonderbare dreizipfelige Kappe aus hartem Ochsenleder, die von weitem einer Fledermaus nicht unähnlich sieht, und die daran befestigte, breit über den Rücken herunterfallende Garnitur, auf Ochsenriemen gezogener, kurzer Eisenröhrchen und länglicher Perlen; die Riemenenden derselben reichen bis an die Kniekehle.



Eine verlassene Missionsstation.

Von D. Flex.

Es kann kaum einen traurigeren und bedrückenderen Anblick geben, als eine verlassene und verfallende Missionsstation. Wie viele Gebete, wie viele Hoffnungen, welche Opfer an Geld, Gesundheit und Leben liegen da begraben! Alle Arbeit ist umsonst gewesen. Die Mittel reichten entweder nicht aus, oder das Klima war zu ungesund für die Missionare, oder was das Allertraurigste ist, alle Anstrengungen, einen Eindruck auf die Eingeborenen zu machen und ihnen das Wort Gottes, selbst in ihrer eigenen Sprache, nahe zu bringen, sind erfolglos geblieben, und — die Station mußte aufgegeben werden; „wenigstens vor der Hand“ sagte man, um sich zu

trösten. — Da stehen nun die Häuser mit eingefallenen Dächern, zerbröckelten Mauern, zerشلagenen Fenstern, ohne Thüren, eine Zufluchtsstätte der Schakale, Skorpione und Schlangen. Jedes alte Mauerwerk in Indien wimmelt mit der Zeit von Cobras. Die Zugänge sind mit Gras überwuchert, die Anpflanzungen verwildert, auf den Bäumen sitzen die Geier ihre blinkenden Augen zur Nachtruhe schließend, und alles ist still, totenstill.

Anm. Wir benugen gern die Gelegenheit, um auf das Werk des Professor Sievers, Allgemeine Ländertunde, A s i e n aufmerksam zu machen. Es enthält in Form eines Handbuchs alles Wissenswerte über die Länder und Völker, das Tier- und Pflanzenreich Asiens. Vortreffliche, sorgfältig ausgewählte Bilder erhöhen den Wert des bedeutenden Wertes.

Das war so ungefähr das Bild, welches sich unsern Augen an einem Oktoberabend des Jahres 1875 in H. darbot. Ich war in Begleitung meiner Familie nach fast achtunddreißigstündiger Balkireise an dem Ort unserer Bestimmung angekommen. Die ermattende Hitze des Tages, mangelhafte Verpflegung auf dem Wege, das endlich unerträglich werdende Schütteln und Stoßen des Balkis hatte uns alle aufs äußerste erschöpft, und die düstere Öde, welche uns hier, in unserer zukünft-

tigen Heimat entgegenstarrte, überwältigte uns im Augenblick derart, daß wir lautlos dastanden. —

„Palki bhitar rakhenge?“ (Sollen wir die Palkis hineinragen?) fragte der Sirdar (Aufseher) der Palki- und Gepäckträger.

„Han lejao.“ (Ja, schafft sie hinein.)

Ich schreite voran in das Haus. Ein rauchiger Dunst strömt mir aus den finstern Räumen entgegen. Ich gehe ihm nach. Im mittleren Zimmer brennt ein Kohlenfeuer im Kamin.

„Massal lao!“ (Bringt eine Fackel!)

Ein Träger bringt eine von den Fackeln, welche des Nachts neben dem Palki hergetragen werden, damit die Leute den Weg sehen können. Bei ihrem Schein entdecke ich einige Stühle und einen Tisch, auf dem letzteren steht ein Korb. Ich öffne den Deckel. Oben auf liegt ein an mich adressierter Brief. Ich mache ihn auf und lese:

Lieber Herr Flex!

Da ich erfahre, daß Sie heute abend ankommen, sende ich einen Korb mit Lebensmitteln. Ich habe meinen Diener beauftragt, ein Feuer anzuzünden, vielleicht ist es kühl am Abend. Teilen Sie mir, bitte, mit, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann.

Mit den besten Wünschen

bin ich Ihr aufrichtig ergebener
W. B.

Ein mir unbekannter Pflanzler, dessen Plantage in der Nähe von S. lag, und mit dem ich einige Zeit vorher über meine Absicht, die Missionsstation wieder aufzunehmen, korrespondiert hatte, war es, der uns in dieser trüben Stunde seine Hand zum ersten Willkommen darreichte.

Als ich am nächsten Morgen die nähere Umgebung der Häuser einer eingehenderen Besichtigung unterzog, wurde der anfangs geschilderte Eindruck noch verstärkt. Der Garten war von dem Vieh der heidnischen Umwohner zerstampft; einige Gräber oder grabähnliche Hügel, die, wie ich später erfuhr, die Gebeine christlicher Eingeborenen enthielten, die an der Cholera gestorben waren, hatten die Schakale zermühlt; ein schöner, hoher Platz unter einem der größten Bäume war bedeckt mit schmutzigem Stroh, zerbrochenem Geschirr und halbverbrannten Holzstücken; er hatte augen-

scheinlich den vorbeiziehenden Karawanen als regelmäßiger Lagerplatz gedient. Am schrecklichsten sah der Brunnen aus. Die Schöpfflange war zerbrochen, die Seiten des runden Mauerwerks mit dicken Schlingpflanzen und Moos überwachsen, und tief unten lagerte eine grünschillernde Masse von Schlamm. Das traf uns am härtesten, denn Wasser war ja das Nötigste, was wir brauchten. Ich ging nach dem nächsten heidnischen Dorf und bat um Erlaubnis, aus dem öffentlichen Brunnen schöpfen zu dürfen.

„Ja, der ist draußen im Reisfeld, da könnt Ihr Wasser holen“, sagte der Manji.¹⁾ Um dem Leser einen Begriff zu geben, was das für ein Brunnen ist, muß ich erwähnen, daß die Ureinwohner dieses Teils von Indien, welche den kolarischen Stämmen angehören, keine eigentlichen Brunnen haben; sie graben an einer der tiefgelegenen Stellen der Reisfelder ein Loch, in welches naturgemäß die von den höher gelegenen Feldern herabfließende Feuchtigkeit durchsickert, selbstverständlich vermisch mit einer Masse Schmutz und versauften, vegetabilischen Stoffen. Zu diesem Loch zieht nun die weibliche Jugend des Dorfes jeden Morgen, mit großen, urnenartigen Töpfen versehen, hinaus, um den Wasserbedarf für den Tag zu holen. Doch nein — erst wird Toilette gemacht; und dazu gehört zuerst das Zähneputzen, was vermittelt einer Naturzahnbürste geschieht, die aus einem abgebrochenen Zweigstückchen, das man an einem Ende weich kaut, besteht. Die Mädchen sitzen oder stehen alle um das Brunnenloch herum und machen ihre Zähne rein, dann kommen die Abwaschungen des Körpers und zuletzt das Waschen einzelner Bekleidungsgegenstände. Das bei all diesem Waschen gebrauchte Wasser fließt nun selbstredend wieder in das Loch zurück, und aus demselben werden nach Beendigung der Toilette die Krüge und Töpfe für den Tagesgebrauch im Hause gefüllt. Das Wasser habe ich mit meiner Familie wochenlang trinken müssen, bis unser Brunnen gereinigt war und sich wieder mit gesundem Wasser gefüllt hatte.

Meine erste Aufgabe war, die zu einem indischen Haushalt absolut notwendigen Diener zu bekommen. Bei der großen

¹⁾ Dorfälteste.



Indischer Hochwald. (Aus Sievers, Asien.)

Siße ist es für die europäischen Frauen unmöglich, selbst zu kochen und andere ermüdende Arbeiten auf die Dauer zu unternehmen. Ein Missionshaushalt ist natürlich auf das einfachste eingerichtet, trotzdem müssen mehrere Diensthoten angenommen werden, um die verschiedenen Arbeiten zu verrichten. Die Schwierigkeit wird dadurch noch erhöht, daß jeder Diener nur die zu seiner Rasse gehörige Verrichtung übernimmt, denn sobald er etwas anderes, als was zu seiner Rasse gehört, thäte, so würde er seine Rasse verlieren und damit ein bejat (Ausgestoßener) werden. Der Wäscher thut also z. B. nichts als Wäsche waschen, der Gärtner besorgt nur den Garten, der Wasserträger sorgt nur für einen Vorrat von Wasser, der Pankazieher zieht eben nur Panka,¹⁾ u. s. w. Anders ist es, wenn man christliche Diener haben kann, da dieselben schon durch ihren Übertritt zum Christentum ihrer Rasse verlustig gegangen sind, so unterziehen sie sich allen Arbeiten; ich hatte aber in S. natürlich keine Christen, mußte mir also heidnische Diener zu verschaffen suchen. Unser Koch, ein Mohammedaner, der schon jahrelang auf der Hauptstation in meinen Diensten gestanden, hatte uns nach S. begleitet; nun galt es zunächst einen Massalchi (Wasserträger) zu besorgen, einen Mali, der den Garten in Ordnung bringen und das für unsern Unterhalt nötige Gemüse bauen sollte, einen Tschau-kidar (Wächter), der auch die nötigen Botengänge übernahm, einen Wäscher, einen Pferdeknecht und eine Stubendienerin, welcher die Reinigung der Badestuben und Schlafzimmer obliegt. Es macht mir besonderes Vergnügen, auf nebenstehendem Bilde dem Leser die eben genannten Diener vorzustellen. Jeder von ihnen hat eine Geschichte, die, wenn ich sie erzählen dürfte, dem Leser die wunderbarsten Einblicke in das Leben der Eingeborenen geben würde, hier muß ich mich eben nur auf die kürzesten Andeutungen beschränken.

Der alte Herr in tadellosem Weiß mit dem Präsentierteller in der Hand, auf dem er eine Tasse Thee und zwei Eier

anbietet, ist der Koch, der zugleich den Dienst bei Tisch mit besorgt. Er ist ein Mohammedaner und hat 9 Jahre in meinem Dienst gestanden bis zu seinem Tode. Er hat mich auf allen meinen Reisen während dieser Zeit begleitet und — mich nie hungern lassen. Durch den langjährigen Umgang mit meiner Familie hatte sich sein anfangs sehr schroffes Mohammedanertum ganz abgeschliffen, und wenn ihn die Furcht vor seinen Verwandten nicht abgehalten hätte, so wäre er Christ geworden.

Der vor ihm sitzende Diener ist der Mali (Gärtner), dem der unaufhörliche Umgang mit Blumen — in Indien haben wir das ganze Jahr hindurch Blumen, mit denen der Gärtner jeden Morgen die Zimmer und die Verandas schmückt — etwas Sanftes, Nachdenkliches gegeben hat; er ist nie ärgerlich geworden, auch seine Stimme ist wie sein Gemüt weich.

Der Diener in der Mitte mit der Schuhbürste in der Hand und dem Handtuch über der Schulter ist Ramjan, mein Faktotum. Von Geburt ein Hindu hat er in seiner Jugend eine Elementarschule besucht, dann als Wächter, Privatpolizist, Postbote und Kammerdiener die Welt gesehen und sich infolge dessen von seinen Rastenvorurteilen bis zu einem gewissen Grade losgemacht. Götzendienst und Hindugötter sind für ihn ein überwundener Standpunkt. Er ist auf meinen Missionsreisen meine rechte Hand in allen Dingen, er findet die besten Lagerplätze, unter seiner energischen Leitung muß auch der faulste Lastträger seine Pflicht thun, er liegt des Nachts vor meinem Zelt und unterhält das Feuer, um die Tiger wegzutreiben. Unbezahlbar sind aber seine Dienste bei meinen Besuchen in heidnischen Dörfern. Wie ein vollständig dressierter Schäferhund trieb er die Heiden, von denen mir sonst viele unerreichbar geblieben wären, zusammen und brachte sie entweder zu meinem Zelt oder zu einem alten Tempel im Orte selbst, wo ich ihnen das Wort Gottes predigen und mich mit ihnen ungestört unterreden konnte. Wenn er merkte, daß ein Heide vielleicht nicht aufmerksam zuhörte, so rief er ihm zu: „Suno, suno, Sahib kya bolta hai, pran ki bat hai!“ (Höre, höre, was der Sahib sagt, es sind Worte für die Seele.) Den Katechismus

¹⁾ Große, das ganze Zimmer beherrschende Fächer mit langen Zeugfransen. Sie hängen an der Decke und werden vermittelft eines Strickes, welcher durch die Wand geht, von draußen gezogen.

hatte er mit der Zeit auswendig gelernt, ebenso wußte er vollständig Bescheid im Neuen Testament, und wenn die Taufkandidaten beim Vorbereitungsunterricht manchmal eine Antwort auf eine Frage schuldig blieben, so half er ihnen ein. Und trotzdem konnte er im innersten Grund seiner Seele die Furcht vor der Kaste nicht loswerden. Als ich die neuen Thüren zu unserm Hause vor dem Anstrich mit Farbe mit einem scharfen Öl beizen wollte, forderte ich ihn auf, mir dabei zu helfen.

andern Seite ein Kanu zum Übersetzen zu suchen.

„Und der Mann ist doch natürlich Christ geworden?“ fragt der Leser.

„Nein.“ Der Mann war treu und aufrichtig wie Gold, so oft ich aber in ihn drang, seine Überzeugung durch die Annahme der Taufe zu besiegeln, sah er mich mit seinen dunkeln, ernsten Augen innig an und sagte:

„Nahin banega, Sahib, bap dada log jahan hain, tahan jaenge.“ (Es geht



Diener.

Er warf sich auf die Kniee vor mir und bat mit flehender Stimme, ihm die Arbeit zu erlassen.

„Aber warum denn, du bist doch sonst nicht so eigen mit der Kaste?“

„Barhi ka kam hai, Sahib!“ (Es ist des Tischlers Arbeit, Herr, ich darf sie nicht thun!)

Einige Stunden nachher schwamm er für mich durch einen vom Regen angeschwollenen Fluß, wobei er buchstäblich sein Leben aufs Spiel setzte, um auf der

nicht, Herr, wo meine Vorfahren sind, da muß ich auch sein. —)

Der neben ihm sitzende Diener mit dem grauen Schnurrbart, dem martialischen Gesicht und den etwas verschwommenen Augen ist der Dhobi (Wäscher). Der Mann hat eine Lebensgeschichte hinter sich, die Stoff zu mehr als einem Roman gäbe. Man sieht's ihm sogleich an, daß er Soldat gewesen. Er hat die Feldzüge in Oberbarma mitgemacht, hat während des großen Aufstandes 1857—1858 treu zur

englischen Regierung gehalten und spricht mit großer Begeisterung von seinen Erlebnissen in den Kämpfen mit den eingeborenen Grenzstämmen. Er hat mit einer kleinen Pension endlich seinen Abschied genommen und treibt jetzt, um einen Nebenverdienst zu haben, das Gewerbe seiner ursprünglichen Rasse. Er wäscht und bügelt mit militärischer Genauigkeit, und meine Leibwäsche wurde von ihm mit einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit behandelt, daß ich absolut nie etwas zu tadeln fand. Wenn seine Arbeit vorüber ist, so zieht er sich in eine Ecke seiner Hütte zurück und stärkt sich mit einem Schluck Shrab.¹⁾ Eines Tages betrat ich dieselbe gerade, als er die eben gebrauchte Flasche auforkte und unter einer wollenen Decke in dem Reiskorb verbarg.

„Was, Dhobi, du trinkst doch nicht!“

„Nein, Herr, gewiß nicht.“

„Ja, aber“ — (auf die Flasche zeigend).

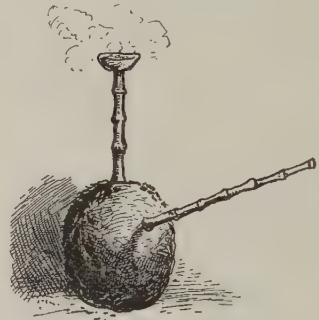
„Ja, sehen Sie, Herr, das ist meine Medizin; bei unsern langen Marschen durch die Wälder und Sümpfe in Oberassam gab uns der Doktor Sahib jeden Morgen eine Dosis Chinin und jeden Abend ein Glas Rum, um uns vor Fieber und Ruhr zu bewahren, und wenn ich jetzt so stundenlang im Wasser gestanden habe,²⁾ so fühle ich, daß ich was Warmes nehmen muß. Rum habe ich nicht, aber Shrab thut's auch.“

Daher die etwas verschleierten Augen.

Und wer ist nun der hagere Bursch mit dem Cigarrenstummel im Mund?

Das ist mein Pferdefnecht. Auch die Wartung der Pferde liegt in den Händen einer bestimmten Rasse. Die Leute haben einen sehr anstrengenden Dienst. Außer dem Putzen der Pferde müssen sie jeden Tag das Einholen des nötigen Grasfutters besorgen und zu diesem Zweck oft stundenweit in den Wald gehen, um geeignetes Gras zu suchen, und in der heißen Zeit, wenn alles verdorrt ist, finden sie überhaupt keins; sie graben dann mit kleinen Handschaufeln Gras- und Kräutermurzeln aus, die sie sorglich waschen und dem Pferde

als Futter reichen. Der aufreibendste Teil ihrer Arbeit ist jedoch das Begleiten ihrer Herren auf Reisen. Der Pferdefnecht muß nämlich immer neben dem Pferde herlaufen, ob dasselbe nun Schritt, Trab oder Galopp geht, um es infolge irgend eines Vorkommnisses seinem Herrn sogleich abnehmen zu können. Der Mann ist daher stets sehr leicht bekleidet. Die Pferdedecke trägt er zusammengerollt, mit einem Halfterstrick umschnürt auf dem Rücken. Die großen Strapazen machen die Leute hager und sehr mäßig im Essen und Trinken. Nur eine Leidenschaft haben sie fast alle, das ist das Rauchen. Es ersezt bei ihnen oft Speise und Trank, zu deren Zubereitung sie bei größeren Touren kaum Zeit finden. Während sie, die Pferde am Halfter haltend, auf der Erde hocken und auf ihre Herren warten, rauchen sie dann entweder die gewöhnliche Hukka¹⁾



oder, da diese nicht überallhin mitgenommen werden kann, improvisierte Cigarren, d. h. sie rollen irgend ein grünes Blatt zusammen und füllen es mit Tabak. Da das nicht besonders gut schmeckt, so sind sie sehr dankbar, wenn man ihnen Cheruts, das sind in Birma gemachte Cigarren, schenkt. Da diese auch von Eingeborenen fabriziert sind, so meinen sie, daß ihre Rasse durch das Rauchen dieser Cigarren nicht verunreinigt wird. Barghal, mein Pferdefnecht, liebte sie über alles, und da sie sehr billig sind, so wurde es mir nicht schwer, seine Bedürfnisse in dieser Hinsicht zu befriedigen.

Der Mann fand ein tragisches Ende in der treuen Erfüllung seines Berufs.

¹⁾ Ein aus Reis oder den Blüten des Mahuabaumes destilliertes alkoholhaltiges Getränk.

²⁾ Die Wäscher waschen nicht im Hause, sondern in Flüssen oder Teichen.

¹⁾ Besteht aus einer hohlen Kotosnuß, welche mit Wasser gefüllt ist, einem Bambusrohr mit Thonschale zur Aufnahme des Tabaks und einem zweiten Bambusrohr als Mundstück.

Er ging eines Vormittags in der heißen Zeit nach einem von der Station ungefähr anderthalb Stunden entfernten Dschungelwalde, um wie gewöhnlich Gras für das Pferd zu suchen, kehrte aber zu Mittag nicht zurück. Gegen drei Uhr kam Ramjan und meldete, Barghal sei noch nicht da, und seine Frau sei in großer Angst um ihn. Diese Angst war nicht unbegründet. Seit einigen Wochen machte ein Tiger die Umgegend unsicher. Erst vor einigen Tagen hatte derselbe auf der Plantage des anfangs erwähnten Engländers einen jungen Ohjien zerrissen, und es war wohl möglich, daß er sich des Tages über in dem Gebiet des schluchtenreichen Urwaldes aufhielt. Als Barghal um 5 Uhr noch nicht erschienen war, sattelte ich den Pony und ritt, begleitet von Ramjan und dem Wäscher, nach dem Walde in der Richtung zu, die er des Morgens eingeschlagen hatte. Wir kamen bald an Stellen von abgeschürften Grasplätzen, wo er Futter gesammelt hatte. Hier und da weggeworfene Graswurzeln, die er als untauglich aus seinem Sack ausgeschieden hatte, zeigten uns seine Spur. Dieselbe zweigte endlich nach verschiedenen Seiten ab, je nachdem er im Aufsuchen besseren Grases bald hierhin, bald dorthin gegangen war. Ich ließ daher Ramjan und den Wäscher zu beiden Seiten von mir den Wald durchstreifen, doch so, daß wir immer in Hörweite voneinander blieben. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde weiter vorgedrungen waren, erscholl von Ramjan's Seite der ominöse Ruf: „Mila!“ — (Gefunden!) —

„Kahan?“ (Wo?)

„Yahanao!“ (Kommt hierher!)

Der Dhobi und ich durchbrachen das Strauchwerk, so schnell wir konnten, und fanden Ramjan vor einem Haufen zerrissener, blutiger Gliedmaßen stehen.

„Bagh khaya!“ (der Tiger hat ihn zerrissen) war alles, was er sagte.

Das teilweise geronnene Blut und die in der Erde schon eingetrockneten Blutlachen zeigten, daß Barghal schon am Morgen sein schreckliches Ende gefunden.

Thränenden Auges sammelten wir die vollständig zermalnten Überreste in den halbgefüllten Grassack, ich hieb mit meinem Dschungelmesser eine Bambusstange ab, an welcher die Last befestigt und von Ramjan und dem Dhobi auf den Schultern nach

Hause getragen wurde. Auf der Station angekommen, begruben wir sie noch in derselben Nacht in der Ecke im Garten, wo die andern Gräber waren. —

Ich hatte mich bei der Übernahme der verlassenen Station anheischig gemacht, die Kosten zur Wiederherstellung der Baulichkeiten durch Privatsammlungen unter deutschen und englischen Missionsfreunden aufzubringen. Das erforderte selbstverständlich eine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz. Es galt ja, nicht nur die Freunde in der Heimat und in Indien für die Sache zu interessieren, sondern auch überall neue Helfer zu gewinnen. Trotzdem konnte ich mit dem Bau nicht warten, bis die dazu erforderlichen Gelder zusammengekommen waren, denn wir konnten in den halberfallenen Gebäuden wohl allenfalls in der kalten Zeit, aber nicht in der heißen und Regenzeit wohnen. Während ich also meine geflügelten Boten in der Gestalt von Briefen, Bittschriften und Zirkularen in alle Welt ausandte und bei den im Umkreise von H. anässigen Pflanzern und Regierungsbeamten Besuche machte, um sie alle für mein Werk zu gewinnen, mußte Ramjan allerhand Handwerker voll anwerben, mit den umwohnenden Hindu-Grundbesitzern Kontrakte über Bauholzlieferung abmachen und Tagelöhner und Fuhrleute besorgen, um alles Material herbeizuschaffen. Schon in der zweiten Woche nach unserer Ankunft konnte mit der Arbeit begonnen werden. Es war im vollsten Sinne des Worts eine Glaubens-Arbeit. Denn noch hatte ich keine Mittel in den Händen, die Kosten zu bestreiten. Sie kamen aber nach und nach zusammen. Einer meiner eifrigsten Mitarbeiter wurde der englische Arzt der Civilstation, welcher seinen weitreichenden Einfluß unter Europäern und hochgestellten eingebornen Regierungsbeamten benutzte, um mein Unternehmen zu fördern. Alle sammelten Beiträge für die gute Sache. Eines Tages erhielt ich sogar eine Geldsumme von dem Gefängniswärter der Civilstation, der mich bat, auch sein Scherflein zu verwenden.

Unendlich schwieriger als der Wiederaufbau der Station war aber die Wiederaufnahme der Missionsarbeit. Ich werde bis zu meinem Tode den Eindruck nicht vergessen, welchen der erste Sonntag auf

diesem verlassenen und verödeten Platze auf uns machte.

Bisher gewöhnt, auf der Hauptstation jeden Sonntag in der prachtvollen Christuskirche, welche stets so voll war, daß die Leute in den Gängen kaum noch Platz fanden, Gottesdienst zu halten und zu einer Gemeinde zu predigen, die sich aus der geistigen Elite und den bedeutendsten Elementen unserer Mission zusammensetzte, saß ich hier am ersten Sonntag (und noch viele Sonntage nachher) allein mit meiner Familie und einer indischen, christlichen



Missionsgehöft im Walde.

Kinderfrau, die uns nach H. gefolgt war, in dem am wenigsten verfallenen Raume des Hauses und versuchte mich und die Meinigen durch einen Gottesdienst zu erbauen und durch gemeinschaftliches Gebet zu stärken. Das Sonntagsgefühl wollte aber nicht kommen. Die Einsamkeit und Stille um uns her, dazu die wüste Umgebung machten einen so bedrückenden Eindruck auf uns alle, daß wir uns der Thränen nicht erwehren konnten, und bange Sorgen für die Zukunft fingen an, sich in unser Herz zu schleichen, — besonders in Beziehung auf unsere Gesundheit.

Den Anfang der Missionsarbeit macht gewöhnlich die Errichtung einer Schule; hat man erst die Kinder, so kommt man durch sie in Berührung mit ihren Eltern, und so wird der Weg in viele Familien gebahnt. Hier war nun Ramjan wieder von unbezahlbarem Nutzen. Er suchte alle Dörfer um H. herum systematisch ab, bis er einen Lala¹⁾ fand, der sich bereit erklärte, Kinder zusammenbringen zu wollen. Er stellte ihn mir vor, und wir einigten uns dahin, daß er (der Lala) gegen ein festes Gehalt von 20 M. monatlich sich verpflichtete, jeden Tag 15—20 Kinder zu sammeln und dieselben im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, während ich und meine Frau den Religionsunterricht übernahmen. Für jedes weitere Kind sollte er eine kleine Extravergütung haben. Dem Mann war die Sache wirklich ernst, er machte den Schulplan in den umliegenden Ortschaften bekannt, wir selbst warben, wo wir Gelegenheit fanden, und das Resultat war, daß der Lala etwa zwei Wochen später mit 12 Knaben die Schule anfang und, ehe der Monat vergangen, die erforderliche Zahl von 15, die nachher noch wuchs, zusammengebracht hatte. Der Mann mußte natürlich die Kinder erst jeden Morgen aus den Dörfern zusammen holen, denn allein wären sie nicht gekommen, und das war ein saures Stück Arbeit; mir ging's aber jedes Mal wie ein Hoffnungsstrahl durchs Herz, wenn er endlich gegen 10 Uhr mit seinen kleinen Schülern, die alle sauber gewaschen und je nach dem Vermögen bekleidet waren, anmarschiert kam. —

Die Predigt des Wortes Gottes beginnt gewöhnlich damit, daß man zunächst die Orte in der nächsten Umgebung der Station besucht, mit den Leuten, die man da auf der Straße oder in den Verandas ihrer Hütten sitzend trifft, eine Unterhaltung anfängt, ihnen sagt, wer man ist, zu welchem Zweck man gekommen, und sich nach ihrem und ihrer Kinder Befinden erkundigt. Gewöhnlich giebt's irgend eine Krankheit im Hause, man hilft dann sofort aus der Taschenapotheke oder ladet die Leute ein auf die Station zu kommen, um längere Zeit behandelt werden zu können. Auf diese Weise wird man mit

¹⁾ Mann aus der Schreiberkaste, also vom Hindustandpunkt aus „geborener“ Schulmeister.

den einzelnen Persönlichkeiten bekannt und befreundet, und die Möglichkeit einer Unterredung über religiöse Gegenstände ist gegeben. Ich unterließ nie den Dorfsästen oder Dorfeigentümern aufzusuchen und mit ihm in ein gutes Einvernehmen zu kommen, um mir seinen Einfluß zu sichern. Ich habe dabei manch wunderbare Bekanntschaft gemacht und unerschöpfliches Material zu den originellsten und eigenartigsten Charakter- und Seelen-Studien gefunden. Daß zu einem solchen intimen Verkehr, dessen Endziel die Beeinflussung des innersten Geisteslebens der Leute ist, eine ganz besondere Begabung notwendig ist, brauche ich kaum zu erwähnen. Es gehört dazu eine herzwinnende Leutseligkeit, die Befähigung sich ganz und gar auf den Standpunkt des Hindu, Mohamedaner, Kol u. s. w. stellen zu können, die Sachen mit seinen Augen anzusehn und zu denken, wie er denkt, dabei keinen Augenblick zu vergessen, daß man beeinflussen, heben, veredeln, kurz bekehren will. Es gehört dazu eine große Sprachbegabung, außerordentliche Belesenheit in den Schriften der Hindus, dem Koran und vollständiges Zu-Hause-Sein in den Sagen, Volksliedern und Sitten der Ureinwohner. Ich fand immer, daß ich auf einen gebildeten Hindu oder Mohamedaner den tiefsten Eindruck machte, wenn ich bei Gesprächen über Religion ein von ihm angezogenes Citat aus seinen heiligen Schriften sofort aufgriff und vollendete; es ist das beste Mittel, den Gegner stumm zu machen und fast zu zwingen, das zu hören, was man ihm zu sagen beabsichtigt.

Zur Predigt des Wortes Gottes im allgemeinen suchte man früher mit Vorliebe die Bazare auf, das sind die größeren Wochenmärkte, die in jedem anständigen Orte an bestimmten Tagen abgehalten werden, und auf denen man allerhand Volk aus allen Kasten antrifft. Gewöhnlich werden diese Bazare auf dem freien Platz vor der Polizeistation des Ortes gehalten, nicht etwa weil die Käufer und Verkäufer besonderer polizeilicher Aufsicht bedürften, sondern weil der Platz am meisten Raum bietet. Die Polizisten sind alle soldatisch gedrillt und tragen eine europäisch zugeschnittene Uniform als Paradeanzug, ihre „undress“ Uniform besteht aus einem lose sitzenden Rock und

dem indischen Lendenkleid (Dhoti). Selbstverständlich tragen sie alle den Turban, zur Parade aus feinem gestreiften Zeug, für den Alltagsgebrauch aus einem einfachen Stück Baumwollenstoff zusammengedreht. Heutzutage giebt es unter diesen Polizisten viele Christen, ja man macht die letzteren gern zu Sergeanten u. dergl., weil sie im Dienst gewissenhaft sind und einen guten Einfluß in moralischer Hinsicht auf die Mannschaft ausüben.

Die zum Kauf ausgelegten Artikel bestehen in kleineren Orten vorzüglich aus Lebensmitteln, Reis, Bananen, Jams, ghi (geschmolzener Butter), Salz, Tabak u. s. w., welche auf einfachen Handwagen abgewogen werden. Der weiße Gegenstand, mit welchem auf unserm Bazarbilde der im Vordergrund sitzende Händler die Hälfte seiner Wagschale angefüllt hat, ist Tschira, das sind leicht geröstete Reiskörner, die besonders als Nahrung auf Reisen sehr beliebt sind, weil sie leicht im Gewicht und sehr nahrhaft sind. Die kleinen knollenartigen Wurzeln in der Wagschale seines Nachbarn sind Adrak, eine Frucht, die zu den wichtigsten Zuthaten des in Indien soviel genannten Carrie¹⁾ gehört.

Die Veranda der Polizeistation bildet für den von Ort zu Ort wandernden Missionar gewöhnlich eine Art Absteigequartier und Empfangszimmer. Hier läßt er im Regenwetter seinen Palki unterstellen, bis die neuen Träger zusammengerufen sind; an die Pfosten der Veranda bindet er sein Pferd, um im schattigen Hintergrunde Kühlung und Schutz vor der brennenden Mittagssonne zu suchen. Wie oft habe ich in diesen Polizeistationen übernachtet und auf den Feuerlöchern in der Herdecke meine Mahlzeit zubereiten lassen, und wie oft in der Veranda oder von derselben aus den Eingebornen gepredigt, die an Bazartagen gern unter den herabhängenden Dächern der Häuser ihre Waren auslegen, um der Sonne zu entgehen, denn in Bengalen ist sie heiß, sehr heiß!

Jetzt haben die Missionare auf den Bazarplätzen größerer Orte Predigthallen oder Schulhäuser errichtet, in denen sie den Heiden das Evangelium verkündigen oder mit Leuten, welche wißbegieriger

¹⁾ Carrie und Reis ist, sozusagen, indisches Nationalgericht.

sind, Gespräche über Religion, Erziehung und die tausenderlei Gegenstände halten, über welche der Eingeborne den Missionar zu befragen wünscht.

Während ich so das Räderwerk der Mission wieder in Gang zu bringen suchte, war der Wiederaufbau der Wohnungen mit aller Energie betrieben worden. Ich fand aber bald, daß die Wiederherstellung der ganzen Station bei dem hin- und herschwankenden Bestand des Baufonds vor der Hand unmöglich war. Ich mußte mich deshalb zunächst darauf beschränken, einen Teil des Wohnhauses, die Kapelle, das Schulhaus, die Küche und Stallgebäude in brauchbaren Zustand zu versetzen und das Übrige nach und nach, je nachdem sich die Mittel fanden, wieder herzurichten.

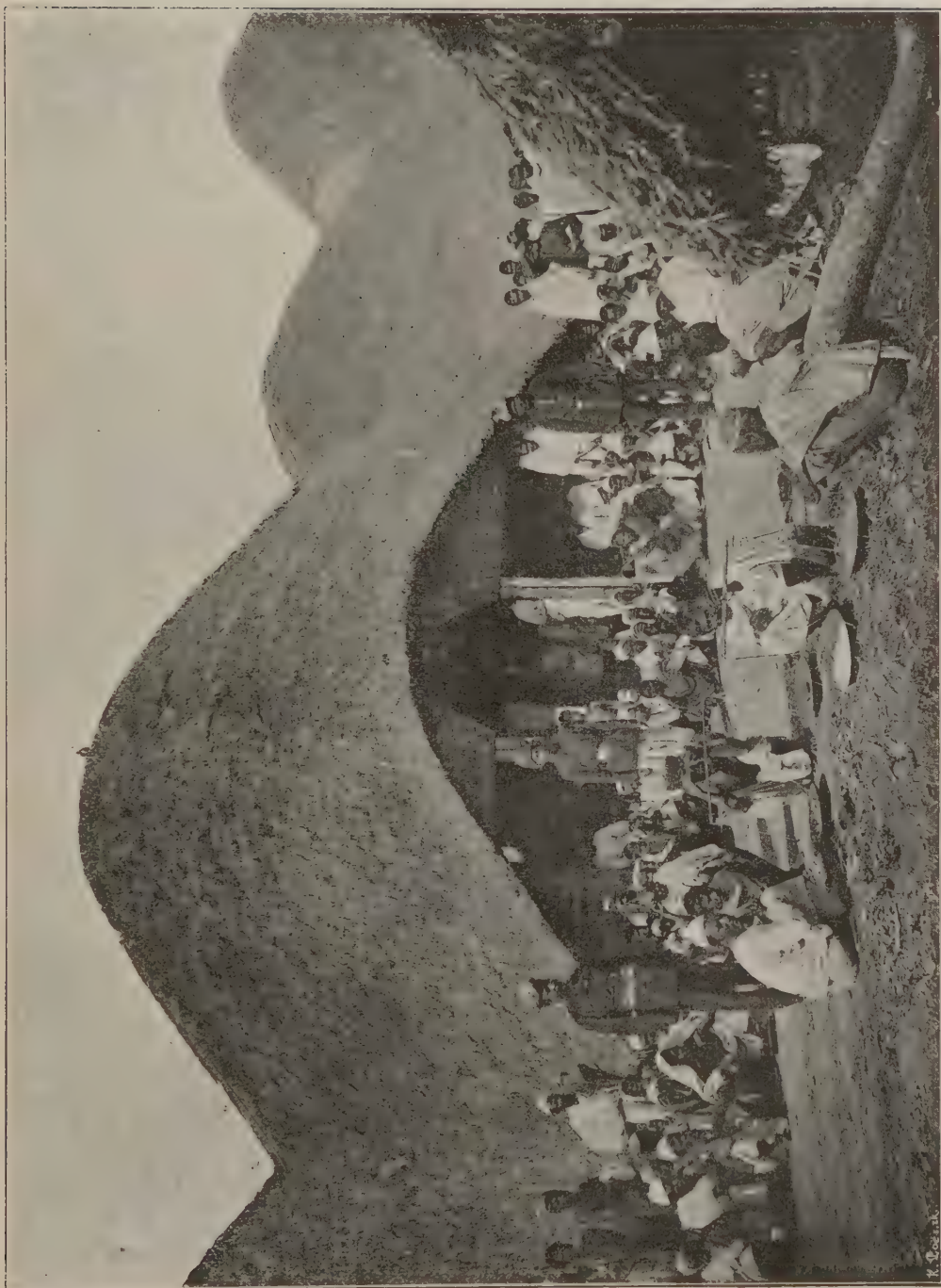
Darüber waren die kalte und die heiße Zeit vergangen, leider nicht, ohne uns mit schwerer Krankheit heinzufuchen. Das ungesunde Wasser, welches wir lange Zeit trinken mußten, die malarischen Ausdünstungen der die Station umgebenden sumpfigen Reisfelder, der ungenügende Schutz, welchen die Gebäude uns gewährten, und andere Ursachen brachten uns wiederholte Anfälle von Malaria-Fieber, an denen besonders die Kinder schwer darniederlagen, und wenn der Gesundheitszustand der Station schon in den trockenen Jahreszeiten ein so unbefriedigender war, wie würde er erst in der Regenzeit sein, wo es tage- und nächtelang ohne Aufhören gießt, wo man infolge der angeschwollenen Flüsse und Bäche oft lange Zeit von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen ist? Mit banger Sorge sahen wir derselben entgegen. Sie tritt mit ziemlicher Regelmäßigkeit zwischen dem 20.—25. Juni ein. Die ungeheure Hitze, welche seit Ende Februar und Anfang März die Luft erfüllt und das Gras versengt hat, wird immer drückender, von Tag zu Tag unerträglicher. Die heißen Winde, welche, vom Nordwesten kommend, von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr abends mit ihrem Gluthauch alles erfüllen, dringen bis in die innersten Räume der Häuser und würden dem Europäer das Verweilen in denselben ganz unmöglich machen, wenn man nicht durch die Tag und Nacht in Bewegung erhaltenen großen Pankas die Atmosphäre etwas abkühlen könnte

oder durch die mit Wasser getränkten kaskas¹⁾ die Luft feucht machte. Die ganze Natur, Mensch und Tier leidet, und lechzt nach Regen.

Endlich verdichtet sich die Luft. Die roten Färbungen am westlichen Horizont werden immer dunkler. Einzelne Windstöße bewegen die bleischwere Atmosphäre. Der bisher wolkenlose Himmel fängt allmählich an, sich mit zusammengeballten Dunstmassen zu bedecken. Stärkere Windstöße schieben — jagen — sie durcheinander. Von Tag zu Tag häufen sich die Anzeichen eines kommenden gewaltigen Naturereignisses. Der ganze Himmel glüht endlich in dunkelrotem Feuer, durch das die schwarzen Wolken gespenstig fahren. Da zuckt der erste Blitz! Ich reite eben von einem benachbarten Dorfe, wo ich einen kranken Schulknaben besucht habe, nach Hause. Mein Pony weiß so gut wie ich, was jetzt kommt. Er legt die Ohren glatt an den Kopf, nimmt die Zügel zwischen die Zähne und schießt wie ein Pfeil auf dem schmalen Pfade am Reisfeld entlang.

Ein zweiter blendender Blitzstrahl fährt hernieder. Er schlägt auf die Felsmassen des Bergkegels, welcher sich im Osten der Station erhebt und zerschellt in neue Blitze. Die Feuerpfeile schießen von Fels zu Fels, in der mit Elektrizität gefüllten Bergluft immer neue Nahrung findend. Der ganze Berg steht in Flammen. Das ist kein Donnern mehr, das ist ein Krachen wie aus tausend Feuerflünden, der Boden bebt und wankt. Der zum Orkan gewordene Sturm treibt neue Gewittermassen herauf. Gewitter prallt an Gewitter. Die riesigen Funken, im endlosen Zickzack umhergeschleudert, springen von Wolke zu Wolke. Der Sturm wütet mit elementarer Gewalt. Abgebrochene Baumäste versperren den Weg. Mein Pony setzt darüber hinweg. Herabgerissene Strohdächer wirbeln zerzaust durch die Luft. Eine ungeheure Staubwolke rollt in meilenweiter Ausdehnung über die Gegend. Sie vermischt sich mit den herabhängenden Wolken. Ein tosendes Prasseln umrauscht uns. Es regnet. — Der Regen stürzt nicht in Tropfen, sondern buchstäblich in Strömen herab. Ein letzter Satz über

¹⁾ Aus Graswurzeln gefertigte Thürvorleger, welche man mit Wasser begießt, um die durch sie in das Zimmer dringende Luft abzukühlen.



Auf dem Bazar eines indischen Dorfes.

H. P. G. 11

den Graben. Ich bin im Gehöft der Station. Der Pony und ich stehen am ganzen Körper behebend in der Veranda des Hauses.

Es regnet Tag und Nacht. Zuerst noch mit wütendem Ungeſtüm. Die Elemente beruhigen ſich mit der Zeit. Das köſtliche Naß fällt mit ruhigem Geplätſcher und tränkt die dürre von der Hitze geborſtene Erde. Gras und Kraut keimt in nicht zu bändigender Fülle empor. In acht Tagen bedeckt ein ſmaragdgrüner Teppich die Fluren. Der indiſche Frühling iſt gekommen. —

Mit ihm kommt viel Freude, denn alles atmet auf, aber auch viel Leid, denn die Regenzeit iſt die Zeit der Krankheiten. Fieber, Cholera und Ruhr treten beſonders in den volkreichen eingeborenen Vierteln größerer Orte mit verheerender Wirkung auf. Auch uns brachte ſie ein erſchütterndes Ereignis. —

Wenn die erſten Waſſermassen heruntergeſtürzt ſind, dann hört es einige Tage auf zu regnen. Die heiße Erde, getränkt von den Fluten, erzeugt ungeheure Maſſen von Dunſt und Dampf, welche ſich unter der brennenden Sonne wieder in Gewitterwolken zuſammenballen und ſich hie und da entladen und oft mehr wirklichen Schaden anrichten, als der oben beſchriebene erſte Gewitterausbruch. Die Luft war wieder recht ſchwül geworden. Ich hatte von der Station aus bemerkt, daß an den öſtlichen Bergzügen entlang verſetzte Gewitter niedergegangen waren. Auch wir waren von einem derſelben geſtreift worden. Glücklicherweiſe hatten wir jezt den weſtlichen Teil des Wohnhauſes ſoweit wieder hergeſtellt, daß wir in den Räumen gegen alle Unbill des Wetters geſchützt waren. So ſaßen wir an einem heißen Nachmittag in unſerer Wohnſtube, ich leſend am Mitteltiſch vor dem Kamin; meine Frau mit dem kleineren Knaben rechts am Nähtiſch mit Handarbeit beſchäftigt, und die beiden älteren Mädchen links an der Klavierbank ſpielend. Der Knabe war von einem ſchweren Fieber wieder geneſen und ſing an ſich wieder zu

erholen. Wir waren froh und dankbar, daß die Gefahr vorüber, daß wir alle wohlbehalten zuſammen waren und nun auch ein ſchützendes Dach über uns hatten. Da — auf einmal — ertönt ein furchtbares Krachen — das Haus wankt — ich will aufſpringen — ein Feuermeer erfüllt den Raum — ein betäubender Donnerſchlag umdröhnt uns — ein brennender Druck, welcher den Schädel faſt zerſpringen macht, preßt auf den Kopf — Scheiben klirren, Holzpſplitter fliegen umher — das Auge ſchließt ſich vor der weißblendenden Helle — da iſt's ſtill. —

Schwanfend erhebe ich mich. Meine Frau und Kinder, noch halbbetäubt von der furchtbaren Kataſtrophe, kommen zu mir. Der Blitz hat in unſer Haus, in die Stube in der wir ſaßen, geſchlagen. Er iſt im Kamin herunter gefahren, vor dem ich ſaß, unmittelbar hinter mir iſt die Verandathür in Splitter zerſchmettert und durch den furchtbaren Luſtdruck weit hinaus in den Garten geſchleudert. Ich ſaß in der direkten Linie des Blitzes, nach allen Naturgeſetzen mußte der Strahl durch meinen Körper gehen, Gottes Engel ſtand vor mir und lenkte ihn zur rechten und zur linken Seite. Meine Lieben waren wie ich umgeben vom Feuer, und nicht ein Haar war an ihnen verſengt. Die Betäubung wich — ich ging in das Nebenzimmer. Auch hier waren die Thüren zerſchmettert, und die Stücke lagen weithin im Hofe. Aus unſerm Zimmer war der Blitz durch die zwei Fuß dicke, maſſive Mauer in die nebenliegende Kapelle gefahren, dort an einer Eiſenſtange, die er teilweise geſchmolzen hatte, empor in den Dachstuhl gegangen, der mit Gras und Ziegeln gedeckt war. Die Ziegel lagen in Stücken umher, das Gras war nicht angebrannt! —

Der Schaden am Hauſe war bedeutend, und es dauerte lange, ehe wir den Schlag überwunden, aber wir lebten — lebten wie durch ein Wunder!

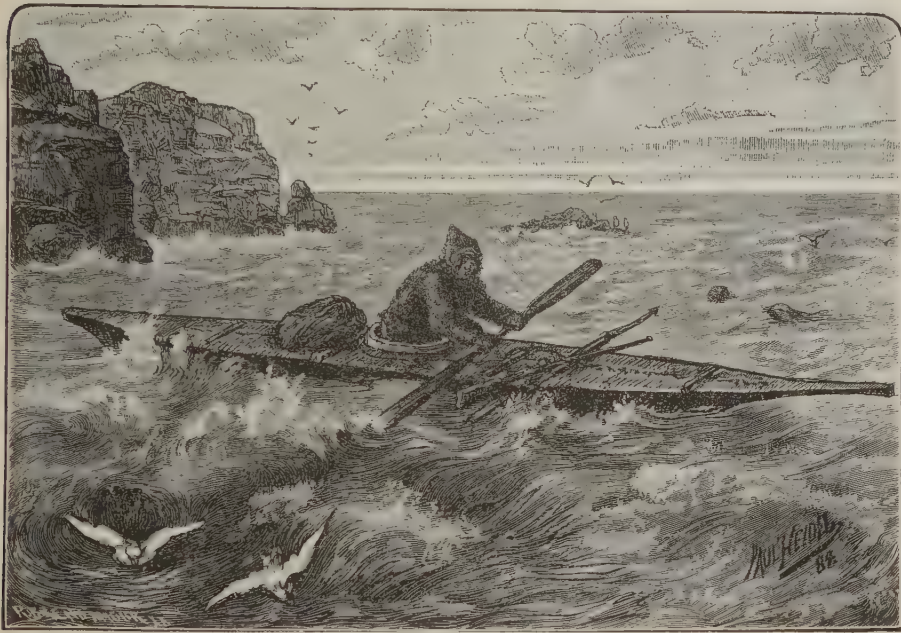
Das war unſere Feuertaufe auf der Station S.

Aus dem Tagebuche eines Eskimo-Missionars.

Berichte des Missionars Peck im Cumberland-Sund.

Missionsarbeit ist kein Roman, sagt ein geflügeltes Wort. Der Schimmer der Romantik, daß ein Missionar fremde Länder sieht, mit fremden Völkern in Berührung kommt, in neuen Verhältnissen sich zurechtfinden muß — alles das hat nur für Außenstehende oder Neulinge einen Reiz. Hat die Missionsarbeit erst einmal angefangen, so erfordert sie ein Maß von

hinzuzusetzen, daß die englische Kirchenmissionsgesellschaft im Jahre 1894 eine Station auf der Blacklead-Insel im Cumberland-Sunde — fast genau unter dem Polarkreise auf der Westseite der Davisstraße, Grönland gegenüber, — gegründet hat, um den 400 oder 500 Eskimofamilien in dieser arktischen Region nachzugehen. Der Missionar Peck und der Laiengehülfe Parter wurden dort stationiert.



Cumberland-Eskimo im Kanak.

Geduld und Selbstverleugnung, von Glauben und Liebe, die uns nur mit Hochachtung von dieser Arbeit und den mackern, frommen Arbeitern reden lassen. Wir stehen im Winter, und es fehlt auch bei uns an Sturm und Wetter, Eis und Schnee nicht. Aber was sind unsere Unbilden, verglichen mit den Entbehrungen und Nöten eines Eskimo-Missionars unter dem Polarkreise! Niemand wird die nachstehenden Tagebuch-Auszüge lesen, ohne tief ergriffen zu werden. Wir übersetzen sie deshalb zwar verkürzt, aber unverändert, so wie sie Missionar Peck niedergeschrieben hat. Zur Erklärung fügen wir

Beide hatten erwartet, erst im Jahre 1896 wieder mit der Außenwelt in Verbindung zu kommen und Briefe zu erhalten; zufällig lief aber am 23. August 1895 ein Walfischfänger ihre Insel an und gab ihnen Gelegenheit, ihre Tagebücher an ihre Missionsleitung in London einzusenden.

3. Nov. 1894. — Heute wurde ein Walfisch gefangen. Gott sei Dank! Meine Eskimo und ihre Hunde sind dem Hungertode nahe. Der ungeheure Fisch wird nun vorläufig aller Not ein Ende machen; die Walfischhaut wird als ein Leckerbissen betrachtet.

5. — Die Leute sind eifrig dabei, den Walfisch zu zerlegen. Das riesige Tier ist 50 Fuß lang, 15 Fuß dick und am Schwanz 12 Fuß breit. Der Speck ist an manchen Stellen 12 Zoll dick. Die Leute und ihre Hunde schmausen nach Herzenslust; sie sind ganz übermütig im Blick auf so manche reichliche Mahlzeit, die ihnen noch bevorsteht.

6. — Parker und ich aßen heute mittag zum ersten Male gekochte Walfischhaut. Sie ist ungefähr einen Zoll dick; gut zubereitet ist sie ein ganz schmackhaftes Gericht.

16. — Die Eskimo fingen heute mehrere

25. Dez. Weihnachten. — Ein sehr schöner Tag; ich schenkte jedem der Leute so viel, daß sie sich eine ordentliche Mahlzeit herrichten konnten, worüber sie sehr erfreut waren. Unsere Gedanken weilten viel in der teuren Heimat; wir gedachten unserer fernsten Lieben und befahlen sie dem Schutze Gottes.

26. Jan. 1895. — Die Zeit vom 20. bis 26. Januar war recht schwer und ver suchungsreich für unsere armen Leute. Das Wetter war so stürmisch, daß sie — es mögen jetzt wohl 170 auf der Insel sein —



Sommerwohnung der Cumberland-Eskimos.

Seehunde und brachten uns freundlicher- weise verschiedene Stücke Seehunds- fleisch. Wir schnitten es in Würfel und rösteten es. Da Seehunds- fleisch ein gutes Vorbeugungs- mittel gegen Skorbut sein soll, so wollen wir ab und zu davon essen. Wenn es gut gekocht ist, ist es gewiß verdaulicher als das Fleisch in den Conservenbüchsen.

19. Dez. — Die Tage sind jetzt sehr kurz. Die Sonne ging heute um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr auf und bereits um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr wieder unter. Wir müssen den ganzen Tag die Lampe brennen, was recht anstrengend für die Augen ist.

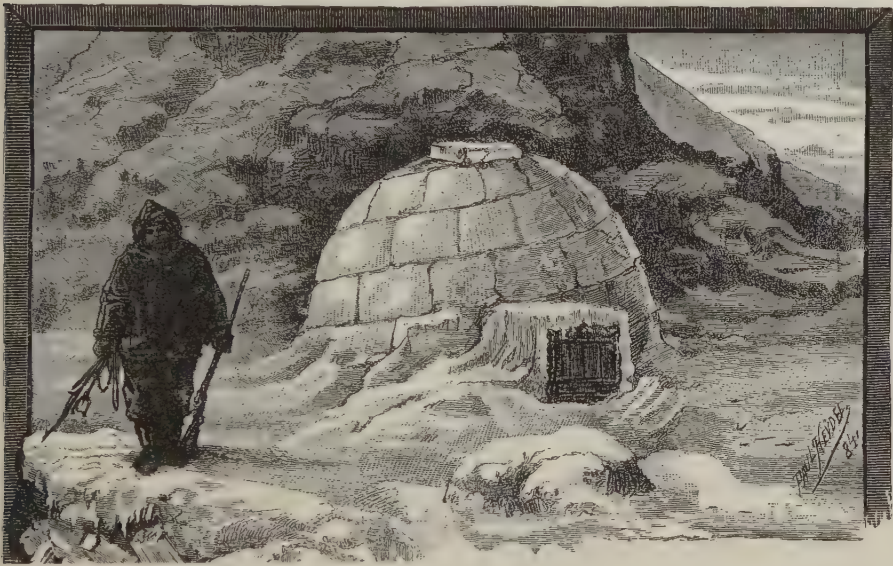
keine Seehunde fangen konnten und des- halb in große Not kamen. Einige wollten die bösen Geister umstimmen und fingen an ihre Beschwörungsformeln herzusagen in der Hoffnung, ihre Zaubersprüche würden das Wetter ändern. Ich ermahnte sie, sich in gläubigem Gebet an den allmächtigen Gott zu wenden, ihre alten Sünden abzu- legen und Gott zu vertrauen. Sie hörten meinen Worten aufmerksam zu. Unsere Lage auf unserem vorgeschobenen Posten inmitten der dunkelsten Heidenwelt ist recht schwierig. Kein Wunder, daß der Fürst der Finsternis unseren Glauben zu er-

schüttern droht, und daß trübe Gedanken unser Herz beschleichen. Nachdem wir den Herrn inbrünstig angefleht hatten, der Not unserer Leute zu steuern und ihren Bemühungen Erfolg zu schenken, hatten wir die Freude, daß sie fünf Seehunde heimbrachten. Leider hörten wir jedoch, daß einige der Leute auf einer Eisscholle fortgetrieben worden seien. Wir beteten ernstlich für sie.

27. — Die weggetriebenen Leute kehrten glücklich zurück. Einer von ihnen sagte mir ganz treuherzig, er habe in seiner Not wiederholt Gott angerufen: „O Herr, errette mich, ich bin in großer Gefahr.“

zum Thee einzuladen; wir setzten ihnen Thee und Backwerk vor und plaudern ein Stündchen mit ihnen. Dann nehme ich unsere große Bibel und erkläre ihnen, daß Gott uns sein Wort gegeben hat, damit wir daraus lernen, wie wir selig werden können. Wir übersetzen ihnen dann eine Stelle, die uns gerade geeignet erscheint, und erklären sie ihnen. Ehe wir uns iredren, knien wir nieder und beten mit ihnen. Die lieben Leute sind so dankbar, und ich glaube, einige von ihnen haben einen Zug zum Heilande.

Heute früh um drei Uhr wurden wir durch eine Menge hungriger Hunde geweckt.



Winterwohnung der Cumberland-Eskimos aus Schnee.

Die armen Leute hatten am Morgen zu ihrer großen Freude bemerkt, daß sich neues Eis zwischen der Eisscholle, auf der sie sich befanden, und der Insel gebildet hatte. Freilich war die Eisdecke nur dünn und bog sich unter ihrer Last, aber sie gelangten doch glücklich an das Ufer.

Vom 27. Januar bis zum 3. Februar war wieder sehr stürmisches Wetter. Die Durchschnittstemperatur war zwanzig Grad unter Null. Trotzdem gelang es den Leuten, einige Seehunde zu fangen, so daß die Nahrung in dieser Woche nicht so knapp war als die Woche vorher. Wir haben uns entschlossen, jeden Tag eine Familie

Die Tiere versuchten auf das Dach unserer Fellkirche zu klettern und rissen zu unserem Schrecken das Gebäude in Stücke. Parker und ich zogen uns schnell Pelzröcke an und eilten hinaus in die bittere Kälte. In der Dämmerung sahen wir, daß wir von Hunden belagert waren; es mochten über hundert sein. Die meisten waren bereits oben auf dem Dache, andere waren durch das Dach hindurchgefallen, andere verschlangen Stücke von dem Seehundsfell; wohin wir blickten, überall umringten uns Hunde, alte und junge, verwundete und gequetschte. Wir trieben sie mit Hilfe der Eingebornen auseinander und flickten dann,

so gut es ging, mit altem Segeltuch die Böcher in unserer Kirche aus.

10. März. — Heute nacht hatten wir eine Mondfinsternis. Als sie vorbei war, erstrahlten die Sterne im herrlichsten Glanze und ein Nordlicht erschien am Himmel. Es war ein schöner Anblick, und ich mußte an das Wort der Schrift denken: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.“

30. April. — Nach reiflicher Überlegung mit Parker habe ich mich entschlossen, über das Eis nach der Walfischstation Kifferton — auf der der Blacklead-Insel gegenüberliegenden Küste der Cumberland-Halbinsel — zu reisen und den dort beim Walfischfang beschäftigten Eskimo das Evangelium zu verkündigen. Parker verbleibt hier inzwischen allein die Station.

1. Mai. — Da ich längere Zeit im Freien leben werde, muß ich umfangreiche Reisevorbereitungen treffen. Ich muß folgende Sachen mitnehmen: 1. ein Zelt aus Segeltuch, acht Fuß lang, sechs Fuß hoch und sechs Fuß breit; 2. Speisevorräte; 3. Kochgeschirr; da es nirgends Brennholz giebt, nehme ich eine kleine Spirituslampe mit; 4. Kleider und Betten, nämlich einen vollständigen Pelzanzug und meinen Schlafsack, der innen mit Renntierfell, außen mit Seehundsfell gefüttert ist; 5. einen Schlitten und Hunde nebst den Vorräten für meine eingebornen Reisegefährten.

5. — Obgleich ein scharfer Nordwind wehte, brach ich auf, um bereits am bevorstehenden Sonntag einigen zerstreut wohnenden Eskimo Gottes Wort zu verkündigen. Ehe ich abfuhr, hielten Parker und ich eine Gebetsversammlung mit unseren Leuten, dann ging es hinaus in den schneidenden Wind. Nach einer Tagesfahrt gelangten wir zu einer Gruppe von Schneehäusern, in denen die Eskimo wohnten, die wir suchten. Ich nahm meine Wohnung in einer der Hütten bei einem alten Ehepaar. Freilich sah es sehr schmutzig und unordentlich in der Hütte aus. Blut, Speck und Seehundsfleisch lagen durcheinander. Mit Mühe machte ich den Teil der Schneehütte, den ich bewohnte, ein wenig sauber und ordentlich.

6. — Heute brach ich früh auf und erreichte spät abends mein Reiseziel, Kif-

ferton. Unterwegs traf ich verschiedene Eskimo, die mich alle freundlich begrüßten; in einem ihrer Schneehäuser kehrte ich ein und hielt ihnen eine kurze Andacht. In Kifferton lud mich der Walfischagent Mutch — der einzige dort hausende Europäer — sehr freundlich ein, die Mahlzeiten bei ihm einzunehmen. Auf Nachtquartier war er jedoch nicht eingerichtet; ich schlug deshalb mein Zelt auf und schlief in meinem Pelzbettsock.

11. — Da nirgends ein Haus ist, in welchem ich die Leute versammeln könnte, hat ich einige Eskimo eine große, runde Schneemauer von sechs Fuß Höhe zu errichten, die uns gegen den schneidenden Wind schützen sollte. Die Sitze — wenn ich es so nennen darf — bestehen aus viereckigen Schneeblöcken und sind dicht an der Schneemauer angebracht. Als ich die Leute zum Gottesdienst rief, kamen eine Menge Erwachsener und Kinder in unsere Schneekirche. Ich sang und betete mit ihnen und erklärte ihnen zum Schluß eine einfache Schriftstelle. Es war mir wunderbar ums Herz, als ich, umringt von Schneemauern, den blauen Himmel über mir, diesen ersten Gottesdienst abhielt; gewiß werden auch die Engel im Himmel unserem eigentümlichen Gottesdienste voll Freude und Dank zugegesehen haben.

15. — Heute ist trübes Wetter; es schneit immerzu. Ich kroch in einige elende Hütten und sprach mit den Bewohnern derselben von göttlichen Dingen. Mutch, der englische Agent dieser Station, der mir sehr freundlich entgegengekommen ist, reiste heute ab, und ich bin nun ganz allein in dieser Einöde. Meine Abendmahlzeit verlief recht kläglich; das Brot war gefroren, ich versuchte, einige Stücke davon abzuheben, aber es ging nicht, so mußte ich mich mit einer Tasse warmen Thees begnügen.

16. — Heute ist besseres Wetter; auch schmeckte mir mein Essen heute besser, denn ich war durch Schaden klug geworden. Ich hatte das gefrorene Brot in ein reines Handtuch gewickelt und mit in meinen Schlafsack genommen. Durch die Wärme war es vollständig aufgetaut; einer der Eskimo brachte mir geschmolzenes Schneewasser, das ich auf meiner Spirituslampe bald zum Kochen brachte. Ich kochte mir

heute Kafao, der wegen seiner nährenden Bestandteile dem Thee und Kaffee in dieser kalten Gegend vorzuziehen ist.

28. — Jetzt herrscht hier schönes Wetter. Es wird fast nicht dunkel; die Sonne scheint achtzehn Stunden, und in der Zwischenzeit ist es fast so hell wie am Tage. Die Kinder spielen von abends 10 Uhr bis morgens 6 Uhr und schlafen unter Mittag. Es ist eigentümlich, um Mitternacht den fröhlichen Lärm ringsum zu hören; man glaubt sich in ein Land ewigen Lichtes versetzt.

31. — Bei meinen Hausbesuchen sehe ich jetzt, wie die Eskimo ihre Feste feiern: Ein eben gefangener Seehund wird auf den Fußboden einer Schneehütte gelegt; um ihn herum sitzen eine Menge hungriger

Cumberland-Sund hin erstreckt. Zunächst folgten wir den Spuren der Schlitten, die vor uns denselben Weg gemacht hatten; aber bald sahen wir, daß das Eis an mehreren Stellen gebrochen war, und daß wir zu nahe an das offene Meer kamen. Wir änderten schnell unseren Kurs und erreichten nach einer anstrengenden Tagesreise das sichere Ufer. Ein Eskimo nahm uns freundlich in seinem Schneehause auf. Auf meiner Spirituslampe bereitete ich mir schnell eine Tasse heißen Thee und aß mein Abendbrot mit einem Appetit, wie ihn nur ein Nordlandsfahrer nach einer solchen Eisfahrt haben kann. Nachdem ich mit einigen Eskimo Abendandacht gehalten hatte, wickelte ich mich in meinen Pelzsack und schlief fröhlich ein.



Cumberland-Eskimo im Hundeschlitten.

Eskimo, jeder mit einem Messer bewaffnet. Der Seehund wird aufgeschnitten, die Haut sorgfältig abgezogen, und nun schneidet sich jeder Stücke Fleisch ab und verzehrt sie blutig und roh mit dem größten Vergnügen. Es dauert nicht lange, so ist alles Fleisch verzehrt.

5. Juni. — Ein Schlitten, der mir von der Blacklead-Insel gesandt ist, kam heute an, um mich zu holen. Die Leute scheinen darüber betrübt zu sein, daß ich sie morgen verlassen will; aber das Eis ist an manchen Stellen schon mürbe, deshalb ist es zu unsicher, die Rückreise länger aufzuschieben.

6. — Früh sieben Uhr brach ich von Rifferton auf. Wir nahmen unseren Weg über das weite Eisfeld, das sich über den

7. — Heute wehte ein scharfer Wind, der für uns günstig war. Unsere Hunde waren müde von der anstrengenden Fahrt am Tage zuvor. Wir brachten deshalb ein Segel am Borderteil unseres Schlittens an, und nachdem wir uns vor unserem Aufbruch in innigem Gebet in Gottes Schutz befohlen hatten, fuhren wir ab. Das Segel blähte sich im Winde, der Sturm trieb uns über die gefrorene See, so daß wir sechs (englische) Meilen in der Stunde zurücklegten. Trotz der großen Schnelligkeit dieser Segelfahrt erreichten wir erst am Sonnabend mittag die Blacklead-Insel, wo wir von unseren Leuten auf das herzlichste bewillkommenet wurden. Glücklicherweise war Parker wohllauf und konnte nur Gutes berichten.

23. — Ich kletterte auf einen Felsen, um den Sonnenuntergang und -aufgang zu sehen. Die Sonne ging um 11 Uhr unter und zwei Stunden später um 1 Uhr wieder auf. Obgleich die Sonne während dieser kurzen Zwischenzeit nicht sichtbar war, war es doch so hell, daß ich bequem lesen konnte.

14. Juli. — Das Wetter ist jetzt so warm, daß die spärliche Vegetation dieser nördlichen Gegend zu grünen beginnt. Ich habe in zwei großen Kisten etwas Kresse und Gemüse gesät; mit Mühe habe ich mir etwas Dünger verschafft, den ich sorgfältig mit eingearbeitet habe. Hoffentlich erzielen wir eine kleine Ernte.

20. August. — Während des Mittagessens kamen einige der Leute in unser Haus gestürzt mit dem Rufe: „Ein Schiff, ein Schiff.“ Ich konnte vor lauter Freude die Nachricht kaum glauben. Wir gingen hinaus und sahen wirklich ein Schiff auf unsere Insel zusteuern. Schon war es nahe an unserer Küste, da senkte sich plötzlich ein dichter Nebel zwischen uns und das Schiff, bald sahen wir nicht mehr das Geringste, gleichzeitig erhob sich ein wüthender Sturm. So konnte das Schiff nicht landen; traurig gingen wir in unsere einsame Behausung zurück, befahlen das Schiff

und seine Besatzung in Gottes Hand und wurden unter dem Gebet selbst wieder getrost und fröhlich.

22. — Das Wetter ist noch immer nebelig und stürmisch. Wir konnten wegen des Nebels nicht das Geringste von dem Schiff entdecken. Wo mag es sein?

23. — Endlich verzog sich der Nebel. Zu unserer unbeschreiblichen Freude erblickten wir das Schiff wieder, wenn auch in großer Entfernung von unserer Küste. Als es sich näherte, erkannten wir, daß es der Alert, das Schiff des Walfischfängers Noble, war; gegen Abend hatte es unsere Küste erreicht und ging vor Anker. Ich ging sofort an Bord, und meine erste Frage war nach meinen fernen Lieben. Mein Herz floß über von Lob und Dank, als ich ihre lieben Briefe las. Gottlob erhielt ich gute Nachrichten von meiner teuren Frau und unseren vier kleinen Kindern; seit dreizehn Monaten hatte ich keine Nachricht von meinen Lieben daheim erhalten. Auch die Briefe von meiner Missionsgesellschaft und von lieben Freunden erfreuten und erquickten mich. Solche Zeichen der Liebe und Theilnahme aus der fernen Heimat stärken und trösten uns einsame Missionare, so daß wir mit neuem Mut an unser Tagewerk gehen können. C. M. Intellig.

Vom großen Missionsfelde.

Eine heimgesuchte Mission. Daß der Siegeslauf des Christentums in Ost- und Westafrika nur über die Leiber der gefallenen Streiter vorwärts geht, haben die Missionsleitungen je und je mit Schmerzen erfahren. Aber selten haben sich auf eine Mission soviel Unglücksfälle gehäuft, wie im letzten Jahr auf die englische Universitäts-Mission im centralen Ostafrika. Wir erwähnten schon gelegentlich (1895, 45), daß diese Mission ihre beiden Bischöfe fast gleichzeitig verlor, den einen, Smythies, durch den Tod, den andern, Hornby, weil er das Klima nicht vertragen konnte. Am 29. Juni 1895 wurden zwei neue Bischöfe geweiht. Smythies' Nachfolger wurde ein hervorragender englischer Geistlicher, Richardson Moore; der Nachfolger Hornby's Chauncy Maples, ein tüchtiger Missionar, der seit neunzehn Jahren fast ununterbrochen in Afrika gearbeitet hatte.

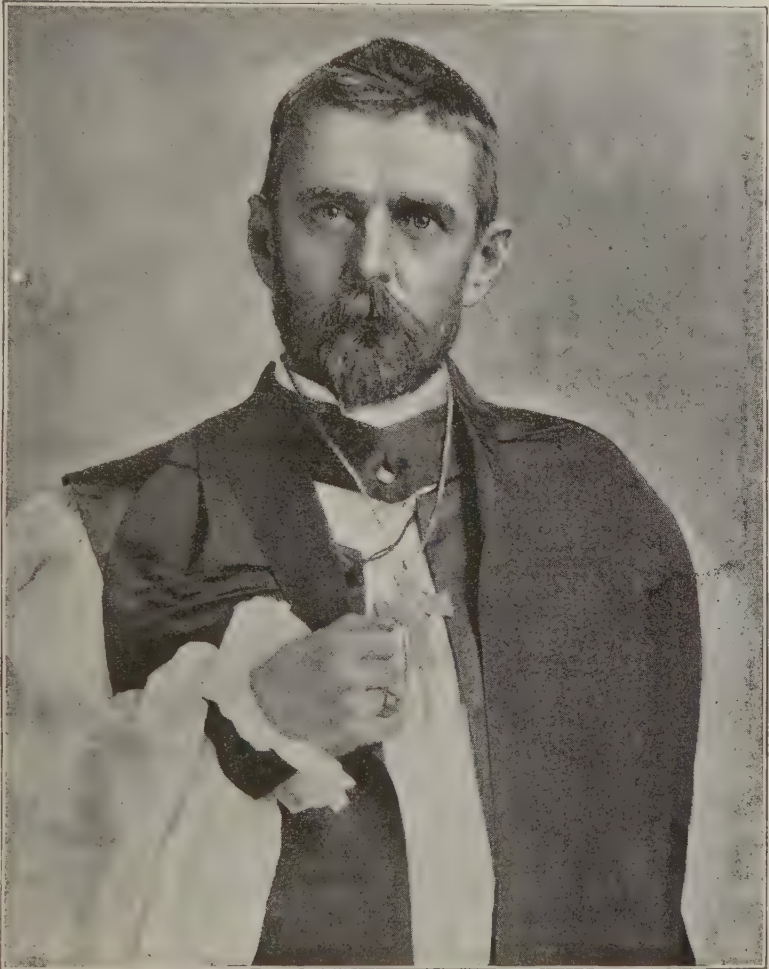
Besonders des letzteren Ernennung rief in den Kreisen der Mission allgemeine Genugthuung hervor. Maples galt für einen feingebildeten Mann aus hoher Familie, der sich durch seine christliche Selbstverleugnung und seinen edlen Charakter einen guten Namen gemacht hatte. Er schien gerade der rechte Mann für den schwierigen Posten am Njassa zu sein. Ehe die neuen Bischöfe in ihre Sprengel kamen, brachte ihnen der Telegraph schon drei Todesnachrichten aus den Kreisen ihrer Missionsarbeiter. Am schmerzlichsten war darunter der Verlust des tüchtigen Missionsarztes Dr. Ley auf der Station Magila im deutschen Usambara. Er war von einer giftigen Schlange gebissen und erlag den Nachwirkungen dieser Vergiftung, welche seinen Körper unfähig machten, den Angriffen des Malariafiebers zu widerstehen. Das waren die ersten dunklen Schatten,

die auf den Weg der neuen Missions-
bischöfe fielen. Kaum war Bischof Maples
am Njassa angekommen, da brach neues
Unheil herein. Missionar Atlay war an
der Ostküste des Njassa-Sees thätig, als
eine Horde der gefürchteten Magwangwara
fengend und brennend heranzog; Atlay
ging ihnen entgegen, um sie zum Rückzug
zu bewegen. Sie hörten ihn aber
nicht, sondern durchbohrten
ihn mit ihren Geschossen. Bi-
schof Maples war während
dieses traurigen Ereignisses mit
dem Missionar Williams am
Südende des Njassa-Sees,
um einige Schulen zu inspizieren.
Als sie am 12. September
mit ihrem Stahlboot vom West-
ufer nach dem Ostufer des Sees
hinüberrudern wollten, erhob
sich nahe der Küste ein Unwetter,
die Wellen schlugen in das Boot,
dieses kenterte, und Bischof Ma-
ples und sein Freund Williams
ertranken vor den Augen
ihrer Freunde am Ufer.

Der Bamangwato-Fürst

Rhame in London. England beherbergt in den letzten
Monaten einen interessanten Gast. Der Ba-
mangwato-Fürst Rhame ist mit zwei andern
Betschuanenhäuptlingen über das weite Meer
gekommen, um bei der Königin Viktoria und
dem Auswärtigen Amt von Großbritannien
ein gutes Wort für sein Reich am Rande
der Kalahari-Wüste einzulegen. In Mis-

sionskreisen ist Rhame eine der bekanntesten
Persönlichkeiten Südafrikas. Er gilt für
den besten und weisesten Fürsten unter
allen Eingeborenen Südafrikas. Seit sei-
nem Regierungsantritt (1872) ist er un-
ermüdlich thätig, sein Volk in den Künsten
der Civilisation, in Ackerbau und Viehzucht
zu fördern; mit steter Wachsamkeit hat er



Bischof Chauncy Maples,
nach einem Porträt im Besitz der Buchhandlung Elliot & Fry, Baker Str. London.

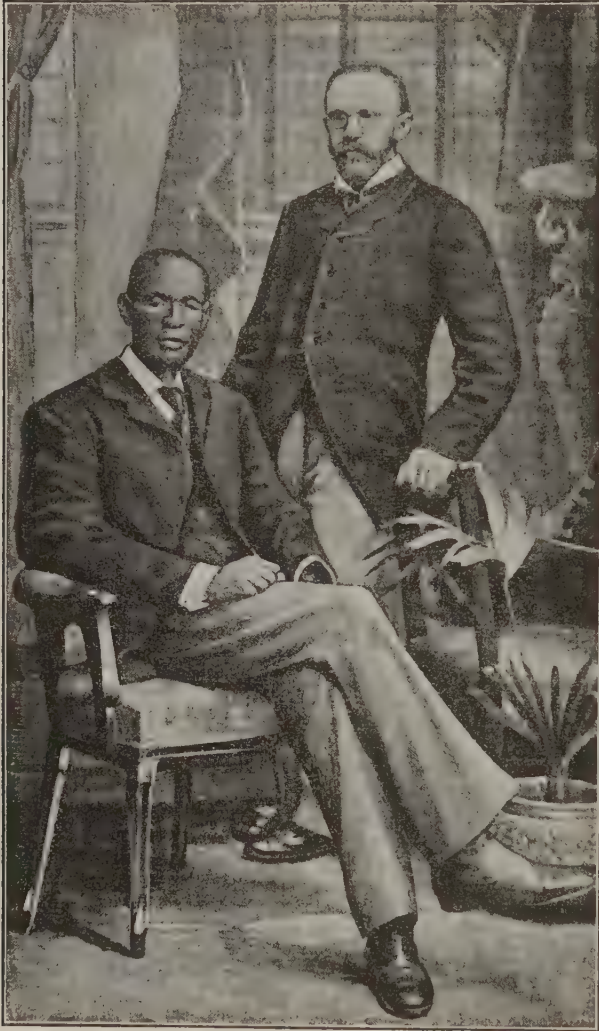
den verderblichen Branntweinhandel in sei-
nem ganzen, weiten Lande verhindert, die
weißen Branntweinhändler in hohe Strafen
genommen und des Landes verwiesen. So
unwandelbar treu hängt er an der prote-
stantischen Kirche, — deutsche Brüder aus
Hermannsburg sind das Werkzeug seiner
Bekehrung gewesen, englische Brüder der

Londoner Missionsgesellschaft pflegen seit 30 Jahren die Mission in seinem Lande —, daß er jeden Versuch katholischer Missionare, sich in seinem Lande einzunisten, auf das entschiedenste abgelehnt hat. Jetzt ist er nach England gekommen, um dort bei den höchsten Behörden seinem strengen Brant-

ben südafrikanischen Compagnie zu stellen. Im Interesse und zum Segen seiner Unterthanen können wir nur wünschen, daß ihm sein edles Vorhaben gelingen möge.

Zwei Schiffe verunglückt. Ein seltenes Mißgeschick hat im vorigen Jahr die Mission in Grönland betroffen. Die dortigen Missionsgeschwister sind bei der Unwirtlichkeit des Klima-

für ihren Lebensunterhalt fast ausschließlich auf die Schiffsendungen aus Europa angewiesen. Die Ankunft des ersten Schiffes im Frühjahr, das zugleich nach 7 bis 8 Monaten die erste Postsendung mitbringt, ist deshalb für sie jedesmal ein wichtiges Ereignis. Im Jahre 1895 sollte diese Proviantsendung das dänische Schiff Hvidbjörn überbringen. Es hatte außer den Brieffsäcken und Proviantkisten auch ein Fräulein Fogdal an Bord, die Braut des Brüdermissionsars Hinz. In Grönland angekommen, wurde das Schiff aber durch mächtige Treibeisshollen an der Landung in Julianehaab verhindert und in eine zehn Meilen nördlich sich tief ins Land schiebende, felsige Bucht getrieben. Unglücklicherweise erhob sich ein Weststurm, der gewaltige Eisblöcke in diese Bucht hineintrieb und auf den schäumenden Wogen gegen das Schiff warf. Der Hvidbjörn versuchte zu ankern, um nicht gegen die Felsen geschleudert zu werden, aber die Ankerketten rissen. Man versuchte das Schiff durch Taue an die Felsen heranzuziehen, damit es nicht zertrümmert werde; aber auch die Taue rissen wie Zwirnsfäden. Ein Boot wurde mit dem wertvollsten Besitz hinabgelassen, um zu



Der Bamangwato-Fürst Rahme und der Londoner Missionssekretär.

meineinfuhr-Verbot den nötigen Rückhalt und staatliche Anerkennung zu verschaffen. Gleichzeitig verfolgt er die Absicht, die Königin Viktoria zu bewegen, das Protektorat über sein Land, welches er ihr selbst vor zehn Jahren angeboten hat, aufrecht zu erhalten, und ihn nicht unter die Oberhoheit einer Handelsgesellschaft wie der gro-

versuchen, das Land zwischen den tanzenden Eisshollen hindurch zu erreichen. Aber das Boot wurde mit seinem Inhalt von der tosenden Flut verschlungen. Jetzt war Gefahr im Verzuge. Krachend prallte das starke Schiff einmal um das andere gegen das felsige Gestade. Die Matrosen benutzten diese Gelegenheiten, um von dem

Schiff nach dem Ufer hinüberzuspringen. Auch Schwester Fogdal mußte auf diese Weise ihr Leben retten. Das Schiff versank, nachdem die ganze Mannschaft daselbe verlassen, hilflos in den Wellen; von seiner Fracht, von dem Jahresproviand der Missionare wurde nichts gerettet. Man mußte froh und dankbar sein, daß wenigstens kein Menschenleben dem wilden Spiel der Eisblöcke zum Opfer gefallen war. Kaum war die Nachricht nach Europa gelangt, da war die Missionsdirektion der Brüdergemeinde eifrig beschäftigt, den Pro-

Unglücklicherweise war die Flut gerade sehr hoch und überdeckte alle Klippen. So verlor der Lotse das richtige Fahrwasser, das Schiff lief auf den Klippen auf und strandete angesichts der Häuser von Julianehaab. Menschenleben waren auch diesmal nicht zu beklagen, aber der Proviant wurde gründlich mit Salzwasser durchtränkt und, was sich nicht in wasserdichten Fässern oder Flaschen befand, rettungslos verdorben. So sind die grönländischen Missionsstationen zum zweitenmal fast ihres ganzen Proviandes beraubt. Hoffentlich befindet sich in



Die Baseler Station Moikim in Südschina.

viant neu zu beschaffen, damit derselbe möglichst noch mit einem der letzten Schiffe nach Grönland hinausgelangen könne. Das dänische Handelsschiff Ceres nahm ihn an Bord und segelte Anfang August von Kopenhagen ab. Die Fahrt ging ohne Unfall von statten, am 19. August lief das Schiff in den Hafen von Julianehaab ein. Hier war inzwischen der alte, des Fahrwassers gründlich kundige Lotse gestorben, und der neu angestellte hatte noch nie ein größeres Schiff zwischen den Felsen und Klippen des Hafens hindurch bugsiert.

den Vorratskammern der Missionshäuser wenigstens noch soviel Proviant, daß die heimgekehrten Missionsgeschwister in diesem Winter vor Mangel und Hunger geschützt sind.

Die Zerstörung der Baseler Station Moikim in Südschina. Während im äußersten Westen Chinas, in der Provinz Sz-tschuen, der Pöbel evangelische und katholische Missionsstationen zerstörte, und im Osten Chinas das erschütternde Blutbad von Kutscheng elf Menschenleben kostete, hat es auch im Süden Chinas wiederholt heftig gegärt. Die Provinz Kanton oder Kwangtung, der

Sitz der deutsch-evangelischen Missionen ist fast seit Anfang dieses Jahres in beständiger Aufregung. Schon im Mai rotteten sich große Rebellencharen im Tschongloffeise, nordöstlich von Kanton, zusammen und ergossen sich wie eine Sturmflut über das Land. Die Baseler Missionare, welche dort eine ganze Reihe von Missionsstationen haben, mußten zum Teil fliehen, um ihr Leben zu retten, zum Teil fanden sie sogar die Wege zur Flucht schon durch die Auführer verlegt und wurden wider Willen auf ihren Stationen festgehalten. Damals im Mai ging der Sturm noch glücklich vorüber, der Kreismandarin ermannete sich, sammelte schnell ein kleines Heer und schlug damit die Rebellen aufs Haupt. Die Räuberhorden zerstreuten sich, die Missionare konnten auf ihre Stationen zurückkehren. Aber Anfang August zog sich ein neues Unwetter zusammen. Die Kunde von dem Überfall der englischen Station Kutscheng und der Ermordung der dortigen Missionare fiel wie ein zündender Funke in die aufgeregten

Gemüter. Was dort in der benachbarten Provinz Fufien möglich gewesen war, sollten sie es in den Tschonglof Bergen nicht auch zu stande bringen und die verhassten Fremdlinge vertreiben oder totschiagen? Die Missionare wurden gerade noch rechtzeitig vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt und flüchteten teils nach der befestigten Kreishauptstadt Kaijintschu, teils nach dem sicheren englischen Hafen Hongkong. Auch Missionar Kammerer in Moilim packte alle seine Wertgegenstände zusammen, schloß das Missionsgehöft ab und fuhr mit seiner Familie flußabwärts über Swatau nach Hongkong. Kaum war er dort angelangt, da erreichte ihn am 19. Sept. das Telegramm: „Moilim geplündert, teilweise zerstört.“ Wäre er auch nur drei Tage länger auf der bedrohten Station geblieben, so wäre er in die Hand der Aufständigen gefallen. So ist Gott Lob! kein Todesfall zu beklagen; nur schade um die schöne Station, welche eben erst vor sieben Jahren von Missionar Kammerer erbaut war.

Vermischtes.

Bei den Bakuba im Kongogebiete. Unter den Stämmen des südlichen Kongobeckens gelten die Bakuba als besonders weit fortgeschritten; sie bewachen aber ihre Landesgrenze so eifersüchtig, daß auch nicht einmal die belgischen Beamten des Kongostaates Zutritt zu ihnen erhalten haben. Den Mann, so sagte man, der es wagen würde, einen Fremden in das Land zu bringen, träfe Todesstrafe. Die amerikanischen Presbyterianer hatten in Luebo, 200 Meilen von der Küste, eine Missionsstation gegründet und dorthin den farbigen Missionar Sheppard gesetzt. Dieser beschloß, in das Land der Bakuba vorzudringen. Er machte sich mit nur acht Trägern und einem Diener auf die gefährliche Reise. In dem ersten Bakuba-Dorfe wurde er freundlich aufgenommen, aber niemand wagte, ihm den Weg weiter zu zeigen. So ging es ihm in jedem Dorfe, aber er ließ sich nicht zurückhalten. Schließlich kam er nach einem Dorfe nur acht Meilen von der Hauptstadt; da weigerten sich die Leute, ihn und seine Träger zu beherbergen, er mußte sein Nachtlager im Urwalde suchen. Boten eilten nach der Hauptstadt, um die unerwartete Kunde von

der Ankunft des Fremdlings zu melden. Am nächsten Tage kam des Königs Sohn Ntoinzadi, um den Fremden nach der Hauptstadt zu bringen; ihn und die Dorfbewohner, die ihn gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs geleitet hätten, erwartete der Tod. Sheppard ging dem Prinzen entgegen und erklärte ihm — noch dazu zu dessen größtem Erstaunen in der Bakuba-Sprache! — er allein sei schuldig, niemand habe ihn geführt, niemand ihm Aufnahme in dem Dorfe gewährt. Der Prinz kehrte sofort nach der Hauptstadt zurück, um dem Könige die seltsame Kunde zu melden. Drei lange, bange Tage wartete Sheppard unter heißem Gebet auf den Entscheid des Königs. Dieser fiel über Erwarten günstig aus. Der König war nach eingehenden Besprechungen mit seinen Zauberpriestern zu der Überzeugung gekommen, der Fremdling sei der alte, verstorbene König Po Pay Mcobba, der in den Körper Sheppards gefahren sei! So wurde Sheppard mit großartigem Gepränge nach der Hauptstadt eingeholt und königlich aufgenommen. Er suchte vergeblich den König über seinen Irrtum aufzuklären. Schließlich erlangte

er Erlaubnis, unbehelligt nach Quebo zurückzukehren und später in der Hauptstadt des Bakuba-Landes eine Missionsstation anzulegen. Un. Presb. Miss.-Rec.

Einst und jetzt. Die civilisierende und hebende Kraft des Christentums tritt besonders bei wilden Völkern bisweilen augenfällig hervor. „Vorher ich Neu-Guinea verließ,“ erzählt der englische Missionar Macfarlane, „begleitete mich der Gouverneur bei einem Besuche auf verschiedenen Missionsstationen. Wir besuchten zuerst einige der wilden Stämme am oberen Fly-Flusse, wo die Mission erst einige Jahre alt ist, und brachten schließlich einen Sonntag in dem Dorfe zu, wo die Neuguinea-Mission begann. Als ich zuerst bei diesen Leuten landete, lebten sie in beständigem Krieg mit den Nachbarstämmen. Das Dorf wurde bei Tag und Nacht bewacht. Die Häuser waren mit Menschenschädeln, den Kriegstrophäen, geschmückt. Bevor ein junger Mann ein Weib bekam, mußte er durch

die Schädel erschlagener Feinde vor seinem Hause beweisen, daß er sich als Krieger bewährt habe. Sie hatten die Mannschaften verschiedener Fahrzeuge ermordet, die in der Torresstraße gescheitert waren, und waren der Schrecken der Kapitäne, welche ihr Weg durch diese gefährlichen Gewässer führte. Ihre Arbeit war der Krieg, ihre Erholung der Kriegstanz. Jetzt fand der Gouverneur sie reinlich gekleidet in der Kirche und Schule und eifrig beschäftigt, die Hilfsquellen ihres Landes zu erschließen. Er sprach sein Ersiaunen über diesen Wechsel in so kurzer Zeit aus; hatten doch noch vor acht Jahren die Bewohner dieses Dorfes erklärt, sie wollten von unserer Religion des Friedens nichts wissen. Dreimal vertrieben sie die braunen Lehrer von ihrem Plage, zweimal versuchten sie sie zu vergiften. Immer wieder nahm ich die Mission in Angriff, und jetzt opfern sie selbst Geld und Leute, um das Evangelium zu ihren heidnischen Brüdern zu bringen.“ Miss. Rev. 1895, 510.

Bücherbesprechungen.

Falke, Buddha, Mohammed, Christus. I. Teil. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. Preis 3 M., geb. 3,60 M.

Das Studium und die Kenntnis fremder Religionsysteme wie des Buddhismus konnte man bis vor einigen Jahren getrost den Fachgelehrten und den Missionaren auf den einzelnen Missionsgebieten überlassen. Diese Religionen nahmen kein öffentliches und allgemeines Interesse in Anspruch. Darin ist jetzt ein Umschwung eingetreten. Durch die modernen Verkehrsverhältnisse ist uns auch das eigentümliche Geistesleben der außereuropäischen Völker nahe gerückt, und da dieses meist in ihren religiösen Anschauungen und Gebräuchen seinen eigenartigsten Ausdruck findet, so stehen die Religionsstudien im Vordergrund des Interesses. Zwei Umstände haben dazu beigetragen, um diesen Studien allgemeinere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der naturalistische Geist, der in der modernen Wissenschaft umgeht, glaubt nicht ruhen zu dürfen, bis er auch die religiösen Vorstellungen aller Völker als ein natürliches Produkt reinmenschlicher Entwicklung nachgewiesen hat. Und in der That haben die geistvollen Studien, besonders des berühmten Oxford-Gelehrten Max Müller, ein ganz neues, überraschendes Licht auf die Entstehung der religiösen Vorstellungen der Völker geworfen; sie haben uns einen Blick in die geheime Werkstatt des Menschengesistes eröffnet. Auf der andern Seite hat auf dem berücktigten Religionskongreß in Chicago 1893 der Buddhismus verstanden, sich in so glänzender Weise vor der westländischen Kultur

darzustellen, daß viele davon geblendet und bethört worden sind. Diesseits und jenseits des Ozeans sind mitten in der Christenheit — eine Schmach für diese! — kleine Buddhistengemeindlein und neuerdings sogar auch Mohammedaner-Konventikel im Entstehen. Da kann es den weiter blickenden Christen, und dazu sollen und wollen die Missionsfreunde in erster Linie gehören, nicht mehr gleichgültig sein, wie die heidnischen Religionsysteme beschaffen sind. Eine gewisse Kunde davon muß Allgemeingut der gebildeten christlichen Welt werden. Wir brauchen uns ja wahrlich nicht zu scheuen, dem Buddhismus und dem Islam recht genau ins Gesicht zu sehen. Nur solange man diese Religionen nur vom Hörensagen kennt, kann jemand in die oberflächliche Redensart einstimmen, man müsse aus jeder Religion die Wahrheits-elemente zusammensuchen und mit einem Extrakte des Christentums zu einer neuen Religion verschmelzen. Rein, jedes Studium anderer Religionen soll uns nur dazu dienen, die unvergleichliche Hoheit unsers Christenglaubens neu zu verstehen und die Gnade und Wahrheit, die in Jesu Christo offenbar geworden sind, im Glauben fester zu ergreifen.

Robert Falke hat sich in dem vorliegenden Buche die Aufgabe gestellt, zunächst die Lebensführungen der drei größten Religionsstifter Buddha, Mohammed und Christus miteinander zu vergleichen, um dadurch einen Maßstab für das gegenseitige Größenverhältnis der drei Männer zu gewinnen, welche den größten und nachhaltigsten Einfluß auf die Menschheit ausgeübt haben. Nach

zwei einleitenden Kapiteln, welche von dem geschichtlichen Wert der zur Benutzung stehenden Quellenwerke und den allgemeinen religiösen und politischen Bedingungen zur Zeit der Religionsstifter handeln, vergleicht er (Kap. 3) die Berichte über ihre Geburt und Entwicklung, (Kap. 4) die Art ihrer öffentlichen Wirksamkeit, (Kap. 6) die Umstände ihres Todes und (Kap. 7) ihre Charaktere. Besondere Aufmerksamkeit verdient (Kap. 5) die Erörterung der vielbesprochenen Frage, in wie weit die Religionsstifter in ihrem Gedankenkreise voneinander abhängig seien. Das Schlusskapitel vergleicht kurz die Entwicklungsgeschichte der drei sich an die Stifter anschließenden Religionsgemeinschaften. „Wenn überall und am Ende,“ so schreibt der Verfasser am Schluß der Einleitung, „die Palme dem Gründer des Christentums zuerkannt wird, so mag man das nicht als eine Voreingenommenheit eines christlichen Theologen betrachten, sondern nur als die Bestätigung des Petrinischen Wortes: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“

Missionar Dr. theol. Ernst Faber, China in historischer Beleuchtung. Berlin. Verlag von A. Haack. Preis 1 M.

D. Faber ist einer der Veteranen unter den chinesischen Missionaren, und auch jetzt im Dienst des allgemeinen evangel.-protest. Missionsvereins steht er mit seiner theologischen Überzeugung auf positivem Glaubensgrunde. Er hat das vorliegende Büchlein (von 64 Seiten) als Denkschrift zu seinem 30jährigen Missionarsjubiläum veröffentlicht; und in der That, nur ein alter, erfahrener China-Missionar konnte dasselbe schreiben, so viele, genaue und mannigfaltige Nachrichten enthält es über chinesische Verhältnisse. Allen, welche sich über chinesische Verhältnisse schnell und zuverlässig orientieren wollen, können wir das Büchlein auf das wärmste empfehlen. Sie werden in demselben eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube von Gelehrsamkeit entdecken. Allerdings liest es sich nicht gerade leicht, die überwältigende Fülle des Stoffes hat die Schönheit der Darstellung ein wenig beeinträchtigt. Aber wer vor schwerer Lektüre nicht zurückschreckt, dem wird das Buch ein hoher Genuß sein. Es ist ein Kompendium oder kurz gefaßtes Lehrbuch zum Studium Chinas und seiner Geschichte. Ein gutes Bild D. Fabers und eine Karte Chinas schmücken das Buch.

H. Schneider, Die gute Botschaft. Heft VIII. Dom Jany. Preis 30 Pf. Stuttgart. Verlag von R. Roth.

Den meisten unserer Leser wird die Reihe kleiner Missionschriften bekannt sein, welche der Redakteur der Brüdergemeinde, Pred. H. Schneider unter dem gemeinsamen Titel „die gute Botschaft“ veröffentlicht. Prediger Schneider ist der bedeutendste populäre Missionschriftsteller unserer Zeit; er vereinigt in seltenem Maße umfassendste Kenntnis aller Verhältnisse der Missionsgebiete der Brüdergemeinde mit gewandter, anschaulicher Schreibweise; seine Schriften sind ebenso unterhaltend wie belehrend, und das von ihm herausgegebene „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ ist eine Musterleistung missionarischer Berichterstattung. Das eben neu erschienene achte Heft der „Guten

Botschaft“ erzählt uns die Lebensgeschichte des Bibelfolporteur oder Reisepredigers Stephanus Brins in Südwestafrika, der wegen seiner biedern, treuherzigen Frömmigkeit allgemein beliebt und unter dem Namen Dom Jany, „Onkel Stephan“, in seinem ganzen Wirkungskreise bekannt war.

Missionsbilder mit Versen, herausgegeben von der Missionskonferenz in der Prov. Brandenburg. Verlag der evang. Miss.-Buchh. Berlin NO. Friesenstr. 9.

Kürzlich sind die Hefte 7 u. 8 dieser Kinder-Bilderbücher — Westindien und die Kols — herausgekommen, wir geben denselben gern ein fröhliches „Glück auf“ mit auf den Weg. Sind ja die Bilder auch keine Kunstwerke und die Verse nicht an dem Maße unserer großen Klassiker zu messen, so ist es doch erstaunlich, daß für diesen billigen Preis von 5 Pf. das Stück — in Partien sogar noch wesentlich billiger! — acht auf sorgfältigen Studien beruhende, bunte Bilder, alle sorgfältig gezeichnet und naturgetreu gedacht, dargeboten werden. Ein Sachverständiger schreibt darüber dem Verfasser, und wir können uns seinem Urteil nur anschließen: „Ich habe schon viel Verse geschmiebt, aber ich hätte die Sache nicht besser gemacht, als es Ihnen gelungen ist. Auch der selige Hey, wenn er noch lebte, würde Ihnen das bezeugen.“

Achtzig Ansichten von der Goldküste (Westafrika) nach Originalaufnahmen des Missionars Fritz Ramsfeyer. Neuenberg 1895, Verlag von Gebr. Altinger.

Den von der Gohrnerschen und der Bremer Mission herausgegebenen schönen Missionsbilderbüchern schließt sich dies Album der Baseler Missionsgesellschaft würdig an. Es führt uns von der Küstenstadt Ulra über die Stationen Abotobi, Aburi und Akropong bis zu der am weitesten nach Asante vorgeschobenen Station Abetifi. Die Stationen und ihre Umgegend, die Missionare und ihre Arbeit, die Eingeborenen und ihre Häuptlinge, die charakteristischen Bäume und Landschaftsbilder, alles wird uns in fast ausnahmslos wohl gelungenen photographischen Aufnahmen vorgeführt, so daß wir von dem Leben und Wesen dieser reichsegneten Mission eine deutliche Vorstellung gewinnen. Es wäre dringend zu wünschen, daß diese Missionsbilderbücher recht weite Verbreitung fänden; sie sind auch durch ihre schöne Ausstattung trefflich zu Geschenken geeignet. Der Ertrag des vorliegenden Albums fällt der Baseler Mission zu.

Rottrott, L: Die Gohrnersche Mission unter den Kols. 2 Bde. (Bd. 1: Bilder aus dem Missionsleben. Bd. 2: Die Arbeit in den Jahren 1874 bis 1887.) Zweite, Jubiläumsausgabe. Halle a. S. 1895, Mühmanns Verlagshandl. Preis brosch. 6 M.

Wir haben im vorigen Jahr eine Reihe von gediegenen Aufsätzen aus der Feder des Pastors L. Rottrott veröffentlicht. Wir unterlassen nicht, auf das Hauptwerk desselben hinzuweisen, zumal davon anlässlich des Jubiläums der Kolsmission eine neue Auflage erschienen ist. Rottrotts Werk ist die sorgfältigste und beste Arbeit über die Kolsmission, die wir besitzen. Sie ist allen Freunden der Gohrnerschen Mission unentbehrlich.



Alt- und Neujapan und das Christentum.

Von Pastor Dr. Hering in Oberroßla.

Der Reisende, der in der Hafenstadt Yokohama angekommen ist, strebt natürlich danach, sobald als möglich die japanische Hauptstadt Tokyo¹⁾ zu sehen. Er hat's bequem! Er setzt sich auf die Eisenbahn, die ihn in knapp einer Stunde nach Tokyo befördert. „Auf die Eisenbahn?“ fragt da vielleicht der freundliche Leser. „Giebt's denn in Japan Eisenbahnen?“ Thatsächlich bin ich oft so gefragt worden. Nun ja, Japan hat es verstanden, nicht nur in wenig mehr als zwei Jahrzehnten das ganze Land mit einem Netze von Eisenbahnen zu überziehen, die es jetzt ohne alle fremde Hilfe verwaltet, sondern überhaupt alle Erfindungen und Einrichtungen westlicher Kultur sich zu nütze zu machen. Telegraphenlinien gehen nach allen Richtungen hin durchs Land. Die Post arbeitet vorzüglich. In der Hauptstadt Tokyo

erblicken wir überall die Bündel von Telegraphendrähten. Da und dort ragen die Schornsteine von Fabriken empor, in denen Maschinen neuester Einrichtung die Arbeit der Menschenhand ersetzen. Nicht bloß in den Kaiserpalästen, sondern auch in zahlreichen Privathäusern, Kaufläden und Werkstätten aller größeren Städte bedient man sich des elektrischen Lichtes. Den deutschen Bürger pflegt es immer besonders zu interessieren, daß von Japanern zwei große Dampfbierbrauereien eingerichtet worden sind, die sich um die Wette bemühen, dem Deutschen den Aufenthalt im Lande zu erleichtern und die Japaner auch mit dieser Seite europäischer Civilisation bekannt zu machen.

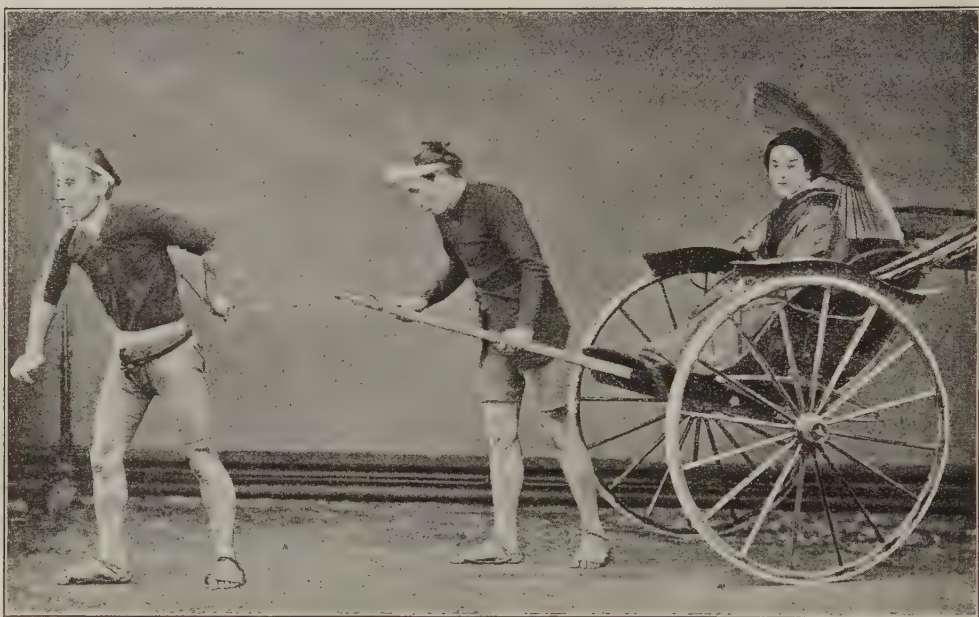
Und doch sind wir trotz all dieser Fortschritte noch in Altjapan. Das wird dem Reisenden sofort wieder klar, wenn er in Tokyo angekommen aus dem Bahnhofe austritt. Neben der Pferdebahn halten lange Reihen von Jirikissha's, wie sie

¹⁾ Das y ist Konsonant, unserem j ähnlich. Das Wort ist also zweisilbig To-kyo, mit dem Ton auf der 1. Silbe.

unsere Abbildung zeigt. Der Reisende wählt sich eine davon. Er besteigt das kleine Gefährt. Der Kuli tritt zwischen die Gabelbeißel, und nun geht's fort, immer im Trabe, stundenlang, wenn es sein muß. Wer besonders schnell fahren will, nimmt sich noch einen zweiten Läufer als Vorspann, wie die japanische Dame auf unserem Bilde. Nun geht's hinein in die erste, lange Straße. Die zierlichen Holzhäuser zu beiden Seiten, die mit ihren weit überragenden Dächern und ihren Veranden den Schweizerhäusern gleichen, sind am Tage nach der Straße zu vollständig offen. In den Kaufläden liegen

Man fühlt sich, wie in eine Märchenwelt versetzt. Allerdings ist auch da schon manches anders geworden. Bis Mitte der siebziger Jahre trugen die Samurai, die eine Art bevorrechteter Kriegerklasse bildeten, auf der Straße ihre zwei Schwerter (Abb. S. 52); jetzt ist das Waffentragen verboten. Und während dieselben Samurai früher in Rüstungen und mit Hellebarde und Bogen bewaffnet (Abb. S. 53) ins Feld zogen, hat die moderne japanische Armee ihre Siege über die Chinesen mit Repetiergewehren und Krupp'schen Kanonen erfochten.

Am konservativsten sind die Japaner



Jinrikisha.

daher die oft seltsamen, oft entzückend schönen und zierlichen Erzeugnisse japanischer Kunstfertigkeit offen für den Vorübergehenden ausgebreitet da. Zahlreiche Jinrikisha's fliegen dahin, sich geschickt ausweichend. Dazwischen drängt sich eine bunte, lachende und scherzende Menge; Männer und Frauen, mit großen Regenschirmen bewaffnet, auf hohen Stöckelschuhen, bei Begegnungen mit Bekannten tief kniegend; junge Mädchen, in Gesellschaft spazieren gehend; dazwischen wohl auch ein Bauer im Strohhregenmantel, wie unsere Abb. S. 51 zeigt, und mit breitem Strohhute, an einem Trageholz seine Lasten tragend.

noch im Hause. Denn die Häuser sind noch genau so eingerichtet wie seit Jahrhunderten. Die Bewohner sitzen auf den feinen Strohmatte des Fußbodens, schlafen auf dem Nackenkissen, damit die kunstvolle Haarfrisur nicht zerstört wird; sie essen mit Stäbchen ihren Reis und kleiden sich noch ebenso, wie ihre Vorfahren. Und doch macht sich auch hier die neue Zeit geltend. So trägt der Beamte, sobald er sein Haus verläßt, europäische Kleidung. Die Familie sammelt sich am Abend um die moderne Petroleumlampe, und wenn wir den jungen Japanern, die da im Kreise der Jhrigen auf dem Boden

hocken, über die Schultern blicken, sehen wir, daß sie in deutschen oder englischen Büchern studieren. Während es noch Ärzte giebt, die nach der alten chinesischen Methode praktizieren, giebt es doch in allen größeren und mittleren Orten Ärzte, welche europäisch oder amerikanisch gebildet und mit den neuesten Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft wohl vertraut sind; und während noch vor wenig Jahrzehnten die Folter bestand, wird jetzt nach modernen Gesetzbüchern das Urteil gesprochen, und die Strafen gleichen den unsrigen.

Aber trotzdem sind die hohen Erwartungen, die Japan auf seine Fortschritte setzte, nicht alle in Erfüllung gegangen. Wohl hat es nicht an äußeren Erfolgen gefehlt. Handel und Industrie haben sich gehoben, die Einführung europäischer Wissenschaften und Einrichtungen hat mancherlei Segen gestiftet, und als eines sichtbaren Erfolges der Einführung europäischer Kultur freut sich Japan seiner glänzenden Siege über China. Aber es fehlt neben dem Lichte auch nicht an tiefen Schatten. Ganze Klassen, wie die Daimio und Samurai (Lehnsherrscher und Lehnsmänner) sind durch die Neuordnung des Staatswesens ihrer erblichen Einkünfte beraubt worden. Viele Glieder derselben, soweit sie nicht Beamtenstellen erhielten, haben sich zu niederen Diensten bequemen müssen. So war mein Koch ein alter Samurai und das Kinder mädchen die Tochter eines solchen, und beide waren tüchtig und zuverlässig. Andere sind verkommen, die meisten von tiefer Verbitterung erfüllt und immer noch eine Gefahr für die ruhige Weiterentwicklung des Landes. Ferner sind durch die Einführung von Maschinen ganze Berufs-

zweige lahmgelegt worden. Die Landwirtschaft leidet schwer infolge der neuen Verhältnisse.

Es giebt noch gar viele Leute von altem Schlage, die sich nicht in die neue Zeit schicken können, und viele, denen der Fortschritt zu hastig erscheint. Mit Schrecken sehen es die Japaner selbst, wie auch die schönste Blüte altjapanischer Kultur unter dem Hauche der neuen Zeit gelitten hat, nämlich das Verhältnis zwischen



Japanischer Bauer mit Stroh-Regenmantel.

Eltern und Kindern, in dem die Japaner getrost den europäischen Völkern zum Vorbilde dienen könnten. Ein Sprichwort, wie das deutsche, daß ein Vater wohl zehn Kinder, zehn Kinder aber keinen Vater ernähren können, ist den Japanern einfach unverständlich. Dort gilt es von jeher für selbstverständlich, daß das Kind lieber selbst Entbehrungen auf sich nimmt, als daß es die Eltern darben läßt. Es wird den Kindern dabei das Vorbild der Raben vor die Augen gestellt, von denen es heißt, daß

sie ihre Mutter füttern, wenn sie alt und blind geworden ist. Selbst wenn der Sohn schon erwachsen ist, wird er in allem seinen Vater zu Rate ziehen und ihm unterthan sein. Aber leider hat dies Verhältnis unter der neuen Zeit gelitten. Die große Wertschätzung, die die alten Japaner dem europäischen Wesen zu teil werden ließen, hat zur Folge gehabt, daß die junge Generation,

gering aufgenommen wird. So klagen die älteren Japaner, daß eine neue Generation heranwächst, die die Tugenden der alten Zeit nicht mehr kennt, aber auch neue nicht aufgenommen hat und sich dem altjapanischen Wesen mehr und mehr entfremdet. Japan muß es eben erfahren, daß unsere europäische Kultur, wenn sie ohne die sittlich bewahrende und belebende



Samurai Besuche machend.

wenn sie einige moderne Kenntnisse erworben hat, diese weit überschätzt und eine bedeutende Selbstüberhebung zeigt, die nur zu oft in Ungehorsam und Unbotmäßigkeit sich äußert.

Dazu kommt, daß mit den europäischen Wissenschaften auch das zersetzende Gift materialistischer Ideen eingedrungen ist, das wie eine neue Offenbarung

Kraft des Christentums von fremden Völkern angenommen wird, wie ein Gift wirkt, zersetzend und zerstörend.

In Japan selbst hat man angefangen, sich nach Hilfe umzusehen, und da haben vieler Augen sich dem Christentume zugewandt, namentlich ist die Regierung selbst der neuen Religion freundlich gesinnt. Welche Wendung! Die-



Samurai in der alten Kriegerrüstung.

selbe Regierung, die noch in den siebziger Jahren den Übertritt zum Christentum mit dem Tode bedrohte, die begünstigt nunmehr seine Verbreitung, und während anfangs die Missionare ihres Lebens nur sicher waren, soweit die Kanonen ihrer heimischen Kriegsschiffe reichten, giebt ihnen jetzt die Regierung vor allen andern Ausländern die Erlaubnis, ihren Aufenthalt auch im Inneren des Landes zu nehmen,

seine von Sünde und Tod erlösende Macht, betätigt es sich immer wieder von neuem als die alte Gotteskraft, die da selig macht alle, die daran glauben.

Allerdings haben in den letzten Jahren die evangelischen Missionen in Japan mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als in den Jahren vorher. Die Mächte des Alten erhoben kühner ihr Haupt, und eine in weiten Kreisen, sogar bei euro-

päisch gebildeten Japanern herrschende Abneigung gegen die europäischen Völker und gegen die europäische Religion hat auch das Werk der Mission erschwert. Doch scheint es, als ob durch den Krieg mit China an die Stelle der Furcht vor einem Überwuchern europäischen Wesens in Japan wieder ein größeres Selbstvertrauen und ein vorurteilsfreierer Sinn getreten sei, der mittelbar auch der Predigt des Evangeliums zu gute kommen würde. Allerdings steigen ja wiederum drohende Wolken im Osten auf, die sich in einem neuen Kriegsgewitter entladen könnten. Doch darf man der Zuversicht sein, daß das Evangelium unter den Japanern selbst so festen Fuß gefaßt hat, daß es auch schwerere Stürme als den eines nur vorüber-



Japanische Kinder.

und der Predigt des Evangeliums wird kein Hindernis in den Weg gelegt. Verhältnismäßig klein ist noch die Zahl seiner Befenner, und doch ist ein guter verheißungsvoller Anfang gemacht. Das zeigt das rege Glaubens- und Liebesleben, das in den jungen, japanischen Christengemeinden herrscht, das zeigt der gute Geist, der von ihnen ausgeht und sauerteigartig auch die heidnischen Volkskreise durchdringt. Auch an den Japanern erweist das Evangelium

gehenden Fremdenhasses überdauern wird. Im Volke selbst wird der Kampf zwischen Altem und Neuem noch lange fortbauern, denn Japan wird und muß auf dem einmal betretenen Wege weiter gehen. Immer mehr von dem Alten wird stürzen und Neues an die Stelle treten. Gott gebe, daß im Lande selbst die Erkenntnis sich immer weiter verbreite, daß das Kreuz des Erlösers das einzige Zeichen ist, in dem Japan siegen kann.

Schrift und Buch als Mittel zur Evangelisierung Afrikas.

Von A. Merensky.

Schrift und Buch sind in Gottes Hand von alters her wirksame Mittel gewesen, die christliche Wahrheit auf Erden auszubreiten. Als der Herr seinen Jüngern den Befehl erteilt hatte, aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen, lebte die Abfassung heiliger Schriften durch gottbegeisterte Männer wieder auf. Wir haben Berichte über das Leben des Heilandes von vier verschiedenen Evangelisten, und die Apostel unterhielten den lebhaften Verkehr mit den von ihnen gesammelten Gemeinden durch Rundschreiben und Briefe, die an einzelne dieser Gemeinden gerichtet waren. Welche hohe Geltung in der alten Missionskirche diese heiligen Schriften hatten, bezeugt die Thatsache, daß die Sektierer ihren Lehren durch Abfassung von sogenannten apokryphischen Schriften Geltung zu verschaffen suchten, und daß in manchen Verfolgungen die Heiden ihr Hauptaugenmerk darauf richteten, die heiligen Schriften der Christen in die Hände zu bekommen, um sie zu vernichten.

Wo die Mission ihrer Aufgabe gerecht zu werden trachtete, die Heiden zu wirklichen Jüngern Jesu zu machen, um sie alles zu lehren, was er befohlen hat, da ist auch die heilige Schrift in die Sprache des betreffenden Volkes übersetzt worden. Welche Bedeutung hat Luthers Bibelübersetzung, haben seine übrigen Schriften für unser Volk gewonnen, als mit der Reformation eine neue Evangelisation Deutschlands ihren Anfang nahm! Die evangelischen Kirchen haben seither Schrift und Buch, vor allem das Buch der Bücher, die Bibel, stets als wirksame Mittel hoch gehalten, christliche Erkenntnis in der Heimat zu mehren und in der Fremde auszubreiten.

So ist es kein Zufall, daß mit dem Erwachen des Missionssinnes und mit der Bildung von Missionsgesellschaften im vorigen Jahrhundert auch das Entstehen von Bibelgesellschaften zusammenfällt. Als von Halle die ersten Missionare auszogen, wurde dort auch die Cansteinsche Bibel-Anstalt gegründet, und die vor hundert Jahren gegründete „Britische und aus-

ländische Bibelgesellschaft“ trat ins Leben, als in England der Missionsgeist weitere Kreise erfaßte, und ist seither allen Missionsunternehmungen eine treue Helferin gewesen. Die römische Berichterstattung liebt es sogar, den Schein zu erwecken, als bestünde die Arbeit der protestantischen Missionen nur in der mühelosen Verbreitung von Traktaten und Bibeln. Nun, neben dieser Verbreitung heiliger Schriften hat es die evang. Mission an Verkündigung des Evangeliums durch lebendige, begeisterte Zeugen niemals mangeln lassen! Ohne die vorbereitende persönliche Arbeit, ohne mühsames Studium der Sprachen und ohne schwierige Übersetzungs-Arbeiten wäre ein Verbreiten heiliger Schriften selbst unter heidnischen Kulturvölkern nicht möglich gewesen, während bei rohen Völkern zu diesen Arbeiten noch die Erziehung zum Erfassen geistiger Wahrheiten, der Unterricht in der Lesekunst und die Einführung in das tiefere Verständnis des Gebotenen hinzukam.

In den letzten hundert Jahren ist die heilige Schrift in etwa 300 Sprachen heidnischer Völker übersetzt worden. Auch 85 Sprachen afrikanischer Neger und Bantuvölker sind durch Missionare zu Schriftsprachen gemacht worden, und da bereits in 67 dieser Sprachen und Dialekte die heiligen Schriften ganz oder zum Teil übersetzt sind, kann man jetzt mit Recht davon reden, wie Schrift und Buch auch in Afrika Mittel geworden sind, das Heidentum zu bekämpfen.

Es hat immerhin der ernstesten Arbeit eines Jahrhunderts bedurft, ehe dieser Erfolg erreicht werden konnte. Unsere Missionare fanden die afrikanischen Heiden überall ohne Schrift und ohne Bücher. Obwohl auf afrikanischem Boden die älteste Schrift der Menschen, die Hieroglyphenschrift, schon vor vielen Jahrtausenden im Gebrauch war, hat sich die Kunst des Lesens und Schreibens von Norden aus in das Innere nicht verbreitet. Die alten Ägypter bewahrten ihre Weisheit in eifersüchtiger Weise und verschmähten es, roheren

Völkern dieselbe mitzuteilen. Aus sich selbst heraus haben aber die dunkelfarbigem afrikanischen Stämme eine Schrift nicht erfunden.

Anfänge einer Art von Hieroglyphenschrift könnte man vielleicht in den wunderlichen Felsen-Malereien der Buschleute sehen, ja Schreiber dieses fand neben solchen Malereien Reihen von Strichen, Kreuzen und Ringen, die man recht gut für Anfänge von Schrift halten konnte. Auch unter Negeren und Bantu finden sich solche Anfänge von Versuchen, verständliche Schriftzeichen herzustellen. In West-Afrika sind

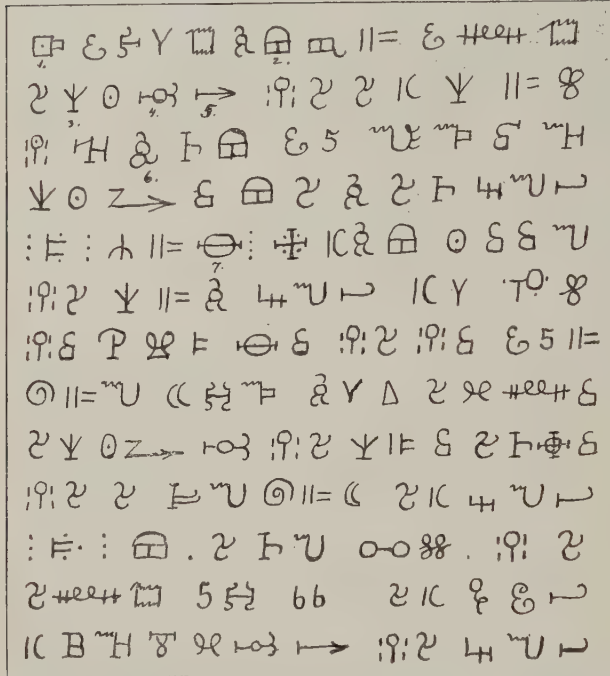
gewendeten Zeichen ganz merkwürdiger Art, sondern eigentümlich war es auch, daß nicht die einzelnen Laute, sondern ganze Silben durch solche Zeichen wiedergegeben wurden. Das ist bei dem besonderen Bau der afrikanischen Sprachen, deren Wörter aus lauter offenen Silben bestehen, zweckdienlicher, als es manchem scheinen möchte. Diese echt afrikanische Schrift erwies sich so brauchbar, daß sich ihrer auch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft eine Zeit lang bei Veröffentlichungen bedient hat.

Es ist auffallend, daß die Afrikaner eine unter ihnen allgemein gültige Schrift

nicht erfunden haben, da sie sich, wo sie mit Schrift bekannt gemacht werden, deren Verstehen in bemerkenswert leichter Weise aneignen, und da sie obenein meist gern die Mühe auf sich nehmen, dies zu thun. Die nicht eben leicht verständliche arabische Schrift hat sich über einen großen Teil des Innern verbreitet, sie ist von Arabien aus bis zur Westküste Afrikas vorgeedrungen. An der Ostküste finden wir bei dem Mischlingsvolk der Suaheli diese Schrift überall im Gebrauch. Alle Missionare bezeugen, daß Schwarze, die lesen lernen wollen, es leicht erlernen. Alte Leute, die im Heidentum ergraut sind, lernen es manchmal noch; meist lernen es die Erwachsenen einer vom andern, ohne daß die Missionare sich damit abmühen, Leseunterricht zu er-

teilen, und die Kinder lernen es in den Schulen mindestens ebenso schnell als Kinder der civilisierter Völker.

Dies ist erklärlich, denn der Afrikaner hat eine besondere Gabe, Formen, die sich seinem Auge bieten, tief und dauernd aufzufassen. Ein Gesicht, welches er gesehen, vergißt er nicht leicht, und schon Kinder bilden bei ihren Spielen die Eigentümlichkeiten, welche sie an Tieren wahrnehmen, oft in überraschender Naturwahrheit in Lehm u. dgl. nach. Diese scharfe Erfassung der Form ermöglicht es den Leuten, die lesen können, Gedrucktes zu erkennen, auch

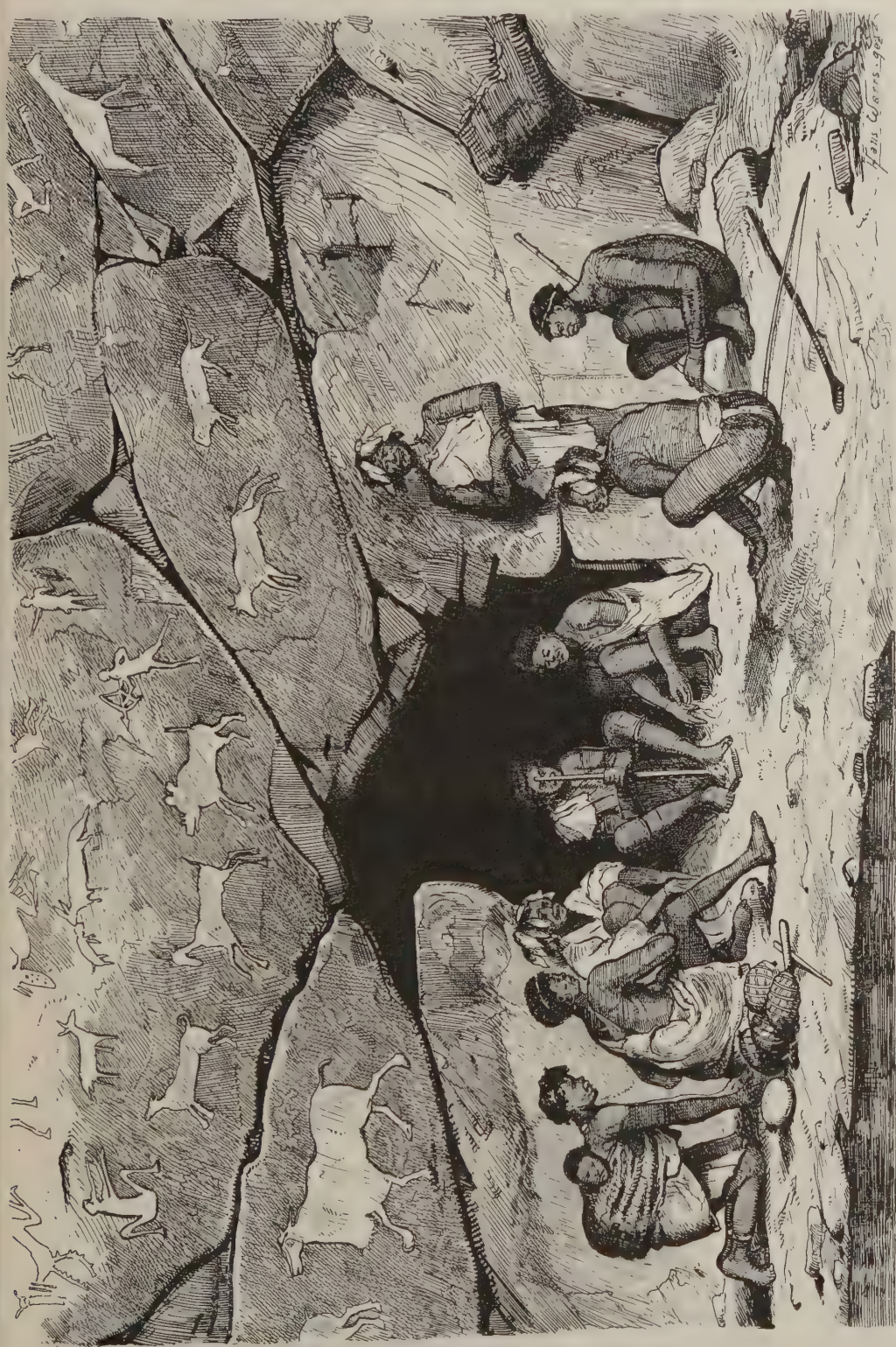


Schriftprobe in der Betsi-Sprache. (Aus Wilson, Western Africa.)

1. Melktopf. 2. Hütte. 3. Baum. 4. Anker. 5. Pfeil. 6. Vogel. 7. Schlüssel(?).

„Eigentumszeichen“ an Geräten nicht selten, deren Bedeutung die Eingeborenen verstehen, und im Bonyai (in Maschona-Land) sind Poststäbe im Gebrauch, welche mit Zeichen versehen sind, in denen man Anfänge von Schriftzeichen sehen kann, deren Bedeutung aber leider noch nicht erkundet worden ist.

Nur ein afrikanischer Stamm, der Stamm der Betsi, der auf der Westküste im südlichen Teil des englischen Gebietes von Sierra Leone lebt, hat im Anfang unseres Jahrhunderts es soweit gebracht, seine Sprache in ganz eigentümlicher Weise zu schreiben. Nicht nur waren die an-



Felsenmalereien an einer Bushmannshöhle.

wenn sie es von der Seite oder von oben ansehen. Jedenfalls leisten sie beim Lesen unter so erschwerenden Umständen unendlich mehr, als uns im gleichen Falle zu leisten möglich wäre. So finden wir beim Afrikaner eine Natur-Anlage, die dem Buch und der Schrift die Aufgabe erleichtert, ihm ein Bildungsmittel zu werden.

Die Arbeit freilich, diesen Bildungsstoff zu schaffen, mußte von den Missionaren geleistet werden, und nicht zu hoch können wir die Mühe und den Fleiß veranschlagen, den diese Männer auf die Erfüllung dieser wichtigen Aufgabe verwendet haben. Wieder und immer wieder traten unsere Sendboten unter Völker, deren Sprache bis dahin kein Europäer erkundet hatte. Da galt es zunächst, recht zu hören und dann die fremdartigen Laute in ihren bei diesen Sprachen gerade so feinen Unterschieden wieder zu geben.

Dann mußten Zeichen für die Laute gesucht und gefunden werden, wobei man überall das lateinische Alphabet benutzte und davon nur in dem Falle abwich, wo man Laute wiedergeben mußte, die eigentlich afrikanisch waren. In den letzten Jahrzehnten folgte man darin meist den Vorschlägen, die unser Professor Lepsius in seinem allgemein giltigen Alphabet (dem „Standard-Alphabet“) gemacht hat. Aber auch bei Annahme dieser Hilfe war es oft nicht leicht, zu entscheiden, welcher Klasse dieser oder jener Laut zugezählt werden müsse. So ist es verständlich, daß wohl in jedem Fall, in dem solche Sprache zur Schriftsprache gemacht wurde, noch jahrelang an der eingeführten Rechtschreibung zu bessern war, bis endlich durch die Macht des Gebrauchs ein Abschluß erzielt wurde.

Der Arbeit, für Wörter die richtige Schreibweise zu finden, folgte das Sammeln von Wörtern, das Zusammenstellen von Wörter-Verzeichnissen. Dies wurde erschwert durch die Unbekanntschaft mit dem Bau der Sprache, denn nur selten vermochten Dolmetscher die Wörter in einfacher Grundform wiederzugeben. Auch Sätze genau und richtig zu übertragen, war ihnen oft schwer, und deshalb war die nun zu lösende Aufgabe, aus solchen Sätzen den grammatischen Bau der Sprache zu erkunden, überaus schwierig zu lösen. Regeln, die man glaubte gefunden zu haben, erwiesen sich später als unhaltbar, auf Ausnahmen baute man falsche Schlüsse auf, und nur

nach jahrelangem Mühen gelang es dem Fremdling, die Sprache sich anzueignen. Leichter hatten es die Missionare, welche den ersten Bahnbrechern folgten, viel leichter haben es die, welche jetzt in die Arbeit treten, denn die afrikanischen Sprachen zeigen, was ihren Bau angeht, eine enge gegenseitige Verwandtschaft. Vom Süden bis zum Kilimandscharo und dem Kamerungebirge sprechen alle die vielen Bantu-Stämme im Grunde doch nur eine Sprache, wenn sie auch in unendlich viele Dialekte zerspalten erscheint. Heute wird ein Missionar, der auf ein neues Gebiet im Innern zieht, stets an den Bearbeitungen eines oder des andern Dialekts eine große Hilfe bei seinen sprachlichen Arbeiten haben können.

Hat ein Missionar die Sprache seines Stammes sich angeeignet, finden sich Leute, die, durch sein Zeugnis ergriffen, dem Christentum näher treten wollen, so wird er bald daran gehen müssen, Bücher herzustellen. Denn solche Hörer, die Schüler werden, wollen dann lesen lernen. Meist werden dann zunächst Lesetafeln und Lesebücher angefertigt. Mit der Schüler Wissen wächst des Lehrers Können. Bald müssen Lieder übersetzt werden, denn die Leute wollen bei den Versammlungen singen, gerade die Schwarzen lieben Musik und lernen wirklich schön mehrstimmig singen, wenn sie Anleitung dazu erhalten. Die Besucher des Taufunterrichts brauchen Spruchbücher und brauchen den Katechismus, das nötigt zu weiteren Arbeiten, und endlich werden evangelische Geschichten, später auch ganze Bücher der heiligen Schrift übersetzt.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß es am leichtesten oder am wenigsten schwer ist, aus dem hebräischen Urtext in afrikanische Sprachen zu übersetzen; auch aus dem griechischen Text des Neuen Testaments zu übersetzen ist nicht so schwer, als aus dem Deutschen. Die alten Israeliten standen den Afrikanern viel näher als wir in Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen, im Fühlen und Denken. Ein Schwarzer gab seinen Gedanken darüber einst durch die Worte Ausdruck: „die Juden sind Afrikaner gewesen.“ Als wir Berliner Missionare uns in Transvaal mit den ersten Übersetzungs-Arbeiten mühten, ist uns die Übersetzung von Luthers Katechismus am schwersten gefallen und nach dem Urteil

der Eingeborenen am wenigsten gelungen. Luther hat dies Büchlein eben für seine Deutschen geschrieben.

Auf neuen Gebieten besorgen noch heut die Missionare den Druck ihrer ersten Schriften und Bücher selbst. Die Gesellschaften haben auch öfter gelernte Drucker ausgesendet und Druckereien einrichten lassen, in denen Eingeborene als Lehrlinge und später als Gehilfen arbeiteten. Die Afrikaner lernen eine so mechanische Thätigkeit, wie es das Sehen ist, nämlich recht leicht. Sie beweisen bei dieser Arbeit, da sie körperlich wenig anstrengt, auch oft Fleiß und Ausdauer. Nachdem an den Küsten Afrikas vielfach Handelsstädte entstanden sind, in denen es an Druckereien nicht fehlt, und seitdem die Verbindungen mit der Heimat sich gangbarer gestaltet haben, sind die Missionare von dieser Druckerarbeit mehr befreit. In Süd-Afrika z. B., wo südlich vom Sambesi in allen Teilen des Landes Zeitungen gedruckt werden, in Summa etwa 120 verschiedene Blätter, dürfte kaum noch irgendwo das Bedürfnis nach Missions-Druckereien vorhanden sein. Im Innern aber muß sich die Mission noch vielfach nach alter Weise auch der Druck-Arbeit unterziehen. So bestehen in Blantyre auf dem Schire-Hochlande, in Bandawe am Njassa und auf der im Njassa gelegenen Missions-Insel Vikoma tüchtige Druckereien. Besonders leistet die Druckerei in Bandawe Vorzügliches, sie ist ein schönes Zeugnis für den Fleiß und die Tüchtigkeit der dort arbeitenden Schotten.

Übersetzungen der ganzen heiligen Schrift werden aber meist in Europa gedruckt. Dazu nötigen der Umstand, daß das zu solchem Druck nötige Papier erst von Europa in das Ausland geschafft werden muß, sowie die Schwierigkeit, den Einband im Auslande gut und doch verhältnismäßig billig herzustellen. Die Britische Bibelgesellschaft ist überdies stets gern bereit, die Kosten und die Mühe für solche neue Bibel-Ausgaben zu bestreiten, ja sie übernimmt es auch wohl, einen der Übersetzer in die Heimat kommen zu lassen, damit er den Druck überwache und die schwierige Korrektur übernehme.

Durch diese fleißige Arbeit ist die in afrikanischen Sprachen abgefaßte Litteratur zu einem ganz gewaltigen Umfange angewachsen. Es ist unmöglich, darüber ge-

naue Auskunft zu geben, denn viele Bücher und Büchlein erscheinen an Ort und Stelle und werden in Europa nicht bekannt. Allein südlich vom Sambesi sind acht verschiedene Sprachen oder Dialekte, neun wenn man das Kap-Holländisch hinzurechnet, zu Schriftsprachen gemacht, in denen die Bibel oder wenigstens das Neue Testament, Gesangbücher, biblische Geschichten und Lehrbücher aller Art erschienen sind.

Und die Bedeutung dieser Litteratur erscheint für die Evangelisation des Erdteils um so größer, wenn man in Betracht zieht, daß manche dieser Sprachen auch weiter im Innern gesprochen oder verstanden werden. In der portugiesischen Provinz Angola an der Westküste leben einige Häuflein Buren und südafrikanische Bastards, die das Kap-Holländisch dorthin verpflanzt haben. Die Sulu-Sprache wird am Westufer des Njassa, am oberen Rovuma, ja bis an den Viktoria-Njansa hin von kleineren oder größeren Volksgemeinschaften gesprochen. Auch andere Dialekte werden in weiteren Gebieten verstanden. Was in Suaheli gedruckt ist, kann als Mittel zur Ausbreitung christlicher Erkenntnis dienen bis an die Seen im Innern und bis über diese Seen hinaus. Nicht selten eilt das gedruckte Wort den weißen Missionaren beim Vordringen in das Innere voraus. Im Jahre 1860 fanden wir Berliner Missionare bei den Bassuto Transvaals, zu denen damals noch nie ein Missionar gekommen war, hier und da Bücher und einzelne Leute, die lesen konnten, von denen manche zu lebendigem Heilsverlangen angeregt waren. 1875 trafen wir auf dieselbe Erscheinung bei den Eingeborenen, unter denen Sup. Knothe die Station Mphome anlegte.

Eine ähnliche Überraschung wurde den Basler Missionaren in Kamerun bereitet, als sie im Jahre 1888 im Abolande mitten im Urwalde eine Christengemeinde fanden. Durch das Zeugnis eines christlichen Schwarzen, der als Händler die Gegend besucht hatte, war der Häuptling Koto von Mangamba mit dem Neuen Testament bekannt geworden, er lernte lesen und schreiben, las und forschte und richtete sein Leben nach der erkannten Wahrheit ein. Sechs Weiber entließ er, dem Aberglauben und seiner Häuptlingschaft entsagte er und sammelte um sich eine Gemeinde von Gläubigen.

Missionare ließen sich nun dort nieder, und die Bewegung breitete sich nach dem Wuri-Flusse aus.

„Von allen Seiten kommen wahrheits-suchende Heiden herbei,“ heißt es in einem Bericht, „mit der Anzeige, daß wieder in einer weiteren Stadt die „Sache Gottes“ Eingang gefunden habe. Sie bleiben gewöhnlich einige Zeit in Mangamba, um wenigstens etwas Unterricht zu erhalten und sich durch Arbeit ein Neues Testament zu verdienen. Denn es herrscht bei ihnen die Ansicht, daß man gar kein rechter Mann Gottes sein könne, ohne das Buch Gottes zu besitzen. Zu bewundern ist der Eifer, mit dem sie dann den Inhalt des Buches lernen. Da sie nicht lesen können, lassen sie sich jede Reihe so lange vorsagen, bis sie dieselbe auswendig können. Die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande ist gewöhnlich das erste, was so gelesen und gelernt wird. So lernt denn jeder, der ein Testament hat, aufs fleißigste diejenigen Kapitel auswendig, die ihm vorgesagt werden. Rührend ist der dienstfertige Eifer, womit sie dabei einander beistehen. Jeder ist bereit, das, was er im Testament gelernt hat, sofort einem andern so lange auswendig vorzulesen, bis er es auch kann. Schwer ist es allerdings, solche Auswendigleser dann noch richtig Buchstaben lesen zu lehren. Wie weit sie es aber auf ihre Methode bringen können, zeigt, daß der jetzt angestellte Lehrer Kum früher das ganze Neue Testament verständlich las, ohne einen einzelnen Buchstaben zu kennen. In dies Geheimnis wurde er erst später durch vierwöchentlichen, mühsamen Unterricht eingeführt.“

In derselben Weise, die hier so anschaulich geschildert ist, hat sich auch bei der größten Evangelisationsbewegung im Innern Afrikas, in Uganda, Schrift und Buch als wirksames Mittel erwiesen, die Eingeborenen mit dem Christentum bekannt zu machen. Es ist bekannt, daß in Uganda nur wenige evangelische Missionare, manche nur vorübergehend, haben arbeiten können. Wenn nun dort trotzdem Tausende die Gottesdienste besuchen und ca. 200 000 Leute mehr oder weniger unter dem Einfluß des Evangeliums stehen, so ist dies zum großen Teil der missionierenden Arbeit zu verdanken, welche christliche Schriften, besonders Bibelteile, dort ausgerichtet haben.

Die angeregten Leute heißen dort „Lese“. Die Anhänger der Römischen nennt man „französische“, die der evangelischen Missionare „englische“ Lese.

Erst in der neuesten Zeit ist der Dienst, den eingeborene Lehrer und Evangelisten im Lande verrichten sollen, geregelt worden. Früher hatten diese Leute nicht offen auftreten dürfen, aber die kleinen papiernen Sendboten fanden ihren Weg auch in den Verfolgungszeiten; selbst in den schlimmsten Tagen holten sich die Leute Büchlein bei den Missionaren, wenn es nicht anders anging, bei nächtlicher Weile. Seit die Bücher offen verbreitet werden dürfen, steigt die Zahl der „Lese“ beständig. Neuerdings wurde berichtet, daß es auf dem Insel-Labyrinth im See, das man Sesse-Inseln nennt, unter 75 000 Bewohnern 5450 „Lese“ gebe.

Im Jahre 1893 wurden 20 000 Lesebogen verkauft, der Vorrat war nur zu bald vergriffen, da kamen neue Bogen und in zwei Wochen wurden weitere 5000 verkauft, in wenigen Monaten 11 000. Ein Missionar verkaufte vom Januar bis Juli 1894 12 000 kleine Katechismen. Im März kamen 30 Trägerlasten Bücher an. „Da wir nicht wünschten, daß unsere Zäune niedergerissen würden, sagten wir zunächst nichts davon“, schreibt ein Missionar. Als der Verkauf eröffnet war, wurden im Durchschnitt täglich 660 Schriften verkauft, in etwa vier Wochen 7271 Schriften, darunter 688 Evangelien. Das sind doch wunderbare Erscheinungen! Wer hätte früher erwartet, daß im Innern Afrikas sich ein so ausgesprochenes Begehren einstellen würde nach geistiger Speise, daß Schrift und Buch dort solche Bedeutung erlangen würden als Mittel, christliche Erkenntnis zu verbreiten!

In Verfolgungszeiten hat sich das gedruckte Wort schon öfter als Träger der Heilsverkündigung bei diesen Stämmen bewährt. Als Sekukuni in Transvaal die Christen verfolgte, fanden die Bücher ihre Wege trotz aller Späher, so daß der König bald genug versuchte, Leute, die schwach wurden, dazu zu bewegen, daß sie ihm ihre Bücher überantworteten. Während der zwölf Jahre, in denen die Missionare in seinem Lande nicht geduldet wurden, bewahrten nicht wenige dort zurückgebliebene heimliche Christen Bücher oder Büchlein im

geheimen auf. Als Sekakunis Stadt dann im Jahre 1880 von den Swasi erstürmt worden war, fanden wir hie und da im Berge neben Leichen auch Blätter von christlichen Büchern. Weiber hatten sie getreu bewahrt und endlich mit in ihre Verstecke geschleppt.

Die Basuto halten ihre Bücher hoch und brauchen sie. Allgemein üblich ist es bei den Christen dieses Stammes, auf größeren Reisen das Neue Testament mitzunehmen. In vielen Gegenden tragen sie es in einem besonders dazu genähten Lederfutteral bei sich. Wenn das geistliche Leben rege war, lernten die jüngeren Katechumenen aus eigenem Antrieb lesen, sank es, so mußten die Missionare auch wohl die Forderung stellen, daß diese jüngeren Leute sich die Lesekunst aneignen müßten, wenn sie getauft sein wollten. Selbst ältere Leute, die innerlich tief ergriffen waren, lernten manchmal noch lesen. Eine alte Frau in Botshabelo, deren Kopf im Heidentum ergraut war, wollte den Trost des Evangeliums selbst aus der Quelle schöpfen können, wie sie sagte. Sie liege manchmal krank darnieder, da solle das Neue Testament neben ihrem Haupte ruhen; und die alte Dorcas hat wirklich durch treuen Fleiß erreicht, was sie so sehr herzlich wünschte.

Daß in den gesammelten Christengemeinden christliche Erkenntnis und christliches Leben einen starken Halt und beständige Förderung haben an der Fülle von Trost, Mahnung und Lehre, die in den christlichen Schriften, besonders im Neuen Testament enthalten ist, darauf sei noch besonders hingewiesen. Den Eingeborenen wird das Verständnis dadurch erleichtert, daß diese Schriften in der Sprache abgefaßt sind, die bis auf die einzelnen Wörter noch heute im Munde des Volkes lebt. Eine Schriftsprache, eine Sprache Gelehrter, deren Ausdrücke dem gemeinen Mann unverständlich ist, giebt es unter den eigentlichen Afrikanern nicht. Was in der Volkssprache richtig wiedergegeben wird, was in sie richtig übersetzt ist, wird auch verstanden. So finden wir

gerade in vielen afrikanischen Gemeinden ein reges Forschen in der Schrift und bei nicht wenigen afrikanischen Christen ein lebendiges Interesse, zunächst den Inhalt des Neuen Testaments auch wirklich zu verstehen.

Von geringer Bedeutung ist bis jetzt der Vertrieb von Zeitschriften gewesen, die man in afrikanischen Sprachen herausgegeben hat. Es erscheinen in Süd-Afrika fünf oder sechs solcher Blätter. Es wird ihre Bedeutung in dem Maße steigen, in dem Eingeborene sich an ihrer Abfassung beteiligen. Diese haben auch sonst zur afrikanischen Volks-Litteratur bisher nur wenige Beiträge geliefert. Einige Ansätze aber zeigen, daß auch in dieser Hinsicht in den Afrikanern Kräfte schlummern, von deren weiterer Entwicklung man Gutes hoffen darf. Das Schriftchen eines christlichen „Kassern“ über die Gefahren, die seinem Volke durch den Branntwein drohen,¹⁾ ist tief ernst gedacht, zeugt von bedeutender poetischer Begabung und ist in edler, ergreifender Sprache abgefaßt.

Daß sich Schrift und Buch in solcher Weise als Hilfsmittel für die Evangelisation Afrikas erweisen, ist für die Zukunft ein hoffnungsvolles Zeichen. Die Heidenwelt Afrikas ist groß. Soll sie durch das Zeugnis europäischer Missionare durchsäuert werden mit dem Evangelium, so müßten statt der 800 Europäer dort ebensoviel Tausende in der Arbeit stehen. Die Arbeit der Europäer muß vervielfältigt werden und wird vervielfältigt durch Scharen von eingeborenen Helfern und missionsfreundigen eingeborenen Christen. Für diese aber ist es ein Segen und für den Erfolg ihrer sonst vielfach mangelhaften Arbeit die sicherste Gewähr, daß sie in ihren Händen das Evangelium tragen, den Samen für die Erneuerung des einzelnen und der Völker, den Balsam, der allein die Wunden des dunkeln Ernteils heilen kann.

¹⁾ „Der König Tod und seine Diener“ von James Bopula. Übersetzt von Miss. Sup. D. Kroyt. Berlin, Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft.

Eine Götzenherrschaft im deutschen Togogebiete.

Vor langen Jahren lebte in einer Höhle in der Nähe der großen Ortschaft Date auf der Goldküste in Westafrika ein Göze,

Namens Konkom. Er war ein Mann mit nur einem Auge, einem Arm, krebszerfressener Nase und voller Schwären,

Die Leute hatten ihm Ziegen und Schafe, das Beste ihrer Herden zu opfern. Es war daher nicht verwunderlich, daß den Opfernden bei der Menge ihrer Opfer der Gedanke aufstieg, warum der Götze sich nie zeige. Wenn die Opfergaben vor der Höhle niedergelegt wurden, sah man immer eine Hand aus der Höhle hervorkommen und das Opfer hineinziehen. Die Leute hätten gern gewußt, wer denn ihre beste Habe esse. Sie beschloßen, durch List und Gewalt sich Klarheit darüber zu verschaffen, nämlich sich am Eingang der Höhle auf die Lauer zu legen, und wenn der ge-

Höhlenbewohner draußen hatten. Aber welches Schrecken fiel über sie, als das Schaubild im hellen Tageslicht vor ihnen stand. Entsetzt schrien sie: „Es ist kein gemeiner Mann, in der That, es ist ein Gott!“ Von kaltem Graus erfaßt, flohen sie von der Stätte. Weinend vor Scham und Zorn schrie der Götze ihnen nach: „Was eilet ihr weg? Ihr habt mir ein großes Unrecht angethan; doch laßt sehen, vielleicht kann euch vergeben werden!“ Aber tödlich erschrocken flohen die Übelthäter weiter, ohne sich umzuschauen. Völl Grimm und schrecklicher Ironie schrie Konkom ihnen



Zwei Götzen am Eingang eines Ewe-Dorfes in Deutsch-Togo.

heimnisvolle Arm zum Vorschein komme, denselben zu fassen, den Fleischesser aus seinem Dunkel hervorzuziehen und ihn beim hellen Tageslicht zu besehen. Sie thaten also. Bei der nächsten Opfermahlzeit stellten sich einige beherzte Männer an den Rand der Höhle, und als der Arm wieder zum Vorschein kam, sich nach den Fleischstücken ausstreckend, ergriffen sie denselben und begannen den Mann hervorzuzerren. Eine klägliche Stimme aus der Höhle schrie: „Ach, meine Kinder, was thut ihr? Lasset ab von mir, thut nicht solch ein böses Ding!“ Aber alles Flehen half nichts. Die Männer ließen nicht ab, bis sie den

nach: „Bravo, bravo! Das werde ich euch vergelten! Bravo, bravo!“

Unter dem dumpfen Druck des Schreckens und der Ahnung furchtbaren Gerichts zu leben war unerträglich; daher wurden mit dem beleidigten Gott wieder Unterhandlungen angeknüpft und gefragt, was gethan werden müsse, ihn zu befriedigen. Er stellte sich sehr versöhnlich, war freundlich und vergebend. Nachdem ihm die Sühnopfer gebracht worden, versprach er sogar die Stadt zu segnen und sie zu hoher Blüte zu bringen. Doch als unerläßliche Bedingung, dieses überschwenglichen Segens theilhaftig zu werden, befahl er ihnen alles,

was an Früchten des Feldes gewachsen, abzuheben und was davon schon eingeerntet war, zu verbrennen; er werde hundertfältig alles wieder erstatten. Sie thaten, wie er befohlen. Kaum war aber dies geschehen, als Konkomb verschwand und nicht mehr gesehen wurde. Er war entflohen; seine Absicht aber hatte er erreicht. Eine furchtbare Hungersnot brach aus, die viele dahinraffte.

Konkomb kam auf seiner Flucht den Fluß Volta hinauf in eine Stadt, Namens Krafye (sprich Kratschie). Dort gefragt, woher er komme, antwortete er: von Date. Aber durch die zerfressene Nase klang es wie Dente, daher er den Namen Odentes erhielt. Er erzählte den Krafyern, was ihm begegnet sei, und wie man ihn behandelt habe, und sie waren froh, daß er bei ihnen bleiben wollte. In einer großen Höhle, nicht weit von der Stadt, ließ er sich nieder. Die Nachricht, daß ein neuer Gott in Krafye seinen Wohnsitz genommen habe, verbreitete sich bald in die umliegenden Lande; man kam, um Odentes Rat zu holen in schwierigen Verhältnissen, und man erschien mit Geschenken von allen Seiten, sich Odentes Gunst zu erwerben. Krafye fing an emporzukommen. Der Göze war einträglich für die Stadtbewohner.

So war Krafye der Mittelpunkt einer Gözenherrschaft geworden, und der Fetischpriester war klug genug, seinen Einfluß nach allen Seiten auszudehnen. Wenn die Dörfer zu ihm kamen, um sich unter Odentes Schutz zu stellen, so gab er ihnen einen Haufen Behn oder Thon, den sollten sie vor das Dorfthor stellen, dadurch werde ein Teil von Odentes Segen auch auf sie kommen. Überall im Lande sah man bald vor den Dörfern diese runden Erdhäuser, die Zeichen von Odentes Herrschaft. In seiner Höhle war eine Art Freistadt, wohin von weit her flüchtige Sklaven kamen, um unter seinem Schutz zu leben.

Aber es war ein grausames und gestrenges Regiment, das der Fetischpriester übte. Zahllos waren die Hühner und

Schafe, die er zum Opfer begehrte. Selbst vor Gewaltthaten schreckte er nicht zurück. Doppelt wirksam waren nach seiner Aussage die Erdhäuser vor den Dörfern, wenn ein Mensch darin lebendig begraben wurde. Und die bethörten Fetischdiener begingen Mord auf Mord, um sich diesen Segen Odentes zu sichern.

Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht. Als die Deutschen ihren Einfluß im Hinterlande von Togo bis nach Krafye ausdehnten, konnten sie unmöglich diese berühmte Höhle bestehen lassen, von der soviel Mord und Frevel ausging. Der Expeditionsführer Dr. Bruner kam 1894 nach Krafye und ließ auf den Fetischpriester fahnden. Dieser floh über den Voltastrom und glaubte sich dort sicher. Aber Dr. Bruner sandte Boten hinter ihm her, nahm ihn bei Nacht gefangen und brachte ihn gebunden nach Krafye zurück. Er wurde zum Tod durch Erschießen verurteilt. Er bat noch um Gnade, erhielt aber den Bescheid, daß er keine Aussicht auf Pardon habe; so wie er andern gethan, müsse ihm wieder geschehen.

Der Priester wurde an einen Baum gebunden, neben welchem schon ein Grab gemacht war, und von sieben Soldaten erschossen. In seiner Höhle fand man einen Haufen Muschelgeld im Wert von über 1000 Mark, außerdem allerlei Fetischkram, zwei Trommeln, vier Fetischstöcke, ein silbernes Schwert, einen Fächer aus Straußenfedern, eine verzierte Fetischklappe u. s. w. Das ist westafrikanisches Heidentum!

Schon sind die Boten der Baseler Mission bis in die Gegend von Krafye vorgedrungen und haben in diesem fernen Hinterlande der Togo-Kolonie Fuß gefaßt. Wir hoffen, daß durch die Hinrichtung des Odente-Priesters ein starkes Hindernis der Ausbreitung des Christentums in jener Gegend beseitigt ist. Von der Schreckensherrschaft Odentes befreit, werden die Neger um so lieber die Friedensbotschaft Jesu hören. Heidenbote. Rottman, Odente.

Vom großen Missionsfelde.

Die armenischen Greuel. Seit Monaten sind die Zeitungen angefüllt mit Nachrichten über die unerhörte Grausam-

keit, mit welcher die Armenier in der Türkei von den wilden Räuberhorden der Kurden und den nicht minder rücksichtslosen

Volkshaufen der Türken verfolgt werden. Anfangs nahm man an, die Telegramme seien im Interesse der Armenier gefärbt und übertrieben. Aber die genauen, brieflichen Berichte, welche allmählich von durchaus glaubwürdigen Personen einlaufen, bestätigen leider auch die schrecklichsten telegraphischen Nachrichten und enthüllen ein Elend, das der Beschreibung spottet. So viel auch darüber schon geschrieben ist, so ist selten erwähnt, welches große Interesse alle evangelischen Missionsfreunde an diesen traurigen Ereignissen haben.

Als die nordamerikanischen Missionsgesellschaften im ersten Viertel unsers Jahrhunderts erstarkten, faßten sie als eines ihrer großen Arbeitsfelder den türkischen Orient ins Auge. Da aber die Mohammedaner damals wie heute für die direkte Missionsarbeit besonders schwer zugänglich waren, faßten sie den genialen Plan, den Islam auf indirektem Wege um so sicherer aus dem Sattel zu heben. An vielen Orten im türkischen Reiche und in Persien fanden sie verknöcherte, erstarrte Reste alter Christengemeinden vor, die Armenier, die Griechen, die Nestorianer u. s. w.: wenn es gelang, diese alten Kirchen durch den Geist des Evangeliums zu neuem Leben zu erwecken, so war damit der ganze Bereich des Islam mit Mittelpunkt überfüllt, von denen die Botschaft des Heils an die Mohammedaner herankam.

Der geniale Plan wurde von einer Reihe bedeutender Männer, die zu den besten der nordamerikanischen Theologen zählen, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Beharrlichkeit ausgeführt. Blühende Missionen in Persien, Syrien und Aegypten haben sich als selbstständige Zweige dieses großen Werkes abgezweigt. Der amerikanische Board, die große Missionsgesellschaft, welche den Plan entworfen und in die Wege geleitet hatte, behielt sich den größten und hoffnungsvollsten Teil der Arbeit, die Mission unter den Armeniern, vor. Die Armenier sind heute nicht mehr ein geographischer Begriff, ein Volk, das in einem bestimmten Teile der Türkei bei einander wohnt; sondern sie sind bald mehr, bald weniger zahlreich über ganz Kleinasien bis nach Persien und den südlichen Distrikten des russischen Asiens hin zerstreut. Sie bilden überall den Kaufmann- und

Handwerkerstand. Der amerikanische Board hat seit dem Jahre 1830 eine großartige Thätigkeit unter ihnen entfaltet; Schulen von der einfachen Volksschule bis zu der Universität, ärztliche Bildungsanstalten und Hospitäler, Knaben- und Mädchenanstalten und 125 Gemeinden mit über 50 000 Mitgliedern legen über die ganze Türkei hin Zeugnis von dieser gesegneten Thätigkeit ab. Das ganze Volk der Armenier ist allmählich mit einem neuen Sauerteig durchdrungen, mit neuem geistigen Leben erfüllt worden. Auch diejenigen Kreise, welche sich gegen den Protestantismus ablehnend oder gar feindlich verhielten, haben sich dem neuen Geist nicht verschließen können und haben in Einrichtung von Schulen und andern Bildungsanstalten mit der Mission gewetteifert.

Der Erfolg der 65jährigen Arbeit ist der, daß die Armenier im ganzen in ihrer geistigen und sittlichen Bildung die Türken überragen und durch ihr kaufmännisches Geschick auch in Handel und Industrie einen bedeutenden Vorsprung gewonnen haben. Dadurch haben sie den Neid und die Begerlichkeit der zurückgebliebenen Nachbarn, der Türken und Kurden erregt, und diese thun nun in den wilden Ausbrüchen der Volksleidenschaft ihr Möglichstes, um die Armenier wieder zu unterdrücken, sie ihrer sauer erworbenen Habe zu berauben und sie wieder zu einer untergeordneten, unbedeutenden Stellung zu verurteilen. Und die türkische Regierung, der die Großmannsgelüste einiger armenischer Heißsporne unbequem sind, sieht allen diesen Grausamkeiten mit gekreuzten Armen zu, ja ihre untergeordneten Beamten und Soldaten sind gewöhnlich die ersten, die Loschlagen, wenn es zu einem Volksauflauf kommt. Der amerikanische Board aber setzt unbeirrt trotz aller Wirren seine Geduldsarbeit fort, und das armenische Volk lernt jetzt in der Not erst recht erkennen, welche hochherzige Wohlthäterin es an der evangelischen Mission hat.

China. Das weitausgedehnte chinesische Reich geht durch schwere Krisen hindurch, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Obgleich die durch den Krieg mit Japan hervorgerufenen Wandlungen — dank der Vermittelung Rußlands und der andern Mächte — nicht so groß sind, als man ursprünglich erwartete, so ist doch die

indirekte Wirkung dieser Niederlagen sehr groß. Ehe die glänzende Reihe der japanischen Siege offenkundig bewiesen hatte, daß China nicht imstande ist, sich selbst zu verteidigen, galt das Land allgemein als im Besitz bedeutender Hilfsquellen, die es im Fall eines Krieges gegen einen Angreifer verwenden könne. Diese unbestimmten Vorstellungen von Chinas Macht sind nun gründlich zerstört, China ist gänzlich verteidigungslos. Das hat eine ganz neue politische Lage geschaffen, deren Folgen niemand übersehen kann. Wir können nur zu Gott beten, daß er alles zur Förderung seines Reiches und zur Ausbreitung des Evangeliums wolle ausschlagen lassen. Augenblicklich befindet sich die Mission in mehreren Provinzen einer völligen Auflösung aller Geseze und Ordnungen gegenüber; und die Mächte verfahren in ihren Verhandlungen mit China so eigenmächtig, daß man für dessen Unabhängigkeit fürchtet.

Wir erwähnten in unserm Blatte (1895, S. 224) die Unruhen in der Provinz Sz-tschuen. In China hat die Mission bisher noch nicht mit einer solchen zusammenhängenden und weitverbreiteten Reihe von Aufläufen zu schaffen gehabt; die Missionsarbeit ist schwer dadurch behindert worden, und es wird eine lange Zeit währen, ehe der Schade gut gemacht ist. Einige verlassene Missionsstationen sind bis heute noch nicht wieder besetzt, und die Missionschwester, die nach der Küste geflüchtet waren, haben von den Behörden noch keine Erlaubnis zur Rückkehr erhalten. Wo die Missionare während der Unruhen ihren Platz zu behaupten vermochten, geht die Arbeit seither langsam und mit Vorsicht voran. Für die eingeborene Christengemeinde dient solche Zeit der Heimfuchung zu einer heilsamen Läuterung und Vertiefung ihres Glaubens und zu einem bessern Verständnis der Absichten und Ziele der Missionare.

Die beunruhigenden Nachrichten aus dem Westen Chinas wurden in Schatten gestellt durch die Schreckenskunde von dem Blutbad von Kutscheng, in dem der Missionar Stewart, sein Weib, seine Kinder und seine Mitarbeiter ihr Leben verloren. So viele Leben waren in der evangelischen Mission Chinas noch nie auf einmal verloren; und als die genauen Nachrichten über diese traurigen Vorgänge nach Europa

gelangten, konnte kein Zweifel obwalten, daß der Überfall ein sorgfältig überlegter und geplanter Anschlag war, die Fremden aus jener Gegend zu vertreiben und dadurch der chinesischen Regierung in Peking diplomatische Schwierigkeiten zu bereiten.

Wie im Westen und Osten, so hat es auch im Süden, in der Provinz Kanton oder Kwangtung heftig gegärt; die Barmes Station Tungfun ist wiederholt bedroht worden, die englische Station in Tatschan ist kaum der Zerstörung entronnen, und die Basler Missionsstation Moilim ist wenigstens teilweise von einer wüsten Räuberschar erobert und zerstört worden. Es scheint auch dort im Süden Zündstoff zu einer Empörung in Menge vorhanden zu sein. Die öffentliche Unsicherheit in dieser Provinz ist so groß, daß die Missionare zum Teil ihre Predigtreisen haben beschränken und einstellen müssen, um sich nicht mehr als nötig den Angriffen des aufgeregten Volkes auszusetzen.

Daß endlich auch der Norden nicht fehle, treffen aus der Provinz Kansuh im äußersten Nordwesten Nachrichten von einer großen mohammedanischen Revolution ein, welche sich mit reißender Schnelligkeit ausbreitet. Die Provinzial-Hauptstadt ist bereits in den Händen der Rebellen; verschiedene feste Städte sind belagert, in den Landdistrikten sind viele Dörfer verbrannt, Männer, Frauen und Kinder sind massenhaft mit kaltem Blut hingemordet. Die wenigen in dieser entlegenen Provinz arbeitenden Missionare haben alle Hände voll zu thun, die Verwundeten, welche sie umdrängen, zu verbinden und die scharenweise in die Stadt geflüchteten Dorfbewohner vor dem Hungertode zu retten. Die Feuerfunken dieses Brandes fliegen schon über die Grenze der Provinz in das benachbarte Schensi, wo gleichfalls ein starker mohammedanischer Anhang nur auf das Zeichen zum Losschlagen wartet.

Überall Zeichen des Sturms! Das Schifflein der Mission treibt auf den drohend sich erhebenden Wellen, und den auf einsamen Posten zerstreuten Missionaren will manchmal der Mut entfallen. Doch der Herr hat das Steuer seines Schiffleins in der Hand, er wird es durch Sturm und Wellen auch in China sicher hindurch geleiten!

Nach Chin. Mill.

Madagaskar. Auf der Insel Madagaskar sind wichtige Veränderungen vor sich gegangen. Am 30. September 1895 hat der französische General Duchesne Antananarivo, die Hauptstadt der Insel, in Besitz genommen, und an demselben Abend hat die Königin den Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnet. Madagaskar ist zwar nicht ohne weiteres von Frankreich annektiert, das würde England nicht zugelassen haben, aber die Seele der bisherigen Politik, der Howa-Premier-Minister Rainilaiarivony, ist zur Verbannung nach Paris verurteilt, und die Königin ist von Räten umgeben worden, welche ganz im Sinne Frankreichs regieren. Der Verlauf des Krieges hat, soweit die spärlichen Zeitungsnachrichten ein Urteil erlauben, den Erwartungen in keiner Weise entsprochen. Die Kriegsvorbereitungen der Franzosen ließen sehr viel zu wünschen übrig; und die Howas, die bisher für kriegerisch und vaterlandsliebend galten, haben sich schlecht geschlagen. Eine fliegende Kolonne der Franzosen von 4—5000 Mann ist imstande gewesen, die Entscheidung des Krieges durch einen Handstreich herbeizuführen! Welche Bedeutung der abgeschlossene Friedensvertrag für das Reich der Howas haben wird, darüber haben die Reden in der französischen Kammer keinen Zweifel gelassen. Den Howas ist nur ein Schein von Selbstregierung gelassen, teils um dem Selbstbewußtsein des besiegten Volkes kein zu hartes Joch aufzulegen, teils um nicht ältere Verträge mit andern Nationen zu verletzen. Aber in Wirklichkeit sind die Franzosen die Herren im Lande und sind entschlossen, ihre Herrschaft mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen.

Der unselige Krieg hat also, wie die Missionsfreunde von Anfang an fürchteten, mit der Unterjochung des evangelischen Howavolkes durch das katholische Frankreich geendet. Was wird das für Folgen für die reichgesegnete Missions-thätigkeit auf der Insel haben? Zunächst lauten die Nachrichten darüber im allgemeinen günstiger, als man zu hoffen wagte. Die französische Regierung hat vorläufig auf das evangelische Bewußtsein der Howas Rücksicht genommen und hat einen evangelischen Franzosen zum Residenten und Vertreter der französischen Staatsgewalt gemacht. Die Missionsarbeit ist während

des Krieges fast ungestört fortgegangen; allerdings haben die Schulen und höheren Lehranstalten darunter gelitten, daß alle waffenfähigen Jünglinge zur Armee eingezogen waren. Auch scheint es unsicheren Zeitungsnachrichten zufolge nicht an Ausbrüchen des Fremdenhasses und an Versuchen, die Missionare aus dem Lande zu vertreiben, gefehlt zu haben. Trotz des Krieges ist in der Provinz Betfiléo, südlich von Antananarivo, ein neues Ausfälligen-Asyl mit fünf Häusern und einer Kapelle gebaut und feierlich eingeweiht worden; und in einem nördlicheren Bezirk derselben Provinz konnte eine neue Missionsstation angelegt und eine neue Arbeit in größerem Umfang eingeleitet werden; sogar das Geld für den dadurch nötig gewordenen Kirchbau fand sich unter den Howachristen.

Leider haben während der Zwischenzeit, wo das Howa-Regiment zusammengebrochen war und die Franzosen die Zügel der Regierung noch nicht in die Hand genommen hatten, die wilden Räuberscharen, welche den Howas schon in den letzten Jahren so viel zu schaffen machten, die Gelegenheit benützt, um die evangelische Mission zu stören. Ein Missionar der Quäker-Mission, Johnson, ist mit seiner Frau bei einem solchen Überfall ums Leben gekommen. Durch einige Zeitungen ging Anfang Dezember 1895 eine weitere Nachricht von der Ermordung eines englischen Missionars; in den Missionsblättern haben wir bisher keine Bestätigung dieser Nachricht gefunden, hoffentlich bewahrheitet sie sich nicht.

Daß die evangelische Kirche Madagaskars vor einer schweren Prüfung steht, daran ist kein Zweifel. Der Herr aber, der ihr durch die unendlich viel schwereren Verfolgungszeiten unter dem Schreckensregiment der Königin Ranavalona hindurchgeholfen hat, wird ihr auch diese Trübsalszeit zum Segen werden lassen. Bei der bekannten ablehnenden Haltung der französischen Regierung gegen alle evangelischen Missionare anderer Nationalität ist es ein rühmlicher Entschluß der kleinen, schwerbelasteten Pariser evangelischen Missionsgesellschaft, zu ihren zahlreichen Arbeitsfeldern auch noch Madagaskar zu übernehmen. Es handelt sich dabei nicht um einen Eingriff in die Missionsgebiete der andern evangelischen Gesellschaften; sondern die Pariser Missionare sollen nur auf dem Plage sein, um die

ganze Missionsarbeit sofort zu übernehmen, wenn die französische Eifersucht die englischen und norwegischen Missionare nicht mehr im Lande dulden mag. Die Pariser Gesellschaft hat im Einverständnis mit der Londoner Missions-Gesellschaft eine eigene Deputation nach Madagaskar gesandt, um

über den Zustand des geistlichen Lebens in den jungen madagassischen Christengemeinden Nachrichten einzuziehen und Vorschläge zu machen, in welcher Weise die Pariser Mission am besten mit in die Missionsarbeit eintreten kann, ohne die andern Gesellschaften zu stören.

Vermischtes.

Liebet eure Feinde. Auf einer der Südsee-Inseln hatte sich vor etwa 50 Jahren eine kleine Gemeinde zur Feier des heiligen Abendmahles versammelt. Ein wohlbekannter Häuptling kam und setzte sich vor dem Abendmahlstisch nieder. Da kam auch ein zweiter Häuptling von einem andern Stamm und setzte sich neben ihn. Als der erstere ihn erkannte, füllte sich sein Gesicht mit unaussprechlichem Haß und bitterer Rache. Er erhob sich schnell und verließ in offenbar kampflustiger Stimmung die Kapelle. Nach kurzer Zeit kehrte er jedoch ganz ruhig an seinen Platz zurück, setzte sich und gab das Brot an seinen Nachbar, den andern Häuptling, weiter. Der Missionar fragte ihn nach Beendigung des Gottesdienstes, warum er die Kapelle verlassen habe? Da hob er seinen Arm in kriegerischer Haltung empor und rief mit lauter Stimme: „Er hat meinen Vater getötet, und ich gelobte, sollte ich ihm je wieder begegnen, so wollte ich meinen Dolch in seine Brust stoßen. Als ich ihn sah, ergriffen mich Haß und Rache, ich mußte schnell hinausgehen und unter den Palmen hin und her wandern, um meiner Erregung Herr zu werden. Da erinnerte ich mich, daß Christus mir vergeben hat, und daß ich jetzt ein Christ bin. Ich betete zum Vater, daß er mein zorniges Herz beruhigen und mir Kraft verleihen wolle, auch meinem Feinde zu vergeben, wie mir vergeben ist. Da beruhigten sich die zornigen Gedanken, und der Friede Gottes füllte mein Herz, ich konnte an meinen Platz zurückkehren, meinem Feinde vergeben und ihn meinen Bruder nennen.“

Child. Rec.

Scherz und Ernst. 1. Wie sich's die Chinesen erklären. Daß die Missionare jahraus jahrein überall herumreisen, von den Leuten verspottet und ausgeschimpft werden und sich doch gar nicht daran kehren, das können die Chinesen ein-

sach nicht begreifen. „Warum setzt sich der Missionar nicht lieber in sein — nach chinesischen Begriffen — schönes Haus hinein, „um sein Glück zu genießen“ wie jeder wohlhabende Chinese? Der Missionar muß irgend welche Hintergedanken haben, denen wir nur noch nicht auf die Spur gekommen sind.“ Andere denken wieder anders, wie jene Frau, die zu mir sagte: „Du mußt aber in einem früheren Leben viele Sünden begangen haben, daß man dich von deinem Reiche verjagt und bis in unsere Chinesenberge verbannt und du nun da überall herumreiten mußt!“

2. Woher kommt der Zorn? Missionar Bader redete in der Heiden Schule in Talatscheri auf der Malabar Küste über das Wort des Herrn: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken“ u. s. w. Er setzte auseinander, daß alle schlimmen Leidenschaften, auch der Zorn, aus dem Herzen kämen. „Das ist nicht wahr,“ entgegnete ein Heidenjüngling, „der Zorn kommt durch den Einfluß der Sonne.“ „Ja, wie ist's aber in der Regenzeit?“ entgegnete schlagfertig ein anderer Jüngling. Er meinte, in der Regenzeit, wo doch die Sonne tagelang nicht scheint, werden trotzdem viele Menschen vom Zorn übermannt. Die Frage erregte große Heiterkeit und leuchtete allen sofort ein, sodaß der Missionar den Einwand gar nicht erst gründlich zu widerlegen brauchte.

3. Ein böser Geist im Harmonium. Frau Missionar Dassel auf der jetzt verlassenen Dampier-Insel in Kaiser-Wilhelms-Land hatte eine Nähsschule angefangen, welche von jungen und alten Frauen gern und eifrig besucht wurde. Nur wenn es ans Singen ging, hatten die Frauen eine unbegreifliche Angst. Wenn nur jemand von den Missionsgeschwistern Miene machte, sich an das Instrument zu setzen, flohen alle entsetzt von dannen wie verschreckte Rehe. Die

Männer hatten den Frauen weisgemacht, im Harmonium treibe ein böser Geist sein Wesen. „Wir hatten,“ erzählt Missionar Dassel, „schon alles versucht, um dieses Lügengewebe zu zerreißen, aber alles war vergeblich; sobald jemand spielen wollte, waren alle auf und davon; es wurde keine Hand mehr gereicht, kein Gruß zum Abschied zugerufen. Da versuchte ich es mit einer List. Heute morgen hatten mehrere Männer bei mir gearbeitet, wofür ich jedem ein Hobeisen versprach. Als die Arbeit fertig war und sie die Auslöhnung erwarteten, zeigte ich ihnen die Eisen und sagte: „Das ist für dich und das für dich usw.; — so, nun bleibt alles so lange hier liegen, bis ihr die Mädchen und Frauen ruft und ihnen selbst sagt, daß das Harmonium kein böser Geist ist, sondern ein Ding, das dem Herrn Jesu gehört.“ Das half! Schnell wurde einer ins Dorf geschickt, die Mädchen zu holen. Die Männer hatten es ganz eilig, alle in unser Wohnzimmer hereinzudrängen; sie wollten doch gar zu gern ihren Lohn haben! Mit vielen Zeichen und Worten überzeugten sie die Mädchen, sie sollten dem Harmoniumspiel nur ja recht genau zuhören — „dann bekommen wir unser Hobeisen, dann bekommen wir unser Hobeisen!“ war ihr stets wiederkehrender Schluß.“ Seid klug wie die Schlangen, heißt es da, und ohne Falsch wie die Tauben.

4. Auf den Neuen Hebriden sind Schweine das geläufige Tauschmittel, und ein Weib wird nach der Zahl von Schweinen geschätzt, für die sie gekauft ist. Eines Morgens, als Missionar Armand fleißig an seinem Pult beschäftigt war, wurde er in ein anstoßendes Zimmer gerufen, wo seine Frau mit einer Näharbeit saß. Es war ein Eingeborener da, der ihn eilig zu sprechen wünschte, und ungeduldig war, seine Botschaft anzubringen. Es war ein einflußreicher Mann von der Insel. Armand nahm ihn bei Seite, und da flüsterte ihm der Schwarze leise, damit es Frau Armand nicht hören sollte, ins Ohr: „Missi, ich möchte gern eine weiße Frau haben; ich möchte fragen, wieviel Schweine würde Frau Armand kosten?“

5. Wie die Heidenchristen nachdenken. Der Gopnerische Missionar Granzin hielt in einer Rolsgemeinde eine Andacht über die Speisung der 5000 Mann. Zum Schluß

warf er die Frage auf: sind die 5000, die gespeist wurden, alle gläubige Christen gewesen? Ein neu bekehrter Kol antwortete: Nein! Als der Missionar nachfragte, woher er das wisse, gab der Rolschrift folgende bezeichnende Antwort: „Wenn das alles wahre Christen gewesen wären, die der Herr gespeiset hat, so hätten sie es nicht zugelassen, daß die Heiden den Heiland kreuzigen konnten. Denn wenn 5000 Petitionen an die Regierung geschickt werden, so muß dieselbe doch die Sache zuerst untersuchen und kann den Menschen nicht so ohne weiteres hinrichten lassen! Aber gewiß hat kein Mensch bei der Regierung eine Bittschrift für den Heiland eingereicht. Daher können die 5000 nicht wahre Christen gewesen sein.“ Das ist ja naiv und genau den indischen Verhältnissen angepaßt; aber man sieht doch daraus, wie die Heidenchristen nachdenken.

Afrika. Der schwarze Kontinent ist viel reicher an Rassen, Nationen und Sprachen, als man gewöhnlich annimmt. Der bekannte englische Sprachforscher und Missionsfreund Dr. Eust zählt unter den 160—210 Millionen Einwohnern Afrikas sechs verschiedene Rassen und nicht weniger als 438 Sprachen mit 153 Dialekten. Erst in 66 dieser Sprachen ist die Bibel wenigstens teilweise übersetzt. Der Religion nach zerfällt Afrika in zwei große Abteilungen. Der ganze Norden, fast bis zum Äquator herab, ist mohammedanisch; er umfaßt etwa 77 Millionen oder $\frac{2}{3}$ der Gesamteinwohnerzahl. Der ganze Süden Afrikas vom Äquator an ist heidnisch, er zählt etwa 95 Millionen Einwohner. Gegenüber diesen großen Zahlen ist das Christentum mit seinen 8—9 Millionen erheblich in der Minderheit. Christlich sind das Hochland von Abessinien, die Centralprovinzen der Insel Madagaskar und etwa zwei Drittel der Bevölkerung aller Länder südlich vom Oranje-Fluß und Zimpopo. Die Herrschaft ist in Afrika fast ausschließlich in christlichen Händen, und mehr als 60 evangelische Missionsgesellschaften sind beschäftigt, das Christentum immer weiter auszubreiten.

Die Neger in den Vereinigten Staaten. Den glänzendsten Beweis, welches Aufschwunges die schwarzen Afrikaner fähig sind, liefern die befreiten Neger in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Am Schluß des Bürgerkrieges 1866 hatten die damals 4 Millionen freigesprochenen Schwarzen keine einzige Kirche. In den verfloffenen drei Jahrzehnten haben sie 19 753 Kirchen mit einem Aufwand von über 60 Millionen Mark gebaut; sie haben und unterhalten aus eigenen Mitteln 7 Kollegs oder Universitäten, abgesehen von den hohen und niedern Schulen, welche der Staat unterhält, und 17 Akademien und 50 Gymnasien. Ihre Zahl ist auf ungefähr 8 Millionen gewachsen, hat sich also in drei Jahrzehnten fast verdoppelt. Allerdings stehen die Neger auch jetzt noch weit zurück hinter ihren weißen Vandsleuten, und obgleich sie sich fast sämtlich zur christlichen Kirche zählen, fehlt ihnen noch viel an der Durchbildung des christlichen Charakters.

Eine merkwürdige Bewahrung. In Tschai basa in Tschutia Nagpur hat die Gofner'sche Mission unter den Kols eine Koltischule für Knaben. Da kommt es vor, daß die Jungen Heimweh oder sonst einen Schmerz bekommen und davonlaufen. So machten es Ende 1893 zwei Knaben. Schnurstracks liefen sie ihrer etliche Tagereisen entfernten Heimat zu. Unterwegs trafen sie mit einem Katechisten und zwei Heiden zusammen und setzten mit ihnen ihren Weg fort. Am Abend schlugen sie ihr Lager in einer Strohütte auf. Alle fünf schliefen auf ein und derselben Matte; vor der Hütte brannte ein kleines Feuer. Während sie in tiefem Schläfe lagen, kam aus dem nahen Dickicht ein großer Elefant auf die Hütte zu und warf mit seinem Rüssel die Schlafenden beiseite. Erwacht blieben sie vor Schrecken gelähmt wie tot liegen. Sie sahen wie der Elefant seinen Rüssel über sie hielt. In dieser gräßlichen Lage schrieen der Katechist und die beiden Knaben in ihrem Herzen zum Herrn um Rettung. Und siehe, was geschah! Der Elefant schob mit seinen dicken Füßen zuerst den Katechisten, dann die Knaben ein wenig beiseite, ergriff dann mit seinem Rüssel die Matte und deckte die drei mit derselben zu. Jetzt aber faßte er Rinu-Munda, einen der Heiden, mit dem Rüssel, hob ihn hoch in die Luft, schleuderte ihn auf die Erde und stieß ihm die Zähne in den Leib. Darauf machte er sich an Jagai Mantli, den andern. Er drehte ihn erst einigemal herum und zertrat dann vollständig den Kopf des armen Opfers.

Dann ging er ruhig davon, kehrte jedoch wieder um, beroch die drei unter der Matte Liegenden, deckte sie nochmals sorgsam zu und verschwand im Walde. „So behütet der Herr die Seinen“ — das war der Eindruck, den die eingebornen Christen von diesem Erlebnis hatten.

Calwer R. M.-Blatt.

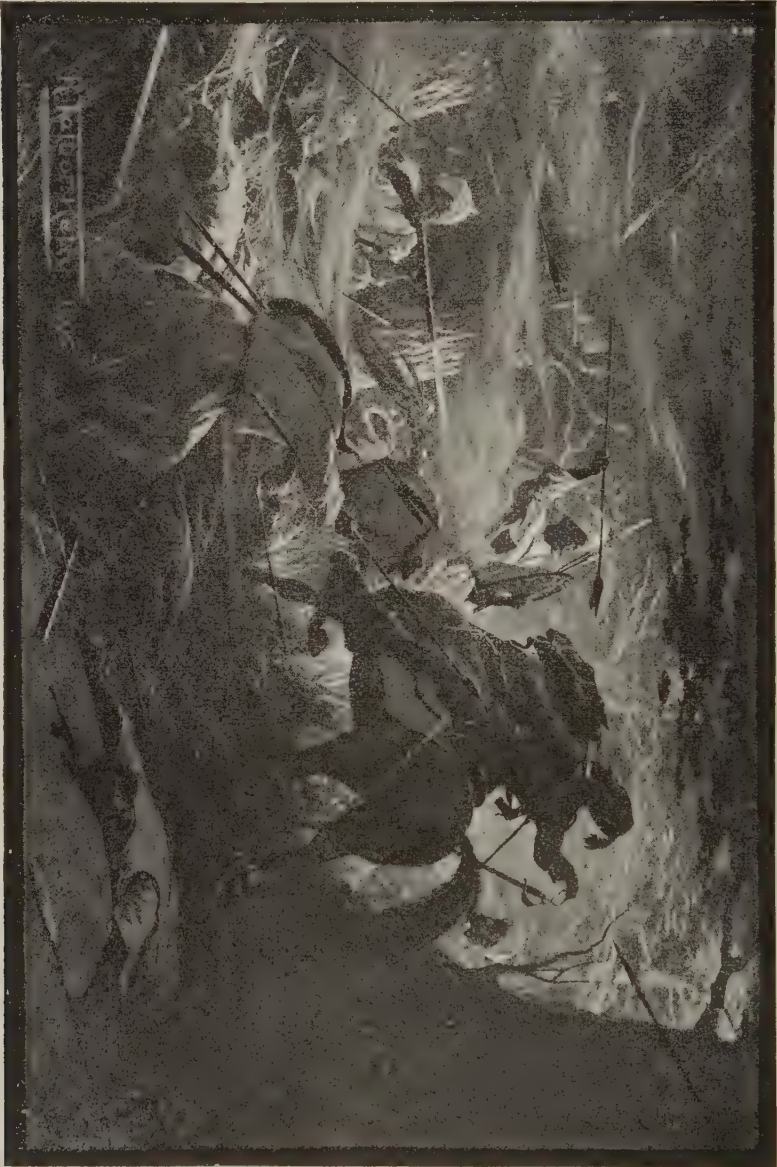
Eine Missionsgemeinde verkauft!

Ein empörender Vorgang wird von Java gemeldet; dort hat ein ehemaliger evangelischer Missionar Namens Tesser seine evangelische Gemeinde an einen katholischen Priester für 500 Gulden verkauft! Die näheren Umstände dieses unglaublichen und unerhörten Benehmens sind (nach dem Neukirchener Heidenboten und dem niederländisch-indischen Missionsblatt „de Opwekker“) kurz folgende: Die Neukirchener Missionare hatten in der Stadt Ambarawa (südlich von der großen Seestadt Samarang) eine kleine Gemeinde gesammelt. Da stellte die holländische Kolonialregierung dort den alten ehemaligen Missionar Tesser an, um unter den Soldaten und den weniger begüterten Europäern zu wirken. Tesser, schon 67 Jahre alt und fast erblindet, dazu des in Ambarawa gesprochenen Dialektes nicht mächtig, ließ sich in seiner Unbeholfenheit leider von einem durchaus unlautern Javanen Namens Brede ins Schlepptau nehmen, der getauft und früher als Helfer in der dortigen Christengemeinde beschäftigt, dann aber wegen seines schlechten Charakters entlassen war. Mit Hilfe dieses Brede fing Tesser an, Geld gegen hohe Zinsen — bis 48 %! — an die christlichen Javanen auszuleihen, und brachte es bald dahin, daß er die kleine Christengemeinde — etwa 20 Seelen — ganz in seiner Gewalt und ihren Grund und Boden in seinem Besitz hatte. Da ließ er den katholischen Priester Kenzer aus Samarang kommen und verkaufte ihm das ganze Grundstück mitsamt den darauf wohnenden evangelischen Christen für 500 Gulden (850 M.). Die Katholiken nahmen davon Besitz, indem sie sogleich katholischen Gottesdienst einrichteten, einige der Christen neu taufte und andere firmelten. Der holländische Gouverneur setzte natürlich den pflichtvergessenen evangelischen Geistlichen sofort ab. Aber dadurch ist das Ärgernis nicht beseitigt, das dieser in der Geschichte der evangelischen Kirche und ihrer Mission unerhörte Vorgang hervorgerufen hat.

Bücherbesprechungen.

Rudolf Elatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Dervischen, meine Gefangenschaft und Flucht. Leipzig. Verlag von F. A. Brockhaus. Geheftet 9 M., eleg. geb. 10 M.

wegen seiner verhängnisvollen politischen Wirkungen in ganz Europa die ungeteilteste Beachtung gefunden. Der Sudan ist durch ihn die sturm- ede Afrikas geworden, aus der immer neue Unwetter aufsteigen, die oft auch den europäischen Staaten



Grab des englischen Generals Hicks.
Aus: Rudolf Elatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan.

Dies Werk wird zweifellos großes Aufsehen erregen; verfehlen wir deshalb nicht, auch unsrerseits unsere Leser darauf hinzuweisen. Der Mahdismus ist zweifellos die interessanteste religiöse Bewegung des neueren Islam, er hat

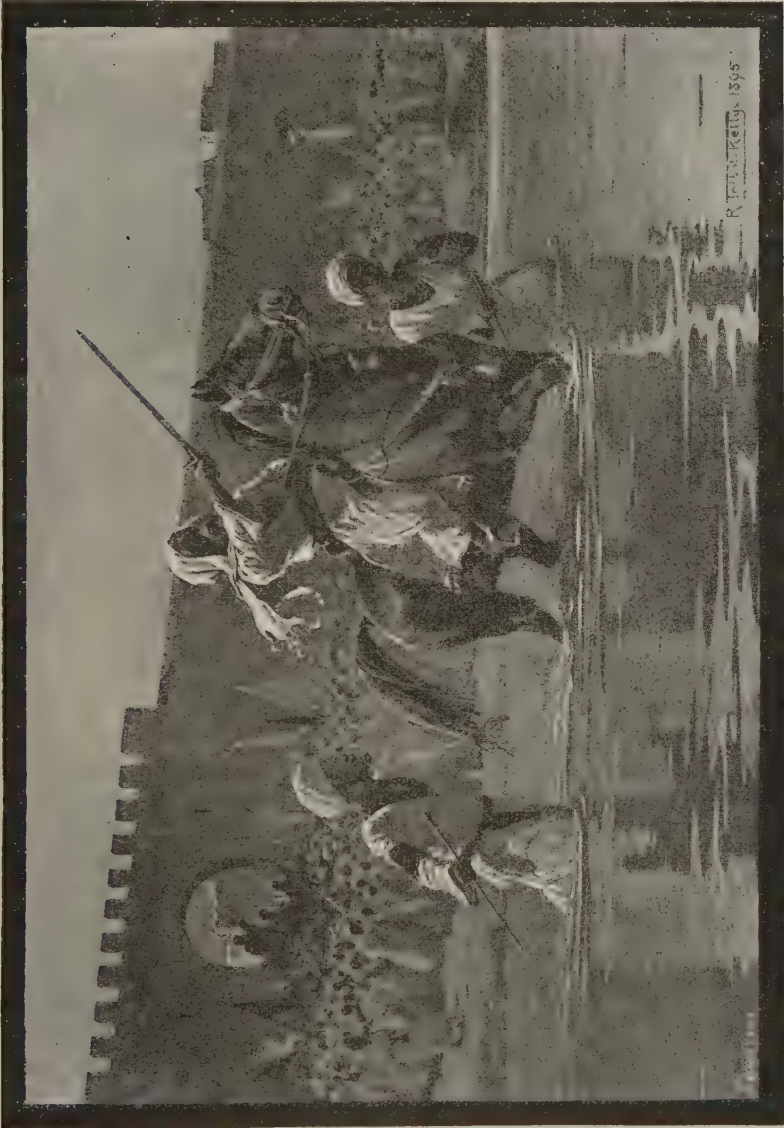
gefährlich werden. Elatin Pascha hat die ganze Geschichte dieser eigenartigen religiösen Bewegung im Sudan an leitender Stelle mit erlebt und berichtet uns in seinem Buche als Augenzeuge mit einer Genauigkeit und Anschaulichkeit, die uns

die ganze Verworrenheit der dortigen Zustände lebendig vor die Seele treten läßt.

Leider ist Slatin selbst nicht ein Mann, für den wir uns begeistern können. Ein Mann, der aus einer sehr kurzichtigen Berechnung nach einer schlaflosen Nacht seinen Christenglauben aufgibt und Mohammedaner wird, — der sich dann nicht scheut, um sein Leben zu retten, mit dem

bietes, welches nahezu so groß ist als das deutsche Reich. Da brach der Mahdismus wie eine Sturmflut über alle Provinzen des ägyptischen Sudan herein und riß sie in den Strudel seines Jantismus.

Zu Anfang der siebziger Jahre lebte auf der Nilinsel Abba ein junger mohammedanischer Fakir Mohammed Achmed, der zu den Anhängern



Chalifa schneidet vor den Thoren seiner Hauptstadt Omdurman Raube für den Fall von Kassala.
Aus: Rudolf Slatin Polcia, Feuer und Schwert im Sudan.

vollen Bewußtsein der Unwahrheit dem Mahdi den Eid der Treue zu schwören und Jahre lang in dieser erheuchelten, innerlich unwahren Stellung zu verharren, — ein solcher Mann kann auch durch alle Heldenthaten und durch alle Tüchtigkeit als Beamter die Flecken am Schilde seiner Ehre nicht abwaschen. Slatin war, kaum 24 Jahre alt, Generalgouverneur der Provinz Darfur, eines Ge-

des berühmten Lehrers Mohammed Scherif in Chartum gehörte. Dieser unbekannte Fakir geriet wegen einer Kleinigkeit mit seinem Lehrer in Streit und sagte sich von demselben los. Obgleich dieser Streit zwischen Lehrer und Schüler an sich nicht die geringste Bedeutung hatte, erlangte Mohammed Achmed dadurch eine gewisse Berühmtheit und kam in den Ruf der Heiligkeit. Diese Populari-

tät benutzte er geschickt, um für seine Interessen Propaganda zu machen. Er behauptete, der Prophet Mohammed sei ihm erschienen, und er sei der verheißene Mahdi und sei berufen, die verfallene Religion des Islam zu reformieren und dem Propheten die Welt zu erobern. Anfangs hatte er fast gar keine Anhänger, und mit einigem Geschick wäre es den ägyptischen Beamten ein Leichtes gewesen, den Funken der Empörung im Entstehen zu zertreten. Aber planlose Anschläge, unvorsichtige Expeditionen, Feigheit und Treulosigkeit der Offiziere und Thatenlosigkeit der Vorgesetzten wirkten zusammen, um dem Mahdi einen Sieg nach dem andern erstreiten zu helfen, bis er der berühmteste Mann im Sudan war und für unbefleglich galt. Das beigegebene Bild S. 70 stellt eine der traurigsten Episoden dieser Kämpfe dar, den Tod des englischen Generals Hicks, dessen ganze Armee von den fanatischen Dervischen ausgerieben und vernichtet wurde.

Slatin kämpfte in siebenundzwanzig Schlachten wie ein Löwe; aber endlich mußte er die Waffen strecken und sich gefangen geben. Der Mahdi Mohammed Achmed und sein Nachfolger, der Chalifa Abdullahi, hüteten ihn wie ihre kostbarste Beute. Er beuchelte jahrelang dem Chalifen Treue und Ergebenheit, mußte aber trotzdem als Leibwächter in der nächsten Umgebung des Mahdi und seines Nachfolgers Sklavendienste verrichten. Elf Jahre schmachtete er so in drückender Gefangenschaft. Endlich schlug auch für ihn die Stunde der Befreiung. In der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1895 konnte er Chartum, die Hauptstadt der Mahdisten verlassen. Nach einer abenteuerlichen Flucht langte er glücklich in Ägypten und damit im Lande der Freiheit an.

Durch seinen langjährigen Aufenthalt in der unmittelbaren Nähe des Mahdi und seines Chalifen ist Slatin in der Lage, uns über die religiöse und politische Bedeutung des Mahdismus, über die Stärke und Zukunft dieser eigenartigen religiösen Bewegung genaue Auskunft zu erteilen. Man bekommt aber bei der Lektüre seines Buches auf das lebhafteste den Eindruck, daß der religiöse Gehalt der ganzen Bewegung außerordentlich gering ist, und in erster Linie egoistische und politische Triebfedern die Bewegung im Gange erhalten. Der Chalifa ist fast bei allen seinen Unterthanen verhaßt; die Italiener bedrängen ihn im Osten — unser zweites Bild stellt eine Scene der erfolglosen Kämpfe gegen die unaufhaltsam vordringenden Italiener dar; der Chalifa schwört vor den Thoren seiner Hauptstadt Omdurman Rache für den Fall von Kassala —. Vom Süden her drohen die Engländer aus Uganda und Unioro; von Südwesten machen der Kongostaat und Frankreich Vorstöße. Im Norden erstarrt Ägypten unter englischer Verwaltung. Kurz das Reich des Chalifa ist von allen Seiten umstellt, und nur die Uneinigkeit der beteiligten Mächte hindert sie, demselben schnell durch ein paar wuchtige Streiche

ein Ende zu machen. Da der Mahdismus der stärkste Hort des verruchten Sklavenhandels und ein unüberwindliches Bollwerk gegen das Christentum ist, und auf der andern Seite die wirtschaftliche Lage in seinem Bereiche als trostlos geschildert wird, so muß man im Interesse der Humanität dringend wünschen, daß es bald gelinge, diesen Pfahl im Fleische Afrikas zu beseitigen.

Dalton, Hermann, Der allgemeine evang.-prot. Missionsverein in Japan. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. Preis 0,50 M.

Wir machten unsere Leser auf das vortreffliche Buch Dalton's, „Auf Missionspfaden in Japan“, aufmerksam, in welchem derselbe den reichen Ertrag seiner hochinteressanten Studienreise niederlegt. Gerade jetzt, wo Japan in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten ist, verdient das inhaltreiche, in edler, königlicher Sprache geschriebene, außerordentlich lehrreiche Buch eifrig gelesen zu werden. Es war zu erwarten, daß sich an ein Kapitel desselben eine umfangreiche Besprechung anschließen werde. Dalton hatte die Arbeit des allgemeinen evang.-prot. Missionsvereins in Japan einer sehr eingehenden, scharfen Kritik unterworfen. Man mußte gespannt darauf sein, wie sich die Vertreter und Freunde des Vereins zu dieser öffentlichen Besprechung ihrer Angelegenheiten stellen würden. Die Entgegnungen sind hinter unsern Erwartungen zurückgeblieben. Missionsgesellschaften gehen je und je durch heftige Krisen und Kritiken, man denke nur an die Entwicklungsjahre der Berliner Gokhnerischen und ostafrikanischen Mission! Wenn nur die Krisen zum Leben und nicht zum Tode führen, wenn sie nur Erkenntnis der Schäden wirken, und der ernste Wille da ist, Besserung eintreten zu lassen! Wir begrüßen die Mitarbeit auch der freisinnigen Kreise unsers Vaterlandes in der Missionsarbeit mit herzlichster Freude, wenn sie nur aufrichtig bauen und nicht niederreißen, wenn sie nur das reine Evangelium predigen und Christi Reich ausbreiten wollen. Dalton hat sich veranlaßt gesehen, die vorliegende Streitschrift auszugehen zu lassen, um zu verhindern, daß nicht der Schwerpunkt des Streites verschoben werde; ihm kommt es darauf an nachzuweisen, daß schwere Fehler in der Missionsarbeit gemacht sind, und daß diese ganze Arbeit mit einem gänzlichen Mißerfolg endigen muß, wenn nicht andere Bahnen eingeschlagen werden. Dalton's Buch und diese Broschüre sollten von allen mit rechter Aufmerksamkeit gelesen werden, welche sich für die Missionsarbeit der liberalen Theologie interessieren. Und dies Zeugnis müssen wir Dalton geben, daß seine Sprache sehr maßvoll ist; alle giftigen Pfeile, die persönlich verfehen könnten — und er hat deren eine ganze Anzahl in seinem Röcher, — behält er mit Bedacht zurück, um nur der heiligen Sache zu dienen.



II. Jahrgang.

1896.

April.

Die Bluttaufe der christlichen Kirche auf Madagaskar.

Vom Herausgeber.

Die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen, welche im vorigen Jahre (1895) leider mit der Eroberung und Unterwerfung der Insel Madagaskar geendet, haben die öffentliche Aufmerksamkeit einmal wieder auf die große Insel Madagaskar an der Ostküste Afrikas gerichtet. Besonders die Missionsfreunde haben mit der regsten Teilnahme alle die spärlichen Nachrichten verfolgt, welche vom Kriegsschauplatz eintrafen; ist doch Madagaskar eins der gesegnetsten Felder der evangelischen Missionsarbeit, eins der Missionsgebiete, welches jahrzehntelang die Teilnahme und Fürbitte der evangelischen Glaubensgenossen diesseits und jenseits des Ozeans in Anspruch genommen hat. Die Aufrichtung der katholischen, französischen Oberherrschaft auf der ganzen Insel ist vollendete Thatsache, auch die evangelische Mission wird sich mit derselben abzufinden haben; die gesunde

Weiterentwicklung einer kaum ein Vierteljahrhundert alten Volkskirche steht in Gefahr, Gott wird es versehen! Wir können hier nicht die ganze, reiche Missionsgeschichte Madagaskars erzählen; aber einige der wichtigsten und ergreifendsten Abschnitte derselben wird jeder evangelische Christ nicht ohne tiefe Bewegung und Befriedigung lesen.

Madagaskar ist die drittgrößte Insel der Erde, sie überragt sowohl Frankreich wie Deutschland noch um mehr als 1000 Quadratmeilen Flächeninhalt. Sie nimmt nach verschiedenen Richtungen hin eine eigenartige Stellung ein. Dem Festlande Afrikas vorgelagert und gleich diesem eine große Gneis- und Granit-hochebene mit abfallenden Rändern nach den Küsten zu, zeigt seine Pflanzenwelt einen großen Reichtum und eine tropische Fülle. Die sumpfigen Niederungen, welche

als äußerer Ring die ganze Insel umschließen, sind mit Mangrovedickicht und Palmen, Mango- und Baobabbäumen dicht besetzt. Unser Bild (S. 75) zeigt eine vorbildliche Niederungslandschaft mit Sumpf und üppiger Vegetation, in der besonders merkwürdig der „Baum des Reisenden“, die *Ravenala madagascariensis*, anmutet, eine hohe, schlangengewachsene Banane mit fächerförmig gestellten, bis zwanzig Fuß langen Blattwedeln, welche in den Achselhöhlen der Blätter stets einen frischen Trunk kühlen Wassers bereit hat, ein köstliches Labfal für den Wanderer in diesem heißen Lande. Die Abhänge der Berge, welche in langgestreckten Gebirgszügen von allen Seiten nach dem innern Hochlande zu ansteigen (Bild S. 83), sind mit einem herrlichen Mantel tropischen Urwaldes eingehüllt. Welche gewaltigen Baumriesen, vom Boden bis zum Gipfel umwoben von lustigen Schlingpflanzen; auf den Ästen und andern Vorsprüngen haben sich wunderbare Orchideen in märchenhafter Farbenpracht angesiedelt. (Siehe S. 77.)¹⁾ Blattreich, dicht, hoch, die Blätter langgezogen, in eine schnabelartige Spitze auslaufend, damit die Regenströme rasch abgleiten können, so wölbt sich der Hochwald über dem Wanderer, oft so dicht, daß ihn auch die Pfeile der Tropensonne nicht zu durchdringen vermögen. Dazwischen rauschen Wildbäche in großer Zahl und murmeln ihr fröhliches Lied, die einzige Musik des Urwaldes, denn Singvögel sind der schönen Insel versagt. Nur die Wege sind über alle Beschreibung abscheulich, die Könige der Insel haben sich gehütet, von ihren hochgelegenen Städten im Innern gebahnte Wege nach den Küstenhäfen zu schaffen, sie hätten ja damit den feindlichen Eroberern den Einfall in ihr Reich gar zu leicht gemacht; Hazo und Tazo, die tödlichen Fieber der Küstenniederung und die pfadlosen Urwälder, waren die beiden mächtigsten Feldherrn und Bundesgenossen, welche die Madagassenkönige gegen die gefährlichen Fremden schützten. Hat man nach etwa zehntägiger Reise den breiten Urwaldgürtel durchquert, so tritt man auf eine große, wellenförmige Hochebene, 6000' über dem Meer, hinaus, die mit hohem Gras bewachsen und von zahllosen Rinder-

herden bevölkert ist. Hier liegen die beiden wichtigsten Provinzen der Insel, Zméréna und Befiléa, hier sind die Kulturstübe der Hova, des malaiischen Herrschervolkes der Insel, hier liegt hoch auf langgestrecktem Felsgrat, die Ebene weithin überragend, die ansehnliche Hauptstadt der Insel, Antananarivo mit 160 000 Einwohnern. An den Abhängen des Berges ziehen sich nach allen Seiten die unregelmäßig gebauten Straßen hinab bis zu der großen Ebene Zmahamasina mit dem künstlich vergrößerten See; die Höhe der steinernen und mit Blättern gedeckten Häuser richtet sich nach dem Rang des Besitzers, deshalb nehmen den obersten Platz in der Stadt, weit hinausragend in das Land, die Palastgebäude der königlichen Residenz ein; von dem steilen Dach des Hauptgebäudes leuchtet ein großer goldener Adler mit ausgebreiteten Schwingen, das Wahrzeichen des Königtums, im Sonnenglanze hinaus in die Ferne.¹⁾

Madagaskar in den Bereich ihrer Missionsarbeit zu ziehen, war einer der ersten Pläne der großen Londoner Missionsgesellschaft, die im vorigen Jahre (1895) ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat. Aber erst im Juli 1818 landete die erste Missionskolonne, zwei Missionare mit ihren Familien, zusammen sechs Personen, in Tamatave, dem großen Eingangshafen an Madagaskars Ostküste. Sie fanden ein freundliches Städtchen mit 3000 Einwohnern, schöne, breite Straßen mit hübschen, sauberen Holzhäusern, gedeckt mit den großen Blättern der madagassischen *Ravenala* und überragt von hohen *Rokos*- und *Raphiapalmen*. (Siehe S. 78.) Auf den Straßen war ein fröhliches Leben, Männer und Frauen in die kleidsamen baumwollenen oder seidenen Gewänder der Landesracht gekleidet, in ihrer Hautfarbe wechselnd vom olivengelt und hellbraun des Spaniers bis zum dunkelsten Schwarz des Afrikaners, Sonnenglanz und Lebenslust, wohin ihr Auge blickte. Aber das Klima war tödlich für sie, innerhalb eines Jahres waren fünf Glieder der kleinen Schar in Madagaskars feucht-heißen Boden gebettet und der einzige Überlebende, Missionar Jones, mußte gebrochen an Leib und Seele das Land verlassen. Der erste Missionsversuch war gescheitert.

¹⁾ Vgl. das Bild Jahrg. 1895 unserer Zeitschrift, S. 185.

¹⁾ Vgl. das Bild 1895. S. 187.



Landschaft an der Küste von Madagaskar. (Aus Kerner, Pflanzenleben.)

Schon im Jahre 1820 machte Missionar Jones sich zum zweitenmal nach Madagaskar auf; diesmal beschloß er, sich nicht in der ungesunden Küstenniederung aufzuhalten, sondern zog sogleich nach der Hauptstadt Antananarivo. Mit Kanonendonner und Trommelwirbel wurde er dort begrüßt, der Howakönig Radama I. nahm ihn mit offenen Armen auf; er hätte nach menschlichem Ermessen keinen günstigeren Zeitpunkt zum Beginn der Missionsarbeit treffen können. Die Urbevölkerung der Insel Madagaskar besteht aus dunkelfarbigen Stämmen, die in Körpergestalt und Lebenshaltung den Rafferstämmen Südafrikas sehr ähnlich und zweifellos aus Afrika eingewandert sind. Der zahlreichste und mächtigste Stamm sind die Sakalawen auf der Westküste der Insel. Seit einem Jahrtausend oder noch früher waren von Osten her Scharen hellfarbiger Malaien von den Sundainseln eingewandert; sie hatten sich zuerst als Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer unter den dunkelfarbigen Ureinwohnern niedergelassen, aber allmählich Macht und Ansehen erlangt, waren sie doch an Kultur- und Geistesgaben den Afrikanern weit überlegen. (Siehe S. 80 und 81.) Um die Wende unseres Jahrhunderts hatten sich die Howa, der hellste Malaienstamm mit glattem, schwarzem Haar, zartem Körperbau, aber großen Geistesgaben, zum Herrschervolk herausgeschwungen. Ihr König Radama I. hatte in langen, blutigen Kriegen fast die ganze Insel seiner Herrschaft unterworfen. Radama war ein hochbegabter, erleuchteter Herrscher, der einen tiefen Eindruck von der Überlegenheit der europäischen Kultur und Bildung hatte und darauf brannte, seinem Volk Anteil daran zu geben. Ihm war die Wirksamkeit der Missionare äußerst erwünscht, und er bemühte sich in jeder Weise, ihre Arbeit zu befördern und fruchtbar zu machen. Von der belebenden Sonne dieser Fürstengunst bestrahlt, wurzelte die Mission schnell im Lande ein, Schulen wurden eröffnet, Kapellen gebaut, Bücher der heiligen Schrift übersetzt; alles schien der Mission eine glänzende Zukunft zu verkünden. Binnen anderthalb Jahrzehnten lernten 30 000 Howa lesen, Tausende von Neuen Testamenten in der Landessprache waren verbreitet und wurden begierig gekauft; überall in der Nachbar-

schaft der Hauptstadt wurden in den Dörfern Schulen eröffnet.

Da fiel der Frost in die vielversprechende Blütenpracht, eines jener außer dem Bereich aller Berechnung liegenden Ereignisse trat ein, in welchen wir demütig die weise Regierung des allgewaltigen Gottes erkennen. Radama starb schnell, und eine seiner zwölf Gemahlinnen, die ehrgeizige Ranavalona I., bahnte sich über die Leichen ihrer Nebenbuhler den Weg zum Throne. Der rechtmäßige Thronfolger, der edle Rakatobe, ein Schüler der Missionare, wurde ermordet. Vor seinen Augen grub man sein Grab. Er bat um Zeit zu beten und wurde dann erstochen. Sein Vater, ein sanfter und lebenswürdiger Christ, war der nächste, den die Spieße durchbohrten. Seine Mutter sandte man in einen Teil des Landes, wo Fieber herrschten. Man gab ihr etwas Nahrung, um ihre Leiden zu verlängern. Wachen umgaben sie, und von Zeit zu Zeit erschreckten sie sie mit der Nachricht, der Scharfrichter sei da, und durch die Frage, ob sie lieber im Hause oder im Freien umgebracht sein wolle? Sie starb an Angst, Fieber und Hunger langsam dahin. So wurde unter allen Verwandten des Königshauses mit schonungsloser Grausamkeit aufgeräumt. Ranavalona aber ließ sich feierlich als Heidin krönen, in jeder Hand einen Fetisch setzte sie sich auf den heiligen Götzenstein und redete ihre Götzen also an: „Ich habe euch von meinen Vorgängern; ich setze mein Vertrauen auf euch; helft mir nun auch weiter.“

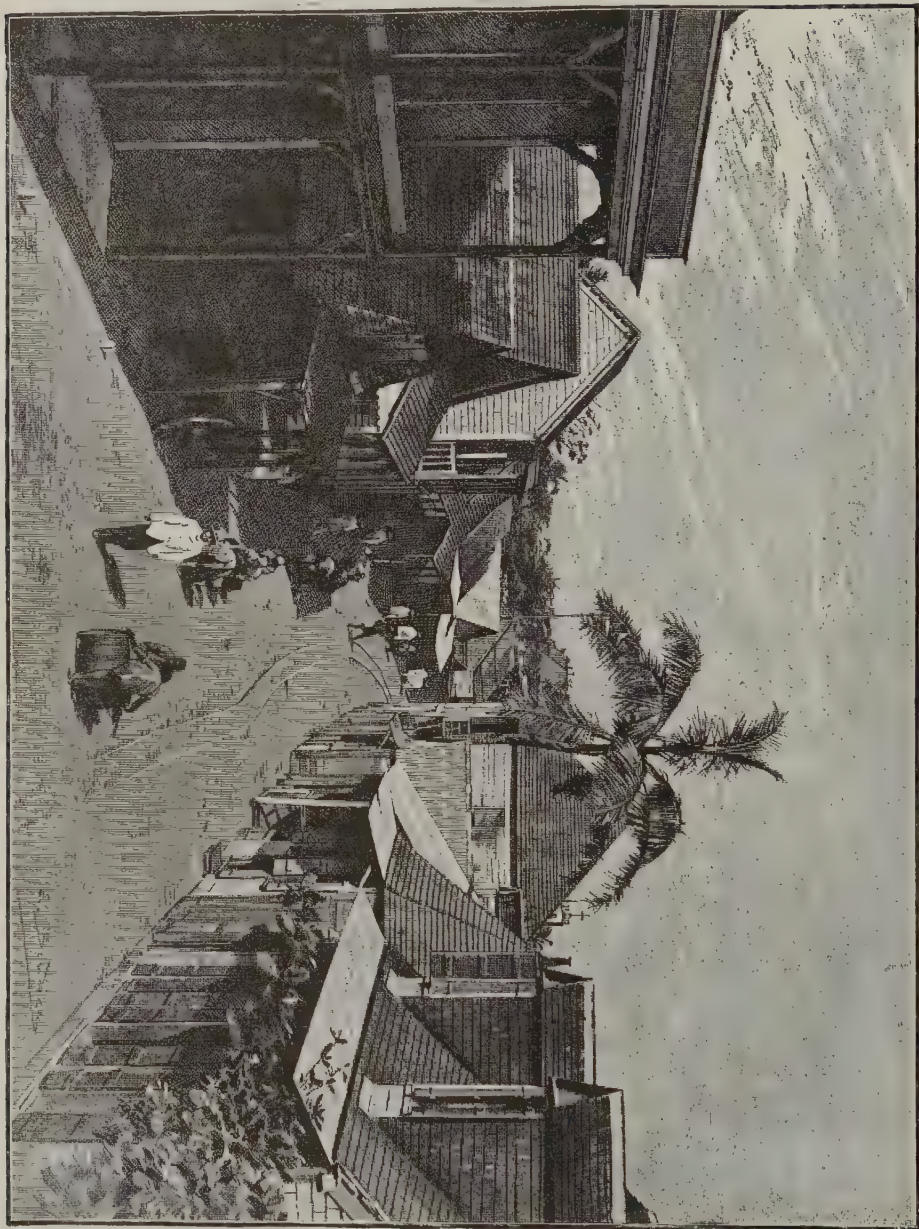
Von dieser Königin konnte die junge Christengemeinde nur Unheil erwarten. Während der ersten Jahre ihrer Regierung hielt sie noch an sich; sie wagte es noch nicht gleich, mit den Regierungsgrundsätzen ihres Vorgängers zu brechen; sie konnte auch nicht so schnell alle mit den christlichen Ländern angeknüpften Beziehungen abbrechen. Aber bald fing sie an, den Missionaren Schwierigkeiten in den Weg zu legen und die jungen Christen zu quälen. Ein junger Christ war angeklagt, verächtlich von einem Götzen gesprochen zu haben, auf den die Königin in einem Krankheitsanfall ihr Vertrauen setzte. Er mußte den Abguß der giftigen Tangenanuß trinken, das landesübliche Mittel in Madagaskar, um die Schuld



Madagassischer Urwald. (Nach dem Calwer Wissensblatt.)

eines Verdächtigen festzustellen. Hätte er das Gift bei sich behalten, so wäre er gestorben und seine Schuld hätte als erwiesen gegolten. Aber er gab sowohl das

lichem Zuge durch die Stadt. Die Königin sah den Zug der weißgekleideten Leute, man sagte ihr, es seien Christen, und meldete den Anlaß der Freude; man ließ



Cameroon.

Gift wie auch drei Stücke trockener Vogelhaut, die man ihm zu verschlingen befahl, von sich; so mußte er freigesprochen werden. Die Christen freuten sich sehr und führten ihn, unvorsichtig genug, in fest-

dabei Worte fallen, als triumphierten die Christen über sie und ständen mit den Engländern im Einvernehmen. Da wurde die Königin sehr zornig und schwur mit einem Eide, das Christentum auszurotten,

und sollte es das Leben aller Christen kosten. Einer der obersten Befehlshaber der Armee, ein Heide, wagte für die Christen einzutreten; die Christen unter seinem Befehl seien die aufrichtigsten, fleißigsten, gehorsamsten, zuverlässigsten und einsichtsvollsten Leute, die er habe. „Ich würde bedauern, o Königin, wenn du sie töten ließest; es wäre dein Schade. Sind sie einmal getötet, so kannst du ihr Leben nicht wieder kaufen. Das sind meine Gedanken, o Königin, und ich muß sie sagen, was auch daraus folgen mag.“ Aber es half nichts.

Auf Sonntag, den 1. März 1835,

„Herr, hilf uns, wir verderben.“ In solchem Vertrauen auf Gottes Hilfe wartete die kleine Gemeinde ab, was da werden sollte. Der Sonntag kam. Schon in der Frühe sah man große Scharen des Volkes die Straßen der Stadt hinabströmen; 15 000 Mann Soldaten waren aufgeboten, um die Menge im Zaum zu halten, ringsum starrten den Christen geladene Kanonen entgegen, um sie zu schrecken. Nach vielen Vorbereitungen und Vorreden wurde endlich vor den Ohren des atemlos lauschenden Volkes die königliche Botschaft verlesen. „Es sei unverantwortlich, die Sitten der Vorfahren



Madagassisches Wohnhaus. (Aus Rakel, Völkertunde.)

wurde das ganze Volk, „bis zu den Kindern, eine Elle lang“, nach der Imahafina-Ebene am Fuße der Hauptstadt zu einer allgemeinen Volksversammlung, zu einem „kabary“, wie man in Madagaskar sagt, beschieden. Man wußte, es handele sich um strenge Maßregeln gegen die Christen. In dem Wochengottesdienst, der dem kabary vorausging, sammelten sich die Christen zahlreich und tiefbewegt in der Missionskapelle, es mochten ihrer zusammen gegen 200 sein. Viele betraten die Kapelle zum letztenmal. Ein eingeborner Christ predigte; zum Text hatte er sich das Wort der Jünger im Sturme erwählt:

zu verändern. Götzendienst und Ahnenkult seien durch ihr hohes Alter geheiligt; die Königin hänge daran, und was für sie gut genug sei, damit müsse das Volk auch zufrieden sein.“ Nun kam der Befehl gegen die Christen: „Alle, welche getauft seien und in Kirchen, Schulen oder Häusern zusammen kämen oder in der Bibel läsen, hätten sich innerhalb eines Monats bei der Obrigkeit selbst anzuzeigen und die ihnen für diese Verbrechen zuerkannten Strafen abzuwarten; die sich nicht freiwillig meldeten, würden ohne Erbarmen ergriffen und getötet werden.“

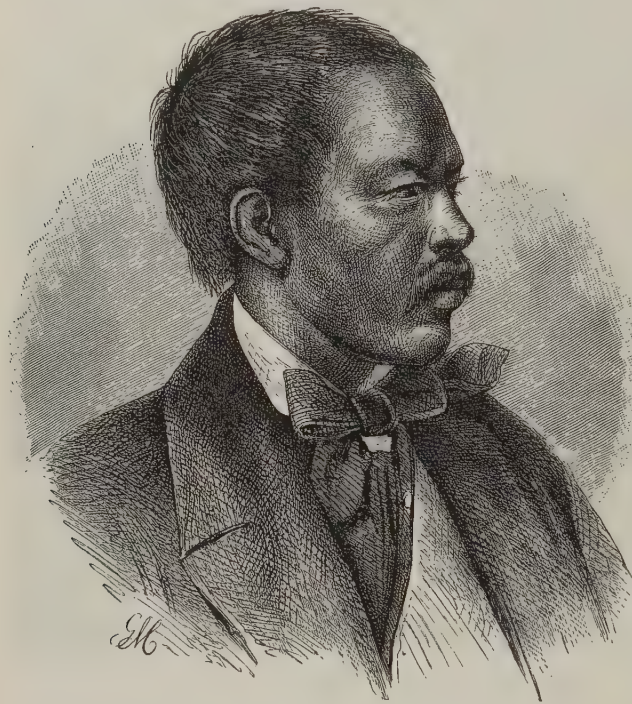
Jetzt begann die Prüfungszeit für die

Christen: bis dahin hatten sie sich im Glanz der königlichen Gunst sonnen können; jetzt war das Christentum mit einemmal ein todeswürdiges Verbrechen. Einige, deren Glaube nicht fest stand, fielen ab und erklärten, keine Gemeinschaft mit den Christen zu haben, andere ergaben sich recht auffällig einem ausschweifenden Leben, um damit jeden Verdacht christlicher Gesinnung von sich abzulenken. Aber der Kern der Gemeinde hielt stand; in jeder Nacht dieser denkwürdigen Woche versammelten sich einige wackere Christen in der Sakristei der Missionskapelle zum Ge-

Wochen banger Ungewißheit vergingen, ehe die in Aussicht gestellten Strafen veröffentlicht wurden; das Christentum sollte als etwas Schmachvolles gebrandmarkt werden; Offiziere wurden zu gemeinen Soldaten erniedrigt, Wohlhabende mit schweren Geldstrafen belegt, Vornehme ihres Ranges beraubt. Vor allem aber wurde das Christentum offiziell und feierlich verboten, jeder „Rückfall“ in dasselbe, jeder Besuch des Gotteshauses, jeder Gesang eines christlichen Liedes, jedes Lesen eines christlichen Buches, jeder Besuch des Missionshauses wurde zu einem Verbrechen gestempelt, und die Späher und Schergen der Königin lauerten auf allen Straßen, um Verdächtige und Ertrappte den Händen der heidnischen Richter zu überliefern.

Das war der Anfang einer Christenverfolgung, welche mit wenigen Unterbrechungen bis an das Ende der Regierung Ranavalonas sechszwanzig Jahre angehalten hat. Es kamen ja Zeiten, wo sich der Sturm legte und die harten Gesetze eine Weile in Vergessenheit gerieten; aber der leiseste Lufthauch genügte, um die unter der Asche glimmende Glut von neuem zu lichterlohender Flamme anzufachen. Man sollte meinen, solche Verfolgungsstürme hätten das eben erst eingewurzelte Pflänzlein des Christenglaubens mit Stumpf und Stil ausrotten müssen, zumal da die Missionare schon im Jahre 1835 das Land verlassen mußten und die Christen

demnach ganz sich selbst überlassen waren. Aber das ist eben das Herrliche an dieser Geschichte, daß die Christen in der überwiegenden Mehrzahl trotz Not und Tod Glauben hielten, und daß ihre Glaubensfreudigkeit so unwiderstehlich Zeugnis für die Kraft und Wahrheit des Christenglaubens ablegte, daß immer mehr sich den Christen anschlossen und ihre Zahl sich in der Stille von Jahr zu Jahr mehrte. In den abgelegenen Häusern zuverlässiger Freunde, auf den Gipfeln freiliegender Hügel, wo sie die Umgegend überblicken konnten, in den ausgedehnten Höhlen, an



Ein Hova. (Aus Sievers, Afrika.)

bet und suchten dort Ruhe und Frieden, um ihr Kreuz willig auf sich zu nehmen. Diese und andere klagten sich selbst furchtlos an, eher voll Stolz als beschämt, daß sie zu dieser auf einmal in Verachtung geratenen Religion gehörten. Einer wurde gefragt, wie oft er gebetet habe; das könne er unmöglich sagen, lautete seine Antwort, denn seit drei oder vier Jahren sei es seine stete Gewohnheit. Wie er denn gebetet habe? Ohne Zögern faltete er seine Hände und sprach ein Gebet so innig und ergreifend, daß selbst die Richter bekennen mußten, das sei sehr schön.

denen das Bergland Madagaskars so reich ist, in dem Dickicht der Urwälder, — überall fanden sich Häuflein der Christen zusammen, um miteinander zu beten, zu singen und in der Bibel zu lesen. Die Bibelbücher wurden immer seltener, da die Königin eifrigst danach suchen und alle vernichten ließ, derer sie habhaft werden konnte; um so heiliger wurden die wenigen gehalten, die übrig blieben. Die Bibliothek der Londoner Missionsgesellschaft birgt als Reliquien aus dieser Verfolgungszeit noch einige Bücher, welche jahrelang in Erdlöchern oder im Dachstroh versteckt waren. Die zerrissenen Blätter sind sorgfältig

sehen, ob du die Wahrheit sagst.“ Da glaubte sie es und nannte die Namen ihrer Freunde. Augenblicklich wurden dieselben ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Als Rasalama ihrer Täuschung inne ward, wurde sie sehr traurig; denn sie wäre lieber getötet worden, als daß sie ihre Mitchristen verraten hätte. Sie wurde zu einem der größten Wüteriche in Madagaskar gebracht, der sie sogleich in Ketten legte. Obgleich sie mehrere Tage hintereinander gepeitscht wurde, hörte sie doch nicht auf Lieder zu singen. Sie wurde zum Tode verurteilt. Als sie bei der Missionskapelle vorbeikam, be-



Madagaschische Familie.

durch Bastfäden wieder zusammengeheftet; mit vielen Flecken sind sie beschmukt, sei es vom Rauch des Herdfeuers oder von den Thränen derer, die in ihnen Trost in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit suchten und fanden.

Unser Raum gestattet uns nicht, die Heldengeschichte aller Märtyrer zu erzählen, welche in diesen Stürmen ihr Bekenntnis mit ihrem Blute besiegelten. Einige Beispiele mögen genügen. Die erste Blutzeugin war Rasalama. Die Boten der Königin, die sie verhaften sollten, kamen zu ihr und sprachen: „Die Königin weiß, wer deine Gefährten sind; aber sie will

merkte sie: „Hier hörte ich die Worte des Heilandes.“ Auf dem Richtplatze angelangt, kniete sie auf erhaltene Erlaubnis gelassen nieder, und während sie ihre Seele den Händen des Erlösers empfahl, durchbohrten sie drei Schergen mit ihren Spießen. Solcher Friede zwang selbst den Schergen die Ausrufung ab: „Es muß in der Religion der Weißen ein Zauber liegen, der die Todesfurcht benimmt.“

Auf dem Wege zum Richtplatz begleitete sie ein junger Christ, Rasaralasy; gestärkt durch ihren Zeugentod sagte er: „Könnte ich so ruhig und selig sterben, so möchte ich wohl auch um des Heilandes

willen mein Leben lassen.“ Er sollte der zweite Märtyrer werden! In den Tagen Radamas hatte er sich nur äußerlich zur Christengemeinde gehalten; erst in diesen Tagen der Not gab er Christo sein Herz hin. Er räumte sein Haus für christliche Gottesdienste ein und lehrte seine Sklaven in der heiligen Schrift lesen. Er wurde angezeigt und in Fesseln gelegt. Als die Schergen kamen, ihn abzuholen, und nach Kafaralasy fragten, sagte er ruhig: „Der bin ich!“ Man versuchte alles, um ihn zur Angabe seiner Genossen zu bewegen; aber er sagte immer: „Die Königin thue mit mir, was ihr gefällt, ich werde meine Freunde nicht verraten.“ Auf der Richtstätte bat er sich einige Minuten zum Gebet aus. Er übergab seine Seele den Händen des Erlösers und betete inbrünstig für sein Vaterland und die verfolgten Brüder. Dann legte er sich ruhig nieder und wurde sofort zu Tode gespießt.

Ein andermal waren viele Madagassen auf einmal verhaftet; ihre Anklage lautete auf nichts anderes als Zugehörigkeit zur Christengemeinde. Ein vornehmer Mann, Rainitrahö, befand sich unter ihnen; zur Rede gesetzt, legte er ein so mutiges und begeistertes Zeugnis ab, daß der Richter schnell die Verhandlung abbrach und sagte: „Wir wollen heute aufhören, damit wir nicht noch mehr solche Bekenntnisse hören.“ Eine andere von den Verhafteten war Ranivo, eine vornehme, schöne, junge Frau. Ihre Anverwandten suchten sie zu entlasten, indem sie ihre Zugehörigkeit zu den Christen in Abrede stellten; sie legte aber ein so unumwundenes Bekenntnis ab, daß an ihrer „Schuld“ kein Zweifel bleiben konnte. Da suchten ihre Verwandten sie dadurch zu retten, daß sie sie für verrückt erklärten. Aber sie stand ruhig und fest auf und sagte: „Ich bin nicht von Sinnen, sondern ich habe einen betenden Geist, und ich werde niemals aufhören, Gott anzubeten.“ Da fuhr der Richter auf und schrie: „Bindet sie, es soll ihr nicht besser ergehen, als den übrigen.“

Achtzehn wurden zum Tode verurteilt. Die Königin wollte ihrem Volke ein warnendes Beispiel geben und ihm die Neigung zum Christentum gründlich verleiden. Deshalb sollte die Hinrichtung

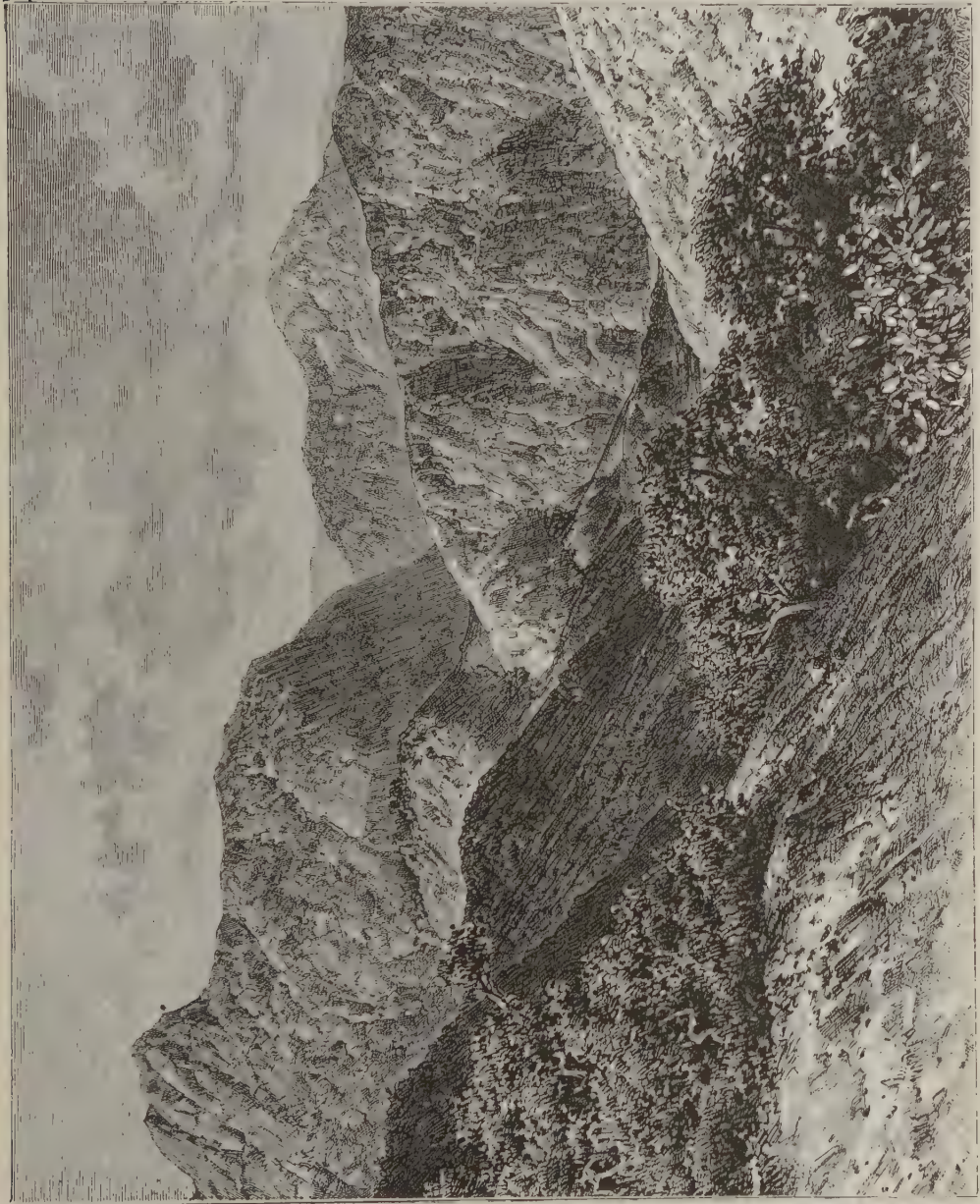
mit dem größten Gepränge stattfinden. Der nächste Morgen war für das schreckliche Schauspiel ausersehen. In der Nacht lagen die Christen der Hauptstadt vor Gott auf den Knien und beteten, daß Gott den Gefangenen ein seliges Ende beschere und sie zu sich nehmen wolle in sein Paradies. Während sie noch beteten, dröhnte der Donner der Kanonen über die Stadt hin, um den Anfang der Hinrichtung anzuzeigen. Die Verurteilten wurden ihrer Kleider beraubt und in Lumpen eingehüllt, niemand sollte ihnen ansehen, welchen vornehmen Familien sie angehörten. Dann wurde ihnen ein Knebel in den Mund gesteckt, um sie zu hindern, im Tode noch Zeugnis abzulegen — sie ließen sich trotzdem den Mund nicht verbieten! Dann wurde jeder Gefangene mit den Händen und Füßen an zwei Pfosten gebunden und nach dem Richtplatze getragen. Nur Ranivo erlaubte man in anbetracht ihres vornehmen Ranges zu gehen. Auf dem Richtplatze angekommen, wurden sie alle auf den Boden gelegt; Soldaten mit Speeren standen umher, um jeden Fluchtversuch zu verhindern. Die Richter und Offiziere stellten sich so auf, daß sie an die zahllose Zuschauermenge eine Ansprache halten konnten. Ein Erlaß der Königin wurde verlesen, worin sie behauptete, die Geister Andrianampoinimerinas und Radamas hätten ihr befohlen, die widerspenstigen Christen zu verurteilen. Die achtzehn gegenwärtigen Hauptschuldigen sollten hingerichtet werden; über zweitausend andere sollten mit lebenslänglicher Arbeit in Ketten, öffentlicher Auspeitschung, Geldstrafen, Rangentziehung und andern ausgesuchten Martern bestraft werden. Es war eine lange, lange Liste!

Endlich war sie zu Ende. Die vier Vornehmsten sollten öffentlich auf dem Platze Faravohitra auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Mit den Worten: „Herr Jesu, nimm unsern Geist auf; behalte ihnen diese Sünde nicht!“ gaben sie ihren Geist auf. Da brach plötzlich die Sonne durch die Wolken, und ein prächtiger Regenbogen schien mit dem einen Fuß gerade auf dem brennenden Scheiterhaufen zu stehen. Die Erscheinung war so plötzlich und merkwürdig, daß einige abergläubische Zuschauer voller Schrecken davonliefen.

Die vierzehn andern sollten über die

Abhänge von Ampamarinana an einer andern Stelle der Hauptstadt herabgestürzt werden. Es war ein bewegliches Schauspiel für die großen Zuschauermassen.

um den Preis ihres Lebens und ihrer Freiheit ihren Glauben verleugnen wollten? Sie sagten: „Nein.“ Da wurden sie, erzählt ein Bericht, an einem Tau über den



Bergland Madagaskara.

Über die Einzelheiten dieses Vorganges gehen die Berichte etwas auseinander. Sicher ist, daß die Opfer mit Stricken gebunden ganz nahe an den Abhang herangerollt und dann gefragt wurden, ob sie

Abhang gehalten, ein Scherge mit einem scharfen Messer stand daneben; so in der Schwebe, den schrecklichen Abgrund unter sich, wurde ihnen nochmals die Frage vorgelegt, ob sie verleugnen wollten. Raum

hatten sie ihr „Nein“ gerufen, da schnitt der Scherge das Tau durch, und die Unglücklichen rollten, von Fels zu Fels geschleudert, in die Tiefe; mit zerbrochenem Schädel und greulich verunstaltet kamen die entseelten Leiber der Helden unten an.

Genug der schrecklichen Bilder. Sie haben ihr Leben nicht geliebt bis an den Tod. Sie haben Treue gehalten; fortan ist ihnen beigelegt die Krone des Lebens. Man hat berechnen wollen, wieviele Christen in diesem Vierteljahrhundert der Verfolgung den Märtyrertod gestorben sind; es ist schwer, zuverlässige Zahlen zu geben. Mindestens sechzig sind in der Hauptstadt selbst auf Befehl der Königin öffentlich

hingerichtet. Viel mehr sind durch Hunger und Entbehrung, durch die grausame Behandlung der Herren, an die sie zu Sklaven verkauft waren, durch die Fieberschauer der Sumpfe, in welche sie verbannt wurden, umgekommen. Noch mehr haben mit schweren Geldstrafen oder dem Verlust ihres Eigentums, mit jahrelanger Zwangsarbeit in den Steinbrüchen, mit Entehrung und Beschimpfung ihren Christenglauben bewähren müssen. Das große Wunder ist und bleibt, daß beim Tode der grausamen Verfolgerin Kanavalona mindestens ebenso viele Christen vorhanden waren als bei dem ersten Ausbruch der Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche!

Rheinische Missionare.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber.

Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums unserer Rheinischen Mission im Jahre 1878 begrüßte Inspektor Zahn aus Bremen dieselbe als „eine besonders gesunde Mission“. Er meinte damit, daß die Missionare unserer Gesellschaft sich eines außergewöhnlich langen Lebens im Dienste des Herrn haben erfreuen können. Es ist aber auch wirklich der Mühe wert, sich dieselbe einmal klar zu machen. Nehmen wir z. B., um nicht bis in die Gegenwart zu gehen, wo man ja betreffs der noch lebenden Arbeiter noch keine endgültigen Zahlen angeben kann, die ersten 40 von der Rheinischen Mission ausgesandten Missionare, so finden wir, daß sich für dieselben die Durchschnittszeit ihrer Amtsjahre in unseren Diensten genau auf 25 Jahre stellt. Nun sind aber von diesen 40 unverhältnismäßig viele, nämlich 11, ausgetreten und andererseits sind eine Anzahl früh gestorben. Läßt man diese 16 bei der Rechnung außer Betracht, so kommt man zu der erstaunlichen Thatsache, daß die übrigen 24 eine Amtsdauer von durchschnittlich 38 Jahren und eine Lebensdauer, nach ihrer Ordination, von 45 $\frac{1}{2}$ Jahren gehabt haben. Das lag ja nun vor allen Dingen daran, daß unsere Gesellschaft damals hauptsächlich in dem äußerst gesunden Raplande ihr Arbeitsfeld gefunden hatte. Nachdem dann Borneo, Sumatra und Nias, nebst China und Neu-Guinea

als Arbeitsgebiete hinzugekommen waren, und wir auch in Afrika mit unseren Stationen immer weiter nach Norden, also immer mehr in die heißen Länderstriche Afrikas vorgerückt sind, hat sich das allerdings wesentlich geändert. Augenblicklich beträgt die Zahl unserer Missionare zusammen etwa 100. Davon sind 72 erst in den letzten 20 Jahren ausgesandt, von den andern 28, die also alle 20 Jahre oder mehr im Dienste stehen, sind es 18, darunter 10 in Indien, welche 25 oder mehr Dienstjahre haben, und unter diesen wieder 10, darunter allerdings nur 3 in Indien, welche es bis auf 30 Jahre oder mehr in diesem Jahre gebracht haben.¹⁾

Es ist selbstverständlich, daß diese Thatsache für die Leiter sowie für alle Freunde unserer Mission viel Grund zum Danken darbietet. Es handelt sich dabei nicht nur darum, daß es ja natürlich für eine Missionsgesellschaft sehr wünschenswert und profitlich ist, wenn ihre Missionare lange im Dienst bleiben können, sondern noch um ganz etwas anderes. Es liegt ja doch auf der Hand, wie viel gerade für die Missionsarbeit draußen, wo ein jeder Arbeiter erst lange Jahre nötig hat, ehe er sich mit der ganzen Eigenart des Heidenvolkes gründlich vertraut gemacht haben

¹⁾ Man vergleiche das nebenstehende Bild der ehrwürdigen Rhein. Missionare in der Kapkolonie.

kann, darauf ankommt, daß jeder Arbeiter recht lange in seiner Arbeit bleiben kann. Darum dürfen wir gewiß hierin mit einem Grund erblicken für den reichen Segen, den der Herr auf die Arbeit

von Emeriten in unserer Mission gehabt haben und noch haben. Im ganzen waren es von Anfang an bis jetzt nur 15 Missionare, die emeritiert zu werden brauchten; gegenwärtig leben davon noch



Waid. Schröder. Rath. Schmolke. Bredner. Hahn. Krest. Effelen. Gruber. Sterrenberg. Weber II u. I. Dönges. Leiboldt. Kronlein. Die Rheinischen Missionare in der Kapkolonie.

unserer Missionare hat legen können. Darum ihm allein die Ehre für diese unverdiente Gnade!

Hier sei noch bemerkt, daß wir dem entsprechend nur eine sehr kleine Zahl

sechs, von denen drei noch als Agenten unserer Mission und anderweitig sich für die Missionsfache nützlich machen können. Ein Umstand, der jedenfalls mitgewirkt hat, zu diesem günstigen Stande, ist der,

daß wir öfters solche Missionare, welche auf dem einen Gebiete das Klima nicht vertrugen, nach einem andern, mit gesünderem Klima, versetzen konnten. Früher ist das so gemacht zwischen Borneo und Südafrika, neuerdings mehrmals zwischen Nias und Sumatra. Eine ganze Anzahl anderer Missionare, welche draußen nicht mehr arbeiten konnten, haben Stellen als Prediger hier in Deutschland oder anderswo gefunden. Dagegen ist die Zahl von Missionarwitwen recht beträchtlich, es sind ihrer gegenwärtig 19, von denen sechs in Südafrika leben.

Aber freilich hat es in unserer Mission auch keineswegs an recht schmerzlichen Todesfällen von jungen Missionaren gefehlt und gerade in den letzten zehn Jahren haben sich dieselben bei uns auffallend gemehrt. Von den 220 bis jetzt ausgesandten Missionaren sind es fast 30, die nach ein oder zwei, höchstens 3—4 Jahren schon vom Herrn abgerufen sind. Unter diesen so früh Vollendeten befinden sich 6, die ermordet worden sind, nämlich die 4 Missionare Hofmeister, Rott, Wiegand und Kind, die auf Borneo im Jahre 1859 ermordet wurden, und die beiden Scheidt und Bösch,¹⁾ die im Jahre 1891 auf Neu-Guinea ihr Leben verloren. Von den andern sind zwei, Kähler und Wackernagel ertrunken, beide eben als sie im Lande ihrer Bestimmung angekommen waren, und einer, Barkemeier, hat erst vor wenig Monaten durch ein Unglück mit dem Gewehr sein junges Leben verloren. Die übrigen alle sind durch Krankheiten hinweggerafft worden. Dabei ist noch eins für uns besonders merkwürdig, nämlich daß unter diesen so früh vollendeten Missionaren sich 5 ganz besonders liebe und tüchtige Ravensberger befinden, also gerade aus derjenigen Gegend, wo die Liebe zur Mission ganz besonders ins Volk gedrungen ist, und von wo uns verhältnismäßig die reichlichste Unterstützung zukommt. Es waren dieses die Missionare Niederwelling, der im Hererolande starb, Hellweg, der auf Borneo so früh heimging, und endlich die schon erwähnten Missionare Scheidt und Bösch nebst Claus, die alle zu den vielen Opfern gehören, welche die neu begonnene Mission auf Neu-Guinea schon gekostet hat.

Wie schon oben erwähnt, sind gerade

in den ersten 25 Jahren verhältnismäßig viele Missionare, nämlich 11 aus unseren Diensten ausgetreten. Von da an waren es bedeutend weniger, im ganzen von 220 bis jetzt ausgesandten 39. Bei den allermeisten von diesen waren es Gesundheitsrückichten, die sie zum Austritt veranlaßten, und mehr als drei Viertel derselben haben später entweder in Südafrika oder Nordamerika oder auch hier in der Heimat eine Anstellung als Pastoren gefunden, und fast alle sind mit uns bis zu ihrem Ende in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Merkwürdig klein ist dagegen die Anzahl der aus unseren Diensten Entlassenen, nämlich nur fünf, und darunter befinden sich drei, die wegen eines unglücklichen Streites in unserer chinesischen Mission entlassen werden mußten, während im übrigen gegen ihren Charakter und ihre Amtsführung nicht das mindeste zu sagen war. Ich muß gestehen, daß mir diese Thatsache, daß wir nur in so äußerst seltenen Fällen genötigt gewesen sind, einen Missionar zu entlassen, noch viel größer und wunderbarer ist, als die lange Dauer der Amtsführung, die der Herr so vielen unserer Missionare vergönnt hat. Um sich die ganze Tragweite dieser Thatsache nur ein klein wenig klar zu machen, muß man nur z. B. einmal sich etwas genauer ansehen, wie es in anderen überseeischen Unternehmungen, welcher Art sie auch sein mögen, in dieser Beziehung aussieht. Jetzt, nachdem auch Deutschland angefangen hat, Kolonien zu haben und allerlei koloniale Unternehmungen ins Leben getreten sind, hat man ja Gelegenheit genug, in dieser Beziehung Vergleiche anzustellen. Dabei wird man aber einen ganz merkwürdigen Abstand überall finden.

Die Sache wird vielleicht noch merkwürdiger, wenn man sich klar macht, woher wir unsere Missionare bekommen, und welches der Gang ihrer Ausbildung und darauf folgenden Anstellung ist. Bei weiten die allermeisten unserer Missionare kommen aus dem Handwerker- und Bauernstande her; dazu noch einige gewesene Kaufleute, Lehrer u. dgl. Die meisten von ihnen bringen, wenn sie in unser Missionshaus eintreten, nur die gewöhnliche Elementarbildung mit. Sie bleiben dann sechs Jahre in unserer Anstalt, früher nur kürzere Zeit, und werden dann nach bestandnem Examen

¹⁾ Siehe auf dem Bilde S. 89 Nr. 4 u. 6.

hinausgesandt. Nun mache man sich klar, was das für ein ganz gewaltiger Sprung für diese jungen Leute ist, die hier

Anstalt gelebt haben, und die dann plötzlich hinaus gesandt werden, nicht nur in völlig neue ungewohnte Verhältnisse, son-



Schaar. Böhm. Meisenhöf. Wiche. Dannert. Heidmann. Meyer. Diehl. Diekmann. Wulfsdorf. Bernmann.

Konferenz der Herero- und Ovambo-Missionare.

innerhalb eines Kreises ganz gleich gesinnter Brüder und in der festen Zucht und dem Galt einer solchen christlichen

bern, was noch weit mehr bedeuten will, in Stellungen, wo sie eine Selbständigkeit und Freiheit genießen, wie eigentlich kein

einziger Beamter oder Angestellter hier bei uns je genießen kann. Wenn man darüber nachdenkt, dann muß man staunen und dem Herrn ganz besonders dafür danken, daß er es uns und unseren lieben Missionaren gegeben hat, daß sie sich, mit so verschwindend wenig Ausnahmen, alle so gut zurecht gefunden und in ihrer so sehr selbständigen und verantwortungsvollen Arbeit bewährt haben, noch dazu, da in unserer Mission jetzt vor zwei Jahren überhaupt zum allerersten Male eine Inspektionsreise gemacht worden ist.

Es mag auch noch bemerkt sein, daß ein ganz merkwürdiger Unterschied besteht zwischen den verschiedenen Arten des Handwerks. Bei weitem die meisten Missionare hat uns das Tischlerhandwerk geliefert, was nebenbei gesagt auch darum sehr gut ist, weil ein Missionar draußen kaum irgend andere Kenntnisse besser gebrauchen kann, als gerade diejenigen eines Tischlers. Dann kommen die Schneider, die Schmiede, die Bäcker, die Landwirte u. s. w., am aller seltensten sind bei uns bisher die Metzger gewesen. Studierte Leute haben sich bisher bei uns verhältnismäßig nur wenig gemeldet. Wir haben bisher nur acht Theologen ausgesandt, haben aber gerade jetzt noch weitere zwei Kandidaten, die zur Ausendung bereit stehen, wie sich denn überhaupt in den letzten Jahren die Meldungen von jungen Theologen bei uns sehr erfreulich gemehrt haben. Außerdem haben wir zwei Missionsärzte hinausenden können, den einen, Frobenius, nach Neu-Guinea, den andern, Kühne, nach China.

Natürlich sind auch in unserer Mission hier und da Menschlichkeiten vorgekommen, ich meine, daß sich die Missionare untereinander nicht gut vertragen haben. Aber im ganzen ist es auch in diesem Stück über Erwarten gut gegangen. Das ist aber auch wieder eine Sache, derenwegen man Gott dem Herrn sehr dankbar sein muß, wenn man bedenkt, wie diese Rheinischen Missionare nichts weniger als etwa lauter Rheinländer und Westfalen, sondern so recht eigentlich aus aller Herren Länder zusammen gekommen sind. Es giebt in der That keine Provinz oder Land im ganzen lieben deutschen Reiche, aus der nicht etliche unserer Missionare hergekommen wären, vom meerrumschlungenen Schleswig-

Holstein herunter bis nach Bayern, Württemberg und Baden. Aber nicht nur das, wir haben auch unter ihnen eine ziemliche Anzahl Ausländer gehabt und haben sie noch. Da finden wir einen Dänen, zwei Norweger, einen Chinesen und einen Österreicher, nebenbei gesagt, einen der aus der römischen Kirche herkam, zwei Schweizer, drei Engländer, fünf deutsche Russen und sieben Holländer, nicht zu reden von denjenigen, die gerade jetzt in unserem Missionshause ausgebildet werden.

Unter den geborenen Russen befand sich auch Dr. Hugo Hahn, dessen Bild wir bringen (S. 89 Nr. 5). Derselbe war ohne Zweifel einer unserer allerbedeutendsten Missionare, dessen imponierende Gestalt bei Tausenden in Deutschland und Rußland einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat, und der zur Förderung der Mission daheim und draußen viel hat leisten können. Ihm verdanken wir es zum guten Theile, daß wir unter den Herero in Afrika eine ausgedehnte Mission haben, und ebenso, daß wir nun auch im Ovambolande, das er erst für die Mission entdeckt hat, unsere Arbeit haben beginnen können. H. Hahn, der wegen seiner bedeutenden Leistungen auf sprachlichem Gebiete von der Berliner Universität den Dokortitel erhalten hatte, ist erst vor wenig Monaten in Südafrika in hohem Alter heimgegangen.

Dazu kommen dann zehn Missionarskinder, von denen acht in Afrika und die beiden anderen in China geboren sind. Man könnte sich vielleicht darüber wundern, daß nicht noch mehr Missionarsöhne wieder den Beruf des Vaters ergriffen haben. Es hat durchaus nicht daran gefehlt, daß sich noch weit mehr derselben zum Eintritt in unseren Dienst gemeldet hätten, aber es ist eine Zeit lang bei den Leitern unserer Mission in dieser Beziehung wohl allzusehr die Befürchtung vorhanden gewesen, daß solche Meldung weniger auf einem wirklichen inneren Drange, dem Herrn in der Mission zu dienen, beruhe, sondern nur aus dem sehr natürlichen Gedanken entsprungen sei, auch eben das zu werden, was der Vater war. In den letzten Jahren haben wir verhältnismäßig mehr Söhne unserer Missionare aufgenommen, und es sind noch viele unter den Jüngeren, die sich dasselbe Ziel gesteckt haben.



Aus der Rheinischen Mission.

1. D. Fabri, der leitende Inspektor der Rhein. Mission 1857—1884. 2. Fabri's Nachfolger, Inspektor v. Rohden 1884—1889.
 3 u. 4. Vorschule und Missionshaus in Barmen. 5. Missionar Scheidt. 6. Missionar Dr. Hugo Hahn. 7. Missionar Bösch.
 8. Eine Station der Rheinischen Mission auf Sumatra.

Nicht uninteressant dürfte es auch sein, noch darauf hinzuweisen, wie wir in unserer Mission ganz unge sucht und ungewollt dazu gekommen sind, daß wir jetzt Missionare in viererlei verschiedenen Kolonien haben, nämlich in deutschen, englischen, holländischen und portugiesischen Besitzungen, außerdem noch in China. Von den deutschen Kolonien sind es Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Neu-Guinea, wo unsere Missionare arbeiten, in der ersteren ihrer 22 und in der letzteren 6, also zusammen 28, so daß wir zur Zeit mehr Missionare in unseren eigenen Kolonien haben, als irgend eine andere deutsche Missionsgesellschaft.¹⁾ In englischen Kolonien, nämlich in der Kapkolonie, an der Balfischbai und in Hongkong haben wir zusammen 13 Missionare und 2 Missionschwester. Die größte Zahl von Missionaren haben wir in holländisch Ostindien, nämlich auf den Inseln Borneo, Sumatra und Nias, nebst Bulu Tello zusammen 46 Missionare und sieben Missionschwester. Endlich haben wir auch noch zwei Missionare in der portugiesischen Kolonie Mosammedes in Westafrika. Wir sind also wie keine andere Gesellschaft in der Lage, Vergleiche anzustellen, in welcher dieser verschiedenen Kolonien es die Missionare am besten haben. Daß dieser Vergleich bis jetzt noch keineswegs zu Gunsten der deutschen Kolonie ausfällt, das ist nur natürlich. In den englischen und holländischen Kolonien haben sich unsere Missionare die sehr geachtete und angesehene Stellung, die sie jetzt einnehmen, auch erst allmählich erobern müssen; und es fehlt durchaus nicht an Anzeichen dafür, daß ihnen solches auch in den deutschen Kolonien gelingen wird.

Ich würde es nicht für billig halten, wenn ich hiermit meine kurzen Bemerkungen über die Rheinischen Missionare schließen wollte. Wenn man auch das englische Sprichwort: Ein Mann ist das, was eine Frau aus ihm gemacht hat, nicht ganz anerkennt, so wird doch jedermann zugeben, daß schon im allgemeinen ungemein viel darauf ankommt, was für eine Frau ein Mann bekommt, für einen Pastor besonders,

und nun gar für einen Missionar erst recht. Es wird aber überhaupt in der Mission viel zu wenig von dem Anteil, den die Frauen an der ganzen Sache haben, geredet, und ich möchte hier nicht auch in diesen Fehler fallen. Zwar die ersten Begründer unserer Gesellschaft scheinen anderer Ansicht gewesen zu sein. Sie gingen nämlich von der sehr naiven Ansicht aus, ein Missionar brauche gar nicht verheiratet zu sein. Nebenbei gesagt, mögen also diejenigen Leute, welche noch immer ab und zu mit dieser Ansicht, als einem besonders weisen Räte uns kommen wollen, sehen, daß solches längst auch schon andere Leute gemeint haben, und nicht nur das, sondern daß man es auch ernstlich damit versucht, aber bald die Unthunlichkeit dieser Maßregel eingesehen hat. Nein, da könnten noch viel eher die Pastoren hier in der Heimat unverheiratet bleiben als die Missionare.

Also man hatte die ersten Rheinischen Missionare nicht nur unverheiratet hinausgeschickt, wie das auch jetzt noch immer die Regel ist, sondern sie waren auch unverlobt. Als sich nun nach einigen Jahren klar herausgestellt hatte, daß sie doch nicht auf die Dauer unverheiratet bleiben konnten, war die ganz natürliche Folge davon die, daß sie sich dort am Kap nach geeigneten Gehilfinnen umsahen, und so haben unsere sechs ersten Missionare lauter Kapländerinnen geheiratet. Auch später ist das noch öfter vorgekommen; im ganzen sind unter unseren Missionarinnen nicht weniger als 24, die am Kap geboren sind, davon gerade die Hälfte Missionarstöchter. Ebenso sind auch unter unseren indischen Missionarinnen vier dort geboren und auch davon zwei Missionarstöchter. Daß sich ein Missionar mit einer Eingebornen verheiratet hätte, das ist in unserer Mission nicht vorgekommen. Nur einmal hat ein in unserem Missionshause ausgebildeter Missionar, der aber im Dienst einer andern, holländischen, Gesellschaft nach Java gegangen war, das gethan, hat aber wenig Freude daran gehabt. Im übrigen sind auch unter unseren Missionarinnen, entsprechend dem gleichen Verhältnis bei den Missionaren eine Anzahl Ausländerinnen gewesen.

Es wird wohl nicht überflüssig sein, hier auch noch einem weit verbreiteten,

¹⁾ Von den Missionaren im nördlichen Deutsch-Südwestafrika bringen wir S. 87 ein Gruppenbild; sie verdienen unsere wärmste Teilnahme als Vorkämpfer christlicher Kultur in unserm Schutzgebiete.

falschen Gerücht entgegenzutreten. Es glauben nämlich noch immer sehr viele Leute, daß den Missionaren ganz allgemein ihre Bräute später nachgesandt würden, ohne vorherige Bekanntschaft. Das trifft für unsere Gesellschaft wenigstens durchaus nicht zu. Bei uns ist diese Sache so geordnet, daß die angehenden Missionare zwar, solange sie in unseren Anstalten sich in der Vorbereitung befinden, sich nicht verloben dürfen, wohl aber, wenn sie nun ihr Examen bestanden haben und vor der Aussendung stehen. Von dieser Erlaubnis machen denn auch die allermeisten von ihnen regelmäßig Gebrauch. Sie gehen dann aber erst allein hinaus, und nachdem sie sich draußen ein wenig eingelebt, auch ihre feste Anstellung gefunden und die Sprache erlernt haben, wird ihnen die Braut nachgesandt, gewöhnlich nach zwei bis drei Jahren. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen ist es auch bei uns vorgekommen, daß einem Missionar eine ihm bis dahin persönlich unbekannte Braut hat nachgesandt werden müssen. Man darf aber hinzufügen, daß derartige Ehen durchschnittlich keineswegs weniger glücklich zu sein scheinen, wie die andern.

Von dem, was unsere Missionarinnen in der Arbeit geleistet haben, soll hier ebensowenig die Rede sein, wie von den Leistungen der Missionare. Es läßt sich zudem ja auch über den wichtigen Anteil, den die Missionarinnen an dem Werke haben, viel weniger ein zahlenmäßiger Nachweis geben, da das Beste durch ihren stillen Einfluß geschieht. Aber das eine sei doch bemerkt, daß ganz gewiß viele unserer Missionare es nicht so lange auf ihrem schweren und anstrengenden Posten ausgehalten hätten, wenn sie nicht an ihren Frauen solch treue Gehülfinnen und Mitarbeiterinnen gehabt hätten, und dann auch noch das, daß in manchen Fällen nach dem Tode des Missionars seine Frau die

Station so lange trefflich verwaltet und versorgt hat, bis ein anderer Missionar in die Lücke eintreten konnte.

Nun haben wir aber außer unseren Missionarinnen seit einigen Jahren auch noch eine Anzahl von selbständigen Mitarbeiterinnen in unserer Mission, Missions-schwestern, wie wir sie nennen. Auch darüber noch ein Wort und zwar zunächst davon, wie wir überhaupt zur Aussendung von solchen Mitarbeiterinnen gekommen sind. Ich persönlich hatte freilich schon seit Jahren den Wunsch, daß wir auch in diesem Stücke dem Beispiele der Engländer und Amerikaner nachfolgen möchten, doch wäre ich mit dieser meiner Ansicht wohl schwerlich so bald bei den Leitern unserer Gesellschaft durchgedrungen, wenn nicht Gott der Herr selbst uns eine englische Dame zugeführt hätte, die sich anbot, nach Sumatra zu gehen, während gerade von dorthier die Bitte an uns gelangt war, doch irgendwie dafür zu sorgen, daß für die Frauen und Mädchen in unseren großen Battagemeinden bessere Vorkehrungen getroffen würden, sie in christlicher Erkenntnis und christlichem Leben zu fördern. Da sah man zu deutlich Gottes Leitung und sandte diese Dame wirklich hinaus. Ihr Vorbild hat dann aber bewirkt, daß sich seitdem eine ganze Anzahl bei uns gemeldet haben, und so haben wir jetzt schon dort und auf anderen unserer Gebiete im ganzen neun solcher Missions-schwestern, und wir und unsere Missionare draußen sind von Herzen dankbar für die guten Dienste, welche dieselben der Sache leisten. Es sei aber noch dabei bemerkt, daß dieselben keineswegs die Aufgabe haben, unter den Heiden zu wirken oder zu predigen, sondern daß sie in ganz ähnlicher Weise, wie es hier in der Heimat im Dienst der inneren Mission geschieht und in allerlei Weise innerhalb der christlichen Gemeinden ihre segensreiche Thätigkeit entfalten.

Vom großen Missionsfelde.

Ein falscher Prophet in der Kolsmission.

Es ist eine der eigentümlichsten Erscheinungen im Missionsleben, daß gerade in Heidenländern, wo das Christentum festen Fuß gefaßt hat und die Christengemeinden im Aufschwung begriffen sind, je und je

falsche Propheten aufstehen und die in der Wahrheit noch nicht gegründeten Geister irre führen. Im Jahre 1895 ist die Kolsmission von einer solchen Bewegung heimgesucht worden, die glücklicherweise wie eine akute Krankheit schnell und gefahrlos ver-

laufen ist. Zu Anfang des Jahres 1895 war eines Tages der zwanzigjährige Daud (David) Birsa, der Sohn einer ins Heidentum zurückgefallenen Familie, mit mehreren Gefährten im Walde beschäftigt, um nach einem angeblich dort verborgenen Schatz zu graben. Plötzlich zuckte ein Blitz vom heiteren Himmel und umleuchtete den Daud Birsa in merkwürdigem Glanze. Von der Stunde an behauptete Daud, er sei der Menschensohn, der von Gott eingesetzte Vater und Erlöser der Erde; alle Menschen müßten ihm dienen und ihm die Ehre geben. Das ist ja in Indien an der Tagesordnung, daß von Zeit zu Zeit Religionslehrer, Gurus, auftreten, sich besonderer Erleuchtung rühmen und Gehorsam und Glauben für sich in Anspruch nehmen. Und bei dem für religiöse Fragen außerordentlich empfänglichen indischen Volke fehlt es ihnen nie an Anhängern, wenn sie auch das abgeschmackteste Zeug vortragen. So fehlte es auch diesem Daud nicht an Zulauf. Er behauptete, die Kranken heilen zu können. So gab es bald einen wahren Strom von Blinden, Lahmen, Krüppeln und Auswärtigen nach seinem abgelegenen Dorfe; er murmelte über den Kranken einige Zauberprüche, meist unzusammenhängende englische Worte, wie er sie in seiner Kindheit in der Missionschule aus der Bibel gelernt hatte, seinen Gläubigen galten sie als Sprache der Engel! Daud war auch so vorsichtig, nicht gegen das Christentum aufzutreten, die christliche Religion sei gut, aber die Missionare hätten sie nicht richtig gepredigt. Es sei unrecht, daß die Missionare in der Kirche und vor dem Altar Schuhe und Stiefel trügen, die doch aus dem Leder der heiligen Rinder gemacht seien. Der Herr Jesus habe keine Stiefel getragen, auch keinen Sonnenhut! Es sei auch unrecht, daß die Prediger in der Kirche Kollekten einsammelten, das sei gegen Gottes Willen.

Nach einiger Zeit zog sich der Lügenprophet auf drei Tage in sein Haus zurück; seine Jünger sagten der harrenden Menge, die das Haus umlagerten: „Der Abba — Vater, so nannte sich Daud — ist gestorben, sein Leichnam liegt auf der Bettstelle, aber seine Seele ist nicht hier; nach drei Tagen wird er wieder auferstehen, wird dann gen Himmel fahren und neue Befehle für euch bringen.“ In Wirklichkeit hatte er einen ruhrartigen Anfall und

fürchtete sein Ansehen einzubüßen, wenn das Volk das erführe. Nach drei Tagen hatte sich richtig eine große Volksmenge versammelt, um die neuen himmlischen Offenbarungen zu hören. Und sie waren in der That wunderbar genug. Die Kaiserin von Indien, alle Könige der Erde, alle europäischen und eingeborenen Padris von allen acht Ecken der Erde würden bald eintreffen und ihm huldigen. Dann sollten sich am 27. Juli (1895) alle seine Gläubigen um ihn versammeln; da werde um 12 Uhr mittags das Ende der Welt kommen; alle Ungläubigen würden dann mit Erdbeben und Feuerregen vom Himmel vernichtet werden; nur wer bei ihm Zuflucht suche, werde dem Verderben entkommen. An dem Tage würden alle Silbermünzen zu Wasser zerschmelzen, es habe deshalb keinen Zweck sie so lange aufzuheben, seine Gläubigen sollten sich dafür recht viele weiße Kleider, Schmuck und Flinten kaufen. Auch brauche man dann keinen Reis mehr zu bauen noch sich im Schweiß seines Angesichts zu plagen. Deshalb sollten sie nur ihre Vorräte aufzehren und ihr Vieh frei laufen lassen.

Alle diese unsinnigen Befehle fanden wörtlichen Gehorsam. Die Läden der Kleiderhändler wurden förmlich umlagert; niemand kümmerte sich darum, daß die Kinder die grünen Reisfelder zertraten; alle zechten und schmausten, um ihr Hab und Gut noch vor dem Ende der Welt durchzubringen. Am 27. Juli war eine förmliche Völkerwanderung nach Dauds Dorfe, die Gläubigen hatten für ihren Meister ein neues Haus gebaut, das er versprochen hatte, in ein Haus aus reinem, lautern Golde zu verwandeln. In atemloser Stille sah die zahllose Menschenmenge die Sonne am Himmel zum Zenith hinaufklimmen; Stunde um Stunde verstrich, und noch regnete es weder Feuer noch Schwefel. Dem Propheten mochte es selbst etwas beklommen um das Herz sein; er verkündigte der Menge des Volkes, vielleicht werde der Untergang der Welt noch etwas verschoben, er wolle eine Schnur zwischen zwei Bäume knüpfen, niemand solle dieselbe anrühren. Wenn die Schnur von selbst zerreiße, dann werde die Welt untergehen; wenn sie ganz bleibe, würde auch die Erde noch stehen bleiben. Abwechselnd wanderten nun die Blicke der Menge zwischen der Schnur und der Sonne hin und her. Aber die Sonne sank

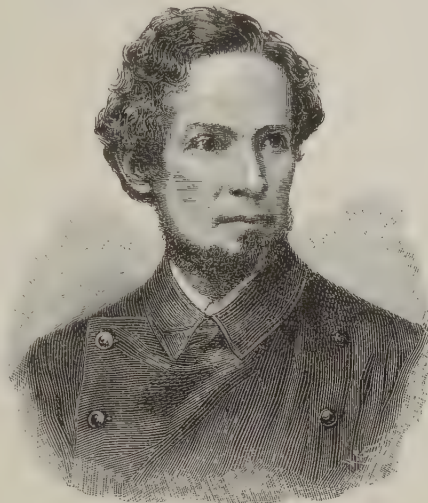
tiefer und tiefer, der Abend brach herein, die Schnur war noch nicht gerissen, die Erde blieb noch einmal stehen. Halb enttäuscht, halb beruhigt kehrte das aufgeregte Volk mit Anbruch der Nacht in seine Dörfer zurück.

Bis dahin hatte sich die Regierung nicht um den Unfug gekümmert, jetzt erhielt sie Kunde, daß Daud seine Getreuen zum Aufstand zu bewaffnen anfangte; da ließ sie nicht mit sich spaßen. Eines Nachts erschien plötzlich ein englischer Polizeibeamter mit 30 handfesten Gensdarmen in Dauds Dorfe, nahm ihn im Schlaf mitten aus dem Kreise seiner Anhänger gefangen und warf ihn in das Gefängnis zu Ransch. Da gingen natürlich den armen Betrogenen die Augen auf, und sie erkannten, daß Daud ein Lügenprophet gewesen sei. Die vorher zu den christlichen Kirchen gehört hatten, kehrten reumütig zu ihren Missionaren zurück. Auch viele Heiden suchten sich schnell im Schutz der Padri Sahibs vor der drohenden gerichtlichen Untersuchung zu sichern. Mehrere hundert heidnische Familien haben sich deshalb in aller Eile der Gofner- und der hochkirchlichen Mission angeschlossen, sodaß wenigstens ein kleiner Gewinn für die Mission aus all der Unruhe und Verwirrung erwachsen ist.

Missionar J. G. Christaller †.

Die Basler Missionsgesellschaft und die deutsche Sprachwissenschaft haben einen schweren Verlust erlitten. Am 16. Dez. 1895 ist der ehemalige Basler Missionar Christaller in Stuttgart gestorben. Am 17. Nov. 1827 in dem kleinen württembergischen Landstädtchen Winnenden geboren, widmete er sich nach einer sorgenvollen, entbehrungsreichen Kindheit dem Missionsdienste und wurde im Herbst 1852 von der Basler Mission nach der Goldküste hinausgesandt. Bei seiner hervorragenden Sprachbegabung wurde es ihm als besondere Aufgabe zugewiesen, die Basler Mission mit den zu einer gedeihlichen Entwicklung der Missionsarbeit und der Gemeinden erforderlichen sprachlichen Hilfsmitteln in der Tshi-Sprache, der weithin bis über Abhante hinaus gesprochenen Mundart des Hinterlandes der Goldküste, zu versorgen. Die fortgesetzte, anstrengende geistige Arbeit in Verbindung mit dem aufreibenden Fiebersklima nötigten ihn schon im Jahre 1868 dauernd nach Europa zurückzukehren. Er

ließ sich in der kleinen Stadt Schorndorf in Württemberg nieder, um hier in anhaltender, stiller Arbeit seinen sprachlichen Studien obzuliegen. Eine große Anzahl gediegener Werke sind im Lauf der Jahre aus seiner Studierstube hervorgegangen, eine vorzügliche Grammatik der Tshi-Sprache, ein umfangreiches Wörterbuch derselben, Schulbücher, Katechismen und Gesangbücher für den Gebrauch in Kirche und Schule, umfassende Studien auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft u. dgl. mehr. Sein Hauptwerk ist die Übersetzung der ganzen heiligen Schrift aus den Ursprachen in das Tshi, eine Riesen-



J. G. Christaller.

arbeit voll unermüdlichen Fleißes und peinlicher Sorgfalt, ein Denkmal, das Christallers Namen in Afrika unvergänglich machen wird, soweit Tshi gesprochen wird. Durch die große Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit seiner Studien war der bescheidene Gelehrte allmählich zu einer der ersten Autoritäten für afrikanische Sprachen geworden. Am 16. Dezember 1895 machte eine nur achttägige Krankheit seinem arbeitsreichen Leben schnell ein Ende.

In Korea.

Die Halbinsel Korea war der Zankapfel im letzten chinesisch-japanischen Kriege; das war ja die Losung, die Japan bei Beginn des Krieges auf seine Fahne schrieb, Korea aus seinem Abhängigkeitsverhältnis zu China zu befreien, aus der jahrhundert-

langen Abgeschlossenheit herauszureißen und für die europäische Kultur zu erschließen. Wir können dahin gestellt sein lassen, in wie weit sich die Japaner bei diesem Unternehmen von selbstlosen, idealen Beweggründen leiten ließen, oder ob nur das wohlverstandene Interesse ihres eigenen Landes sie bei ihren Handlungen leitete. Genug, ihr Ziel ist erreicht; Korea hat am 7. Januar 1895 seine Unabhängigkeit von China erklärt, und das Yeng Gun-Thor bei Söul, wo alljährlich der König von Korea sich vor dem Gesandten des Kaisers von China in den Staub warf, ist niedergerissen; Korea hat die Thore seines Landes weit aufgethan, um den breiten Strom westländischer Einflüsse hereinströmen zu lassen. Noch schneller als in Japan, Schlag auf Schlag, vollzieht sich eine tiefgreifende Umwandlung. Der König selbst hat sich an die Spitze der Reformen gestellt, er hat ein liberales Ministerium berufen und in dasselbe zwei der tüchtigsten Koreaner aufgenommen, die sich in Amerika eine gründliche Bildung erworben haben. Mit ihnen hat er ein Programm für die Umgestaltung aller Regierungszweige ausgearbeitet, welches an durchgreifender Folgerichtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und allmählich das ganze Ansehen des Landes verändern muß. Es ist ja sehr fraglich, ob einem Lande mit solchen radikalen Umwälzungen gedient ist; dem König von Korea und seinen Räten dient zur Entschuldigung, daß sie nur dem Druck nachgeben, den die siegreichen Japaner auf sie ausüben. So wurde denn zunächst in der Hauptstadt Söul eine Polizeimannschaft mit einigermaßen europäischer Bekleidung und Bewaffnung angestellt; sodann wurden an Stelle der weiten koreanischen Amtstrachten der abendländische Frack und enganschließende Beinkleider eingeführt und überhaupt dem Gebrauch europäischer Kleidungsstücke Vorschub geleistet. Sodann wurde an Stelle der unpraktischen koreanischen Währung, die nur eine Sorte von Münzen im Wert von 1—2 Pf. hatte, eine vernünftige Silberwährung eingeführt u. dgl. mehr.

Natürlich waren nicht alle Koreaner mit diesen sich überstürzenden Neuerungen einverstanden, es war eine sehr starke konservative Strömung vorhanden. Fast die ganze Beamtenwelt, die durch den neuen Geist unsanft aus ihrer trägen Ruhe gescheucht und in ihrer altgewohnten Raub-

wirtschaft gestört wurde, setzte der liberalen Regierung zunächst einen passiven Widerstand entgegen und ließ sich nur widerwillig von ihr fortschieben. Die ganze einheimische Industrie, welche durch die massenhaft in das Land geworfenen, billigen japanischen und amerikanischen Waren ihres Verdienstes beraubt und fast der Vernichtung preisgegeben war, stellte sich auf die Seite der Unzufriedenen. Es kam zu einem gewaltigen Aufruhr; die Königin von Korea wurde ermordet; der Vater und Vorgänger des Königs, der streng konservative Tai-won-kun, wurde wieder mit der Leitung der Regierung betraut; die liberalen Minister des Königs mußten sich eilends nach Amerika flüchten, um ihr Leben zu retten. Wie sich im einzelnen diese Wetterwolke zusammengezogen und Schlag auf Schlag entladen hat, läßt sich nach den bis jetzt vorliegenden Berichten nicht übersehen; jedenfalls hat eine Bande koreanischer Soldaten mit einer furchtbaren japanischen Mordgesellschaft gemeinsame Sache gemacht und die Königin in ihrem Palast überfallen und erschlagen. Der Zorn des koreanischen Volkes wegen der Vorgänge fällt auf die Japaner, die als solche gerade das größte Interesse an der Verhinderung dieser traurigen Vorgänge gehabt hätten. Das ist für sie um so schlimmer, als die Japaner seit Jahrhunderten die bestgehaßte Nation, der Abscheu Koreas sind; nichts widerstrebt den Koreanern mehr als die moderne Kultur aus den Händen ihrer Erbfeinde, der Japaner anzunehmen.

Daß die konservative Reaktion in Korea nur von kurzer Dauer sein wird, daß die dem Fortschritt und der abendländischen Kultur geneigten Männer bald wieder an die Spitze der Regierung treten werden, ist uns zweifellos; dafür wird schon der übermächtige japanische Einfluß sorgen. Aber bei der verworrenen Lage der Dinge erscheint es uns nicht ausgeschlossen, daß sich Korea dem im Norden benachbarten Rußland in die Arme wirft, nur um der Bevormundung des gehaßten Japan zu entgehen. Neuere telegraphische Nachrichten melden bereits, bei einem zweiten Aufstande in Söul habe sich die ganze königliche Familie in die russische Gesandtschaft geflüchtet; eine russische Streitmacht sei zu ihrem Schutze in der Hafenstadt Chemulpo gelandet.

Die evangelische Mission hat bisher von der Erschließung Koreas nur Vorteil gehabt; sie hat ihre Arbeit in der Hauptstadt über alle Stadtteile ausgedehnt, mehrere große Hospitäler und Erziehungsanstalten begründet und eine in schnellem, innern und äußern Wachstum befindliche Christengemeinde gesammelt. Die königliche Familie und der vornehmste Adel gehören zu den Patienten der Missionsärzte. Der König hat den methodistischen Missionsbischof Rinde in besonderer Audienz empfangen, ihm seinen königlichen Dank für die von seinen Missionaren dem Lande geleisteten Dienste ausgesprochen und ihn aufgefordert, mehr Missionare herbeizurufen. Er hat sogar mit ihm einen Kontrakt abgeschlossen, daß 200 koreanische Adelige auf Staatskosten

in dem großen Erziehungsinstitut dieser Mission eine gründliche amerikanische Bildung erhalten sollen. In dem Moskau Koreas, der alten, heiligen Stadt Pjöngjang hat die Mission noch besser festen Fuß gefaßt; es sind von dort aus Samenförner des Evangeliums in einen ganzen Kreis von Dörfern ausgestreut, zum großen Teil durch koreanische Christen weitergetragen, sodaß dort schon in zehn Dörfern ein Suchen und Fragen nach dem Worte Gottes entstanden ist. Die Missionare haben den Eindruck, daß ganz Korea der Predigt des Evangelii offen stehe, und wenn auch die vornehmen Klassen in ihrer althergebrachten, chinesischen Bildung erstarrt sind, so werden doch die Massen des niedern Volkes das Christentum mit Begier annehmen.

Neueste Nachrichten.

Am 3. und 4. Februar tagte in Berlin die Brandenburgische Missionskonferenz. In der Vorversammlung regte der Vorsitzende, Pastor D. Grundemann, die Gründung eines missionshomiletischen Seminars an, um jüngere Geistliche in geeigneter Weise zu Missionsfestpredigern auszubilden. In der Abendversammlung klang durch alle Reden und Ansprachen ein gemeinsamer Grundgedanke hindurch, das Gland des weiblichen Geschlechts unter dem Druck des Heidentums und seine Befreiung durch das Christentum. In der Hauptversammlung kam ein sehr zeitgemäßes Thema, das gegenseitige Verhältnis von Mission und Kolonialpolitik, zur Verhandlung.

Am 11. und 12. Febr. folgte die sächsische Missionskonferenz in Halle unter dem Vorsitz des Pastors D. Warneck, die sich auch in diesem Jahre eines überaus zahlreichen Besuchs erfreute. Der neue Berliner Missionsdirektor Gensichen hielt die Eröffnungspredigt; in der Abendversammlung hielt Pastor Strümpfel einen ebenso praktischen wie anregenden Vortrag über die Behandlung der Mission auf den Kreissynoden und Familienabenden. In der Hauptversammlung sprach Pastor Stofch, ein ehemaliger indischer Missionar, über den Apostel Paulus als den Typus der evang. Mission, ein hervorragend schöner und gehaltreicher Vortrag, von dem wir wünschten, daß ihn alle Theologen unter

unsern Lesern zu Gesicht bekämen. Er wird, wie wir hören, im Laufe dieses Jahres in D. Warnecks Allgemeiner Miss.-Ztschr. erscheinen. In der Missions-Vollversammlung am Nachmittag des 12. Febr. berichteten Missionar Genähr und Konsistorialrat D. Dalton als Augenzeugen von den Hindernissen und Erfolgen der Mission in China und Japan.

Leider sind zwei deutsche Missionsgesellschaften durch Todesfälle heimgesucht. Die Berliner ostafrikanische Mission verlor den Missionar Kraemer in Tanga; er war im Jahre 1888 nach Deutsch-Ostafrika hinausgegangen und hatte 1890 die Station Tanga gegründet. Das Fieberklima der niedrig gelegenen Küstenstadt griff seine Gesundheit so an, daß er schon 1893 Erholung in der deutschen Heimat suchen mußte. Als er nun gestärkt auf sein afrikanisches Arbeitsfeld zurückgekehrt war, hatte er nur noch eine kurze Zeit des Wirkens vor sich. Zu Anfang des letzten Winters mußte er Tanga von neuem verlassen und in dem trockenen Klima Ägyptens Heilung von einem schweren Augenleiden suchen. In Heluan ist er am 28. Januar heimgegangen, ein Opfer des afrikanischen Klimas. — Dem morgenländischen Frauenverein hat der Tod in die kleine Zahl seiner Arbeiterinnen zwei Lücken gerissen; am 3. Januar starb die langjährige, treue Missionsarbeiterin Luise Ellwanger zu

Nürtingen in Württemberg, wohin sie sich ihrer erschütterten Gesundheit wegen zurückgezogen hatte. Am 25. Januar folgte ihr Schwester Bertha Magnus im Tode nach; ein gefährliches Halsleiden machte ihrem Leben trotz der umsichtigen Pflege, die ihr im Haleschen Diakonissenhaus zu teil ward, ein Ende.

Immer neue Schreckensnachrichten kommen aus allen Teilen Kleinasien, wo armenische Christen wohnen. Die Zahl der von den Kurden und Türken Ermordeten wird auf 60—80 000 angegeben. Fast ebenso viele sollen in den Felsenwüsten der kleinasiatischen Bergländer vor Kälte und Hunger umgekommen sein. Das Glend der armen Christen spottet aller Beschreibung. Auch die evangelischen Missionare und ihre Gemeinden sind von den furchtbaren Greueln schwer betroffen; die Mittelpunkte der amerikanischen Missionsarbeit in Bitlis,

Harput, Marsovan, Marasch, Mintab und andern Orten sind ganz oder teilweise zerstört.

Der Afhanti-Krieg Englands ist ohne Blutvergießen zu einem siegreichen Ende gekommen; die englischen Truppen sind in Kumasi, der Hauptstadt Afhantis eingezogen. Damit ist ein Bollwerk des finsternen Heidentums und endlosen Blutvergießens gefallen. Die Basler Missionare auf der Goldküste warteten schon seit Jahrzehnten darauf, daß sie ihre segensreiche Arbeit bis nach Kumasi verschieben könnten. Ihr Wunsch wird jetzt in Erfüllung gehen. Leider hat der an sich ungefährliche Kriegszug dem Schwiegersohn der Königin Viktoria, dem deutschen Prinzen Heinrich von Battenberg das Leben gekostet. Er hatte sich freiwillig der Expedition angeschlossen und erlag dem verderblichen afrikanischen Sumpfsieber.

Bücherbesprechungen.

George Smith, Bishop Heber. London, John Murray.

Das englische Buch enthält eine gut geschriebene, ausführliche Lebensbeschreibung Reginald Hebers, des zweiten Bischofs von Kalkutta. Allerdings hat Heber nur 2½ Jahre (1823—1826) den Bischofsthron inne gehabt; aber während dieser kurzen Zeit hat er fast das ganze indische Missionsfeld bereist, überall visitiert und vielseitige Anregung gegeben. So führt uns sein Lebensbild die ganze evangelische Missionsarbeit seiner Zeit in Indien vor Augen. Ein ganz unvermuthet auftretender, schwerer Schlaganfall machte plötzlich der Wirksamkeit des hochbegnadeten Mannes ein Ende. In den Kreisen der Missionsfreunde wird er unvergessen bleiben durch sein Missionslied „Von Grönlands eis'gen Bergen“, eine von seinen vielen Hymnen, die ihren Weg durch die evangelische Christenheit aller Zungen gefunden hat.

Der **Missionsfreund**, eins der ältesten deutschen Missionsblätter — er tritt in seinen 51. Jahrgang ein — hat sein Gewand und seine Haltung geändert und ist zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgekehrt, ein Volksmissionsblatt nach Art unserer Sonntagsblätter zu sein. Der als tüchtiger Missionschriftsteller und erfahrener Missionsmann bekannte Missionsinspektor Merensky hat die Schriftleitung übernommen. Die bisherigen Nummern sind nach Inhalt und Form gleich vortrefflich und anziehend. Es fehlte uns im östlichen Deutschland bisher ein Missionsblatt, welches sich zur Massenverbreitung besonders in ländlichen und kleinstädtischen Kreisen eignete. Wir haben den Eindruck, daß der „Missionsfreund“ diesem Mangel in vortrefflicher Weise abhelfen wird. Der Preis beträgt 1,20 M. jährlich, frei ins Haus 1,40 M. Probenummern fordere man von der

„Ev. Missionsbuchhandlung, Berlin NO. 43. Friedenstraße 9.

Illustrated Afrika. New York. 150 the Avenue. Der bekannte, etwas abenteuerliche Missionsbischof William Taylor, dessen großartige Missionsunternehmungen am Kongo und in Angola vor einigen Jahren viel von sich reden machten, giebt in Verbindung mit dem österreichischen Reisenden Dr. Emil Holub und neuerdings unter dem Beistande Henry Stanley's eine große illustrierte Zeitschrift „Illustrated Afrika“ heraus, von der wir gebeten worden sind unsern Lesern Kenntnis zu geben. Die Bilder derselben sind zum großen Teil gut, viele sind nach Originalphotographien hergestellt, welche ausdrücklich für diese Zeitschrift aufgenommen sind. Weniger können wir uns mit dem Inhalt und seiner Anordnung befremden. Die Zeitschrift will ein Unterhaltungsblatt großen Stiles für die Freunde Afrikas sein. Um für dieselbe in weiteren Kreisen Bahn zu brechen, hat der rührige Verleger eine Sammlung der besten Bilder aus dem letzten Jahrgang zusammengestellt und als Bilderbuch herausgegeben. Dieses Bilderbuch zusammen mit einem Jahresabonnement kostet 2 Dollar. (8,50 M.)

Kleinere Schriften. D. Dalton, Deutsche Mitarbeit an der Evangelisation Spaniens. Berlin, Verlag der Deutschen Lehrer-Zeitung. Preis 30 Pf. Eine treffliche Übersicht über die Evangelisationsbestrebungen in Spanien und die Arbeit Pastor Fritz Fliedners in Madrid. — Dr. Ernst Gelderblom, Pastor in St. Petersburg, Eine Reichspflicht evangelischer Christen. St. Petersburg 1895. Ein warmer Bedruf des eifrigen Pastors an seine Gemeinde, sich an der Missionsarbeit zu beteiligen und die Station eines Missionars auf Sumatra möglichst ganz zu unterhalten.



Der Sieg des Christentums auf Madagaskar.

Vom Herausgeber.

Im Juli 1861 erkrankte die Königin Ranavalona; sie umgab sich mit allen Fetischzauberern, die Medizinmänner murmelten unaufhörlich ihre Beschwörungen, es war alles vergeblich, am 16. Aug. 1861 hauchte sie ihr fluchbeladenes Leben aus. Ihr Sohn Radama II. nahm den Thron ein. Die Sonne ging an jenem Tag nicht unter, ehe der junge König erklärt hatte, daß es einem jeden freistehe, Gott ohne Furcht und Gefahr nach seinem eigenen Gewissen zu verehren. Er schickte seine Beamten, die Gefängnisse zu öffnen und die Ketten derer zu brechen, denen die Freudenrufe der Menge draußen schon verkündigt hatten, daß der Tag ihrer Erlösung gekommen sei. Er ordnete andere ab, um den Rest der Verbannten aus den entfernten und verpesteten Gegenden zurückzurufen, wo sie sich in Schlupfwinkeln und Höhlen versteckt hielten. Die Verbannten eilten heim. Männer und Frauen, abgezehrt und elend von den Leiden und Entbehrungen, erschienen in der Stadt

zum Staunen ihrer Nachbarn, die sie längst unter den Toten geglaubt, zur dankbaren Freude ihrer Freunde. Einige trugen tiefe Narben von Ketten und Banden; andere konnten sich vor Erschöpfung kaum auf dem Wege zur Hauptstadt hinschleppen.

Giligt machten sich auch die Londoner Missionare wieder auf, um die vor einem Vierteljahrhundert im Sturm der Verfolgung abgebrochene Missionsarbeit aufzunehmen. Sie wurden von den madagassischen Christen mit offenen Armen aufgenommen und im Triumph nach der Hauptstadt geleitet. Wie staunten sie, als ihnen zur Gewißheit wurde, daß trotz der jahrzehntelangen Verfolgung die Zahl der Christen sich seit ihrer Abreise auf fast 7000 vermehrt hatte. Dankbaren Herzens machten sie sich daran, anstatt der einfachen Kapellen, die bisher als Gotteshäuser gedient hatten (vgl. Abbild. S. 98), auf den Stätten, wo die Märtyrer ihr Leben für ihren Christenglauben dahingegeben, Gedächtniskirchen zu errichten, schlichte, doch

stattliche Gebäude mit hohen Türmen, aus Quadersteinen solide erbaut, würdige Denkmäler ihres Glaubens! (Vgl. Abb. S. 99.)

Aber der Frühling war zu plötzlich über Nacht gekommen, da konnten die Maifrüste nicht ausbleiben. Radama entpuppte sich bald als ein schwankendes Rohr, jeder Verführung zugänglich und ohne inneren Halt. Es nahm mit ihm ein Ende mit Schrecken; binnen zwei Jahren hatte er alle Achtung und Liebe seiner Unterthanen verschert, seine eigenen Minister legten Hand an ihn und erdroffelten ihn, weil er auf der Ausführung eines wahnsinnigen Gesetzes bestand.

Heiligenscheine umgeben und übte nun erst recht ihre Anziehungskraft aus. Leider starb die milde Königin schon nach fünfjähriger Regierung am 1. April 1868; in 700 seidene Gewänder gehüllt, wurde sie in einem massiv silbernen Sarge neben ihren Ahnen im Schutze der mächtigsten Fetische beigesezt. Ranavalona II. bestieg den Thron; was würde ihr Regiment bringen? Am Morgen nach Rasohérinas Begräbnis stellten sich die Gözenbewahrer im Palaß ein, um der neuen Königin ihre Huldigung und das übliche Geschenk darzubringen. Wie staunten sie, als ihnen diese erklärte, sie könne sie nicht als Priester,



Erste Kapelle in Antananarivo.

Sein Weib Rasohérina ward Königin an seiner Statt (ihr Bild s. S. 100). Sie war eine Heidin und hielt zäh fest an ihren Fetischen und den Priestern; aber sie war verständig, gerecht und ernstlich bemüht, die gelobte Religionsfreiheit durchzuführen. Es war vielleicht gut, daß sie dem Christentume kühl bis ans Herz gegenüber stand; der Umschwung, der nach Ranavalonas Tode angefangen hatte, wäre sonst gar zu plötzlich gekommen. Genügte doch dieses Aufhören der Verfolgung schon, um der christlichen Kirche die Thore zu öffnen und Hunderte, ja Tausende zu einem Fragen und Forschen anzuregen. Die neue Religion war durch das Märtyrertum mit einem

sondern nur als Unterthanen anerkennen und wolle mit ihren Götzen nichts zu thun haben. Als bald fing sie langsam, wie tastend an, Gesetze in christlichem Sinn zu erlassen; alle Fronarbeit für die Regierung am Sonntag wurde verboten, die Märkte wurden für den Sonntag geschlossen. Man erzählte sich, der bedeutendste eingeborene Prediger der Hauptstadt werde an jedem Tage in den Palaß befohlen, um der Königin und ihrem ersten Minister aus der Bibel vorzulesen.

Am dritten September sollte die Krönung stattfinden. Alle Vorbereitungen wurden in der altherkömmlichen Weise getroffen; Hunderte von Frauen waren beschäftigt,

um die Festgewänder zu nähen, zahllose Zelte wurden in der Imahamasina Ebene aufgeschlagen, Zehntausende strömten aus allen Teilen des Reiches herbei. Welche Überraschung wartete ihrer, als am Morgen des Krönungstages die Hüllen von dem königlichen Baldachin fielen! Noch nie gesehene Inschriften glänzten in goldenen Buchstaben auf seinen vier Seiten: „Ehre sei Gott in der Höhe,“ „Friede auf Erden,“ „Den Menschen ein Wohlgefallen,“ „Gott sei mit uns.“ Keine nackten Tänzer und Tänzerinnen begleiteten den Krönungszug, nur eine weiße Fahne mit der Krone und den

bewahrer kamen nochmals zur Königin und begehrten wie bisher von allen Regierungsdiensten befreit zu bleiben. Die Königin antwortete, die Götzen seien nie ihre Götzen gewesen; ihre Absicht sei vielmehr, Gott und Jesu Christo zu dienen und dazu auch ihr Volk anzuleiten. Noch an demselben Tage schickte die Königin Offiziere zu Pferde nach dem Nationalheiligtum in Ambohimanga bei Antananarivo, wo der größte Göze Kelimalaza aufbewahrt wurde. Er bestand aus einem langen Holzbalken in rotem Zeug. Die Bestürzung der Priester kannte keine Grenzen, als die Offiziere in



Die Ambakonakanga-Gedächtniskirche.

Anfangsbuchstaben des königlichen Namens wurde der Königin vorangetragen. Vor ihrem Thron lagen auf einem Tisch nebeneinander die Krone und eine prachtvoll gebundene Bibel. Diese Krönung war ein Bekenntnis; und die Königin blieb nicht auf halbem Wege stehen, ein Vierteljahr später ließ sie sich mit ihrem Gemahl, dem ersten Minister, im Schloßhofe in Gegenwart des hohen Adels und der höchsten Beamten taufen. Die Königin war Christin!

Dieser Schritt mußte bald die wichtigsten Folgen nach sich ziehen. Die Götzen-

ihr Gehöft einritten und den Götzen zu sehen wünschten. Sie weigerten sich. „Gehört er euch oder der Königin?“ fragten die Offiziere. „Der Königin.“ — „Gut, die Königin will ein Freudenfeuer damit veranstalten!“ — „Aber der Gott will und kann nicht brennen!“ — „Das kommt auf die Probe an.“ Die Offiziere schleppten Kelimalaza hinaus, zündeten ein Feuer an und warfen ihn mit allem seinem Götzenschmuck hinein; in wenigen Minuten war nur noch ein Häuflein Asche übrig.

Nun gingen Befehle aus, auch die andern Nationalgötzen zu verbrennen; ja nach

wenigen Monaten schon folgte ein weiterer Befehl, daß alle Dorf- und Hausgötzen, alle Zaubermittel und Fetische verbrannt werden sollten. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf loderten die Götzenfeuer auf, mit dem Götzendienste war es ein für alle Mal vorbei; ein Befehl der Königin hatte genügt, um dies Joch vom Halse des ganzen Volkes zu nehmen. Aber was sollte nun werden? Ohne Religion durfte das Volk nicht bleiben, und mit der Zerstörung der einheimischen Religion hatte die Königin die Verpflichtung übernommen, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen.

Im ganzen Lande entstand eine große Bewegung. Es entstand ein Fragen im Volke: „Wer schützt uns nun vor Seuchen und unsere Häuser und Reisfelder vor



Königin Rasoharina.
(1863—1868.)

Blitz und Hagel?“ Die Madagassen waren es ja gewohnt gewesen, in allen Dingen, geistlichen wie weltlichen, sich von der Königin leiten zu lassen. Als sie erfuhren, daß die Königin das Christentum angenommen habe, waren sie bereit, ihr darin zu folgen; sie sahen das als selbstverständlich, nur als eine neue Art von Janamprana oder Frondienste an; wenn sie nur wüßten, was das Christentum sei! In kurzer Zeit kamen 160 Abgesandte zu dem Premierminister, welche um Lehrer für ihre Dörfer baten; aber wo sollten die Lehrer auf einmal alle herkommen? Wenn auch die Zahl der Missionare sogleich auf 30 vermehrt wurde und die Londoner Mission

alles that, was in ihren Kräften stand, so konnte sie doch diesen zahllosen Ansprüchen nicht im entferntesten genügen.

Die Leute mußten sich helfen, so gut — oder schlecht es ging. Es war ja eine ganz stattliche Anzahl erprobter Christen da, welche in der Zeit der Verfolgung die Echtheit ihres Glaubens bewiesen hatten; man schickte diese zu Hunderten in die nach Belehrung verlangenden Gemeinden. Aber auch unter diesen erprobten Christen waren nicht allzuwiele, welche die Fähigkeit besaßen andere zu lehren; es warf sich auch mancher zum Lehrer auf, mit dessen Christentum es nicht weit her war — und so wurden Tausende getauft, ohne daß sie einen genügenden Taufunterricht empfangen oder Beweise einer wirklichen Sinnesänderung gegeben hatten. Man versuchte sich zu helfen; es wurde eine zweimonatliche Probezeit angesetzt, ehe jemand getauft wurde, und eine weitere viermonatliche, ehe er zum heiligen Abendmahl zugelassen wurde. Aber wie, wenn der Taufbewerber nach Ablauf dieser Fristen nicht die leichtesten Fragen über die Grundwahrheiten des Evangeliums beantworten konnte, einfach weil niemand dagewesen war, ihn zu belehren?

Oft kamen Hunderte des Sonntags zusammen, die sich damit begnügen mußten, daß ihnen ein des Lesens kundiger ein paar Verse aus der Bibel vorlas; und nicht selten verrichteten diesen Dienst 12—14jährige Knaben. Andere Male mußten sie auseinandergehen, ohne daß auch nur etwas vorgelesen wäre. Es kam vor, daß sich ganze Scharen versammelten, die bei einander saßen und durchaus nicht wußten, wie sie Gottesdienst halten sollten. Endlich stand denn wohl einer auf und sagte: „O Gott, wir möchten dir dienen, aber wir wissen nicht, wie wir es machen sollen. Lehre uns beten, oder sende uns jemanden, der es uns lehre.“ Wohin die Missionare kamen, wurden sie förmlich bestürmt, lesen und beten zu lehren. Wer war Christus, was that er? das waren die immer wiederkehrenden Fragen. Kurz es gab eine Bewegung, welcher Herr zu werden, völlig über die Kräfte der Missionare ging, und so war es nicht zu verwundern, daß ganze Scharen Aufnahme in die christliche Kirche fanden, die für dieselbe noch ganz und gar unvorbereitet waren.

Die Zahl der Christen vermehrte sich mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit. Nach einem halben Jahrzehnt gab es gegen 300 000 Getaufte und 80 000 Abendmahlsberechtigte. Was waren 30 Missionare unter so viele? Es traten allerdings andere evangelische Missionsgesellschaften ein, um die große Ernte bergen zu helfen, die englische hochkirchliche Mission setzte sich an der Ostküste der Insel fest; die Norweger evangelischen Missionare übernahmen ein weit ausgedehntes Arbeitsfeld in der Provinz Betfiléo südlich von der Hauptstadt; die Quäker traten Seite zur Seite als rechte „Freunde“ in der Freude und in der Not in Antananarivo mit ein und halfen den Londonern ihre Last tragen. Aber trotzdem schüttelten daheim und draußen viele die Köpfe über diese Bewegung und schauten mit banger Sorge in die Zukunft. Solche Massentaufen waren gegen alle Gewohnheit der evangelischen Mission; einem solchen Sturm nach der Kirche hatte sich die evangelische Mission noch nie gegenüber befunden. Die einen stimmten ein Halleluja über das andere an und hofften auf eine große Ausgießung des heiligen Geistes; die andern waren vielmehr geneigt, ein „Herr, erbarme dich“ zu singen und den Untergang der evangelischen Mission in Madagaskar in Aussicht zu stellen. Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen und hat uns gelehrt, maßvoll und nüchtern in unserm Urteil zu sein. Die Befürchtungen der Verzagten sind gottlob! nicht in Erfüllung gegangen, die Central-Provinzen der Insel dürfen jetzt im allgemeinen als christliches Land gelten, Imérina und Betfiléo sind christliche Provinzen. Die Zahl der evangelischen Christen beläuft sich auf 400 000, den achten bis zehnten Teil der Einwohnerschaft Madagaskars. Aber freilich ein unendliches Maß von Arbeit und Treue ist in den verfloßnen 25 Jahren darauf verwandt, diese Massen mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen; und unübersehbar groß ist die Arbeit, die den evangelischen Missionen noch zu thun obliegt, ehe Madagaskar eine wahrhaft christliche Insel wird.

Bemühungen von oben und von unten, von außen und von innen haben zusammen gewirkt, um allmählich mehr christlichen Geist und christliches Bewußtsein zu wecken. Auch die im Jahre 1883 zur Regierung gekommene Königin Ranavalona III. und ihr Hof machten aus ihrer entschieden christlichen Gesinnung kein Hehl. Bei den feierlichsten Gelegenheiten betonte die Königin wieder und wieder, daß sie eine Christin sei und als Christin über ihr Land herrschen wolle. Bei der Veröffentlichung eines vortrefflichen Gesetzes hob sie also an: „Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß das Evangelium Jesu



Ein Madagasse.
Aus Nagel, Völkertunde.

Christi in mein Land gekommen ist, mein Volk weise zu machen zur Seligkeit. Und weil Gott mir seinen Schutz angedeihen ließ, baute ich meine Herrschaft auf ihn.“ Diesen edlen Worten entsprachen auch Thaten. War in den alten Zeiten die königliche Hofburg der Mittelpunkt und Hort des Götzendienstes gewesen, so baute sich jetzt die Königin neben ihrem Palast eine schöne Kapelle, in der allsonntäglich Gottesdienst abgehalten wird. Grade auf Madagaskar, wo die Unterthanen in allen Stücken auf das Vorbild des Herrscherhauses zu sehen und danach sich zu richten gewohnt waren, hatte dieses freimütige

Bekenntnis in Wort und That die allergrößte Bedeutung.

Gute, weise Geseze dienten dazu, diesen Eindruck zu verstärken und das Volk allmählich aus den alten, verrotteten Zuständen in geordnete, christliche Verhältnisse einzuführen. Vielleicht die einschneidendste Maßregel war die Einführung allgemeinen Schulzwanges. Es war ja nicht möglich, in all den zahllosen Dörfern auf einmal Schulhäuser zu erbauen und für alle Lehrer zu beschaffen. Aber es ist doch etwas Gewaltiges, daß in einem Lande, wo noch vor 70 Jahren fast kein Mensch lesen konnte, heute mehr als 100 000 Schüler

das Hauptnahrungsmittel, besonders in den mittleren Provinzen des Reiches ist.

Auch auf die politischen Beziehungen hat das Christentum einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Vor der Ankunft der Missionare war auf der Insel des Kriegsführens und Blutvergießens kein Ende, die ganze Hovanation galt für blutdürstig und grausam. Seit der Einführung des Christentums herrscht im wesentlichen Frieden auf der Insel, und wo einmal Krieg geführt wird, da geschieht es mit Menschlichkeit. Die Sakalaven, die noch meist heidnischen, negerartigen Bewohner der Westküste, gaben ihrem Erstaunen über diese



Madagassen-Dorf.

allein in den evangelischen Missionschulen unterrichtet werden. Von tiefgreifenden Folgen war auch die 1877 beschlossene Aufhebung des Sklavenhandels und die Befreiung der von Afrika aus bis dahin massenhaft eingeführten Sklaven. Allerdings besteht die Einrichtung der Hausflaverei noch, und sie ist so tief mit allen sozialen Verhältnissen des Landes verwachsen, daß ihre Aufhebung noch auf lange hinaus auf unüberwindlichen Widerstand stoßen wird. Aber das Christentum hat doch auch in dieser Richtung sittigend gewirkt. Unser Bild S. 104 zeigt eine fröhlich plaudernde Gruppe solcher Hausflavinnen beim Reisstampfen, einer ihrer Hauptbeschäftigungen, da der Reis

Veränderung einmal bezeichnenden Ausdruck: „Was ist denn das für eine Religion, die Ihr jezt habt? Früher machtet Ihr alles zu Sklaven, schluget alles nieder und raubtet; jezt laßt Ihr unsere Weiber und Kinder in Frieden und bezahlt bar, was Ihr kauft!“ Als einmal ein Strafzug gegen die räuberischen Bara im Südwesten der Insel unternommen wurde, entließ der Minister das abziehende Heer mit folgenden Worten: „Bedenkt, daß ihr jezt als Christen, nicht als Barbaren auszieht, und hütet euch vor den Grausamkeiten früherer Tage.“ Der General gab strengen Befehl, daß im Feindeslande nicht geplündert werde, auch ließ er alle Lebensmittel

ehrlich bezahlen. Einige Frauen und Kinder, welche habgierige Soldaten zu Gefangenen gemacht, um sie als Sklaven zu verkaufen, wurden zurückgegeben. Diese ungewohnte,

wurde er huldvoll empfangen und mit reichen Geschenken zu seinen Landsleuten zurückgesandt. Wenige Monate später kam er zum zweiten Mal, um sich von den



Rönigin Ranavalona III. (seit 1833 Königin von Madagaskar.)

den Räubern fast unbegreifliche Milde machte einen so tiefen Eindruck auf die Bara, daß sie sich freiwillig unterwarfen. Einer ihrer Häuptlinge zog mit dem heimkehrenden Heere nach Antananarivo. Hier

gütigen Siegern Prediger dieses Christentums zu erbitten, das bei ihnen so wunderbare Änderungen hervorgebracht. Wenn die Franzosen aus Anlaß ihrer rechtlosen Unterjochung der Insel es so

darstellen, als ob in Madagaskar noch ganz wilde und heillose Zustände herrschten, so widersprechen dem sogar die Berichte ihrer besten Reisenden, die sich jahrelang auf Madagaskar aufgehalten haben; diese erkennen unumwunden die gewaltigen Fortschritte an, welche die Hovas in den letzten drei Jahrzehnten zu geordneten, christlichen Zuständen hin gemacht haben.

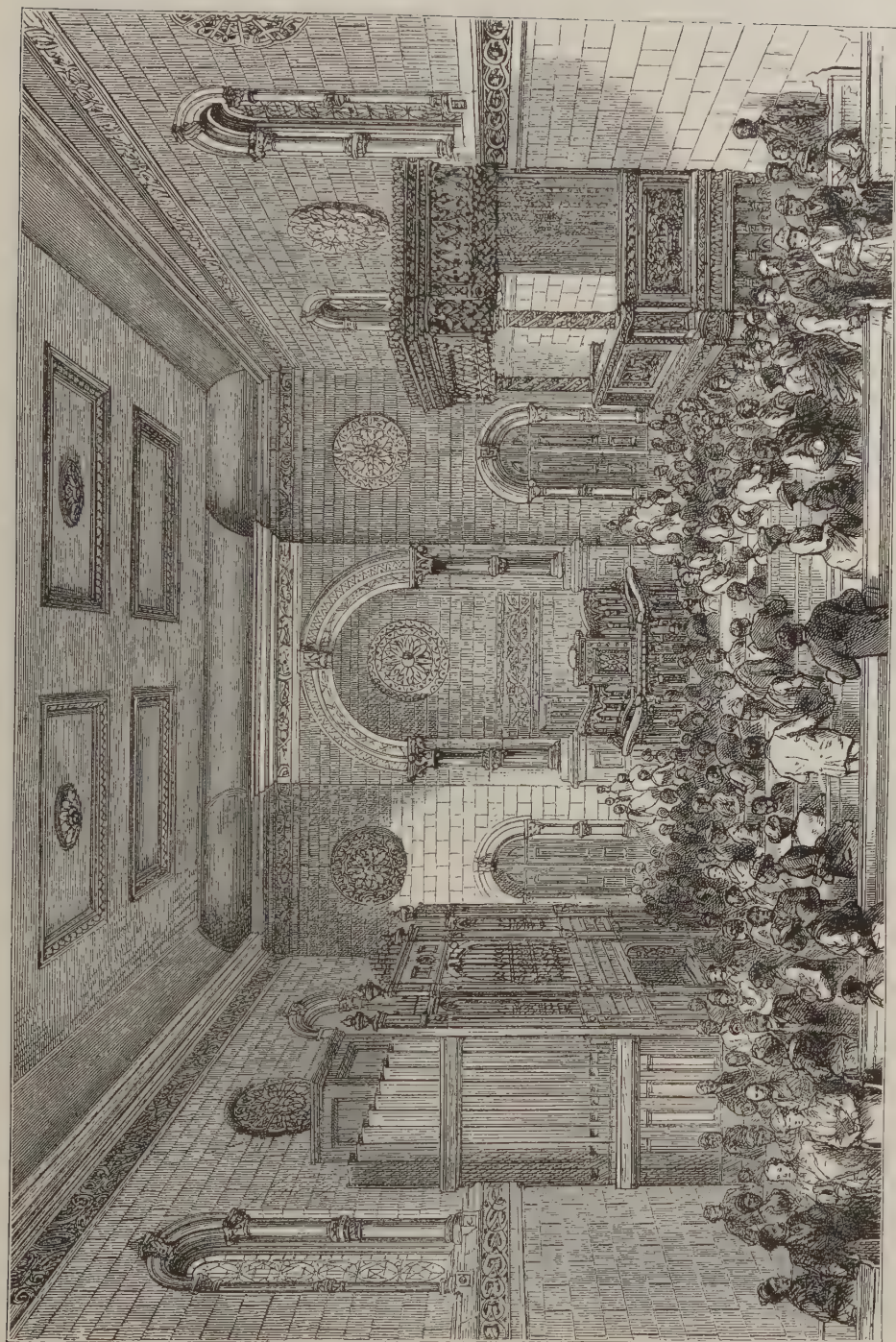
Fragen, alle Verhältnisse werden nach diesem Maßstab gemessen und beantwortet. „Nichts hat,“ schreibt einer der Missionare, „hier wohl tiefen Eindruck auf mich gemacht als die allgemeine Achtung, in welcher die heilige Schrift bei den Madagassen steht. Zwar steht der Missionar selbst auch in hohem Ansehen, und sein Urteil gilt natürlich viel; doch sind die



Reisstampfende Sklavinnen.

Aber das sind doch alles nur erst die von oben herab und von außen her erfolgenden Wirkungen der Christianisierung. Viel wichtiger sind für uns als Missionsfreunde die von innen heraus sich wirksam erweisenden Kräfte des Wortes Gottes. Und das ist ein besonders hervorstechender und erfreulicher Zug an den Christengemeinden Madagaskars, daß das Wort Gottes in so hohem Ansehen steht. Alle

Leute keineswegs mit des Missionars „eigenen Worten“ zufrieden gestellt. In allen Glaubensfragen verlangen sie, daß derselbe seine Lehre und Handlungsweise durch einen Nachweis aus der Bibel rechtfertigen soll. Erst vor einigen Tagen besuchte ich mit mehreren eingeborenen Freunden eine Landgemeinde, um die Leute wegen schwerer Vernachlässigung einer gewissen christlichen Pflicht zur Rede zu stellen. Nachdem wir



Inneres der Schloßkapelle in Putnamarino.

den Zweck unsers Besuches mitgeteilt hatten, stand der erste Diakon der Gemeinde auf, zeigte nach der offen auf der Kanzel liegenden Bibel und sagte: „Tompokoô (meine Herrn), hier ist Gottes Wort. Wenn wir unrecht gethan haben, zeigt es uns aus diesem Buche, dann werden wir unsere Sünde bereitwillig gestehen und ablegen.“

Dieser Ehrfurcht vor der Bibel entspricht der Eifer, mit welchem dieselbe gekauft wird. Als einst angezeigt ward, daß eine neue Sendung von 40 Kästen Bibeln angekommen sei, war der Zudrang der Käufer so groß, daß man zuerst nur etliche Exemplare für die entfernten Gegenden zurücklegen mußte — und bald war der ganze Vorrat verkauft. Von einem Mann

Aber auch in der strohgedeckten Dorfskapelle mit dem Glöcklein daneben auf einfachem Holzgerüst kann Gotts Ehre wohnen, wenn er im Geist und in der Wahrheit angebetet wird. Bisweilen freilich müssen sich die madagassischen Christen noch recht armselig behelfen. Ein Missionar erzählt von einem solchen dürftigen Gottesdienst: „Wir traten in das Haus ein durch die Küche, in der auf dem Boden ein Feuer brannte, welches das ganze Haus mit Rauch erfüllte. In einem innern Gemach, das durch eine auf dem Fußboden stehende Lampe erhellt war, saßen etwa 30 bis 40 Personen. Von Zeit zu Zeit wurde das Licht durch ein kleines Mädchen angefaßt, indem es ein Stückchen Holz in einen bereitstehenden

Fettvorrat tauchte und dann mit den Fingern das an dem Holz hängen gebliebene Fett ausdrückte. So oft unser Begleiter eine Stelle aus der Bibel vorlesen wollte, mußte er sich auf seine Knie herunterlassen und das Buch an die so niedrig stehende Lampe halten!“

Wir haben in dieser kurzen Schilderung der Zustände des christlichen Madagaskar mehr die erfreulichen Seiten in den Vordergrund treten lassen; wir haben dabei fast



Dorfskapelle auf Madagaskar.

wird erzählt, daß er 60 Meilen weit reiste — dreizehn Tagereisen, — um in der Hauptstadt Bibeln zu kaufen; er begnügte sich nicht mit einer, sondern lud auf seine Schultern, soviel er tragen konnte, und schleppte die schwere Last zu seinen heilsbegierigen Landsleuten auf der entlegenen Südostküste.

Entsprechend diesem Hunger nach Gottes Wort sind die Gottesdienste fast ausnahmslos sehr gut besucht. Unser Bild auf S. 105 führt uns in eine der schönen, großen Kirchen der Hauptstadt, gewiß könnte sie mit ihrem würdigen Altar, ihrer großen Orgel, ihrer ganzen noblen Ausstattung den Vergleich mit einer unserer hauptstädtischen Kirchen aushalten. Selbstverständlich erfreuen sich nicht alle Orte einer so schönen Kirche.

ausschließlich Thatfachen reden lassen, um nicht den Schein zu erwecken, als schilderten wir zu rosig, zu ideal. Wir dürfen nicht verschweigen, daß noch tiefe, schwarze Schatten in dem Bilde dieser Christengemeinden zurückbleiben. Die Hovas sind nach dem übereinstimmenden Urteil der Missionare und der Reisenden ein leichtsinniges, oberflächliches Volk, voll Verstellung, Lug und Trug; abergläubisch, unmäßig und unkeusch; wetterwendisch und charakterlos. Es wäre ein unbegreifliches Wunder, wenn aus einem sittlich so tief stehenden Volk in einem Menschenalter Heilige werden sollten; wir müssen uns die tiefen Schatten vergegenwärtigen, welche auch auf den am meisten vom heiligen Geist durchwehten apostolischen Gemeinden

übrigblieben; wir dürfen auch wohl an die zum Teil mangelhaften Zustände unserer Volkskirchen denken. Aber das ist klar, der Sauerreig des Evangeliums ist reichlich

und kräftig in das Volksleben Madagaskars gemischt und bewährt auch dort seine heiligenden Kräfte.

Aus der Arbeit einer deutschen Missions-Lehrerin in Kapstadt.

Von P. v. B.

Der Zweig unserer Mission, in dem ich¹⁾ am meisten beschäftigt war, bestand in der Arbeit an den Kaffern, welche aus verschiedenen Stämmen sich in der Nähe der Kapstadt sammelten. Sie arbeiteten dort in der Regel einige Jahre und ersparten Geld, mit dem sie alsdann wieder in ihre Heimat zurückkehrten, Vieh anschafften und sich häuslich niederließen. Als ich zuerst nach der Kapstadt hinaus kam, war es der Brauch, daß solche junge Leute sich in Außenplätzen vor der Stadt niederließen, wo man sie in ehemaligen Sklavenhütten oder sonstigen ärmlichen Gebäuden für ein Geringes wohnen ließ. Der Übelstand war, daß diese Kaffer-Arbeiter, von ihren Familien getrennt und von der Aufsicht ihrer Häuptlinge los, jede heimatische Sitte vergaßen und völlig verwilderten. Denn leider gewöhnten sie sich bald in den elenden Branntweinbuden an den Hafenplätzen den Trunk an.

Da wir aber gerade deshalb fanden, daß dort eine neue Missionsarbeit nötig sei, und da keiner unserer Missionare für diese Arbeit Zeit hatte, so machte ich mich an einem Sonntag Morgen zu dem ersten Besuch

bei diesen armen Leuten auf; ich nahm einige Knaben, Söhne von Europäern und Mitglieder des englischen Kirchenchors, mit mir, sowie einen Kaffern, welcher gut Englisch verstand, als Dolmetscher. Wir standen bald auf dem großen, grasbewachsenen Platz, wo ziemlich entfernt von allen sonstigen Wohnungen unter großen, schattigen Bäumen eine lange Reihe von Hütten stand, die meistens keine Fenster, sondern nur Thüren hatten und mehr Ställen als Häusern glichen. Tiefe Stille, kein menschliches Wesen war zu sehen. Wahrscheinlich schliefen sie noch ihren Rausch vom vorigen Tage aus. Wir begannen mit sanfter Stimme ein geistliches Lied zu singen; da alle Naturvölker die Musik lieben. Jetzt öffnete sich hier eine Thür und da eine; wollige Köpfe mit dunkelbraunen Gesichtern guckten heraus, und bald kroch einer von den Kaffern nach dem anderen aus der Thür und setzte sich auf dem Boden nieder, — es waren wohl zwischen 20 und 30.

Hoffnungsvoll sahen diese ersten Heiden, an denen ich arbeiten sollte, nicht aus. Struppig und schmutzig, vom Kopf bis zu den Füßen mit Fett eingeschnürt, die meisten nur notdürftig in eine wollene, rote Decke gehüllt, viele mit blödem, halbtrunkenem Ausdruck im Gesicht, so starteten sie verwundert ihre unerwarteten Besucher an. Jetzt galt es anzufangen; ich begrüßte sie also durch meinen Dolmetscher, verteilte dann einige Päckchen Tabak, welche mit freundlichem Lächeln angenommen wurden, und sagte dann, daß ich Liebe und Teilnahme für das Volk der Kaffern habe und sie gern zuweilen besuchen möchte, wenn es ihnen recht sei; ich könne ihnen auch allerlei Neues erzählen, wenn sie mich anhören wollten. Sofort stand einer der Leute, ein schöner, langer Mann, auf und schickte sich an, den Sprecher zu machen, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist.

¹⁾ Die Verfasserin stand im Dienst einer englischen Mission. Eine deutsche Missionsleitung würde einer unverheirateten jungen Dame nicht eine so selbständige und verantwortungsvolle Arbeit an Männern übertragen haben. Nach deutschen Anschauungen hat Frauen-Missionsarbeit nur unter Frauen Recht und Gewähr des Erfolgs. Die Engländer urteilen in dieser Hinsicht freier. Auch die Vorliebe für englische Gottesdienstordnungen erklärt sich aus dieser Stellung der deutschen Verfasserin. Wir hoffen, daß trotz dieser kleinen Ausstellungen der lebensvoll und anschaulich geschriebene Artikel gern gelesen wird. Da Kapstadt der Ausgangspunkt aller Missionsunternehmungen für Südafrika ist und als solcher in der Missionsgeschichte Südafrikas eine große Rolle spielt, benutzen wir die Gelegenheit, um unsern Lesern die malerisch am Fuße des Tafelbergs gelegene Stadt im Bilde vorzuführen.

Er sagte: „Wir wissen, daß die weißen Leute viele Dinge kennen, die uns verborgen sind, und wir lernen gerne etwas Gutes.“

Darauf begann ich ihnen von Gott zu erzählen und dem Werk seiner Schöpfung, einfach und an die sichtbare Welt, die uns umgab, anknüpfend, wie man es etwa Kindern erzählen würde. Nach einiger Zeit hielt ich an und fragte: „Glaubt ihr, was ich euch hier erzähle?“

„Nein,“ antwortete der Sprecher, „wir können nicht glauben, daß Gott lebt; denn wir haben ihn nicht gesehen, wir sind zu höflich, um mit dem Gesicht zu lachen, aber

„Ja gewiß,“ sagten sie, „wir hören gern zu; aber bring uns auch wieder Tabak mit.“

Nun wiederholte ich jeden Sonntag meinen Besuch (den Tabak vergaß ich auch nicht) und ging weiter in die Schöpfungsgeschichte ein; ich brachte große, farbige Bilder mit, den Sündenfall und die Sündflut darstellend. Die Zahl meiner Zuhörer wuchs jeden Sonntag durch Zufluß aus fernerliegenden Kafferhütten, und die Aufmerksamkeit wurde immer größer. Als ich am sechsten Sonntag mich zum Aufbruch wendete, standen neun Männer auf und traten vor. „Was wollt ihr?“ — „Wir glauben jetzt an den Gott, der Himmel



Kapstadt mit dem Tafelberg.

wir lachen in unserm Herzen über alles, was du sagst.“

„Was glaubt denn ihr,“ frug ich weiter, „wer hat die Berge und Thäler, die Bäume und Pflanzen und alles, was sonst auf dem Felde wächst, erschaffen?“

„Wir denken, die englische Regierung,“ war die Antwort; „darum müssen wir Steuern von unserm Lande zahlen.“

Hier war jungfräulicher Boden, — eine Schar von wirklichen Heiden, an denen ein rechtes Missionswerk gethan werden konnte. Ehe ich Abschied nahm, frug ich die armen Leute, ob ich nächsten Sonntag wiederkommen und ihnen mehr erzählen solle.

und Erde gemacht hat.“ — Das war der erste Lichtstrahl. Bald schlug ich den Leuten vor, ich wollte denen, die mehr zu lernen wünschten, alle Abend eine Schule halten, wo ich sie im Englischen, im Lesen und Schreiben und anderen guten Dingen unterrichten würde. Das wurde freudig angenommen, denn die Kaffern sind von Natur lernbegierig. Wir richteten nun einen großen, alten Schuppen, der halbwegs zwischen unsrer Vorstadt und den Kafferhütten lag, zur Schule ein. Jeden Abend um 7 Uhr, wenn ich wußte, daß die Männer von der Arbeit zurück waren und gegessen hatten, stellte ich eine Lampe ans Fenster, deren Schein sie

von ferne sehen konnten, und dann kamen sie: erst 6, dann 12, dann 20, dann 30 und 40. Sie kamen Tag für Tag und lernten, daß ihnen der Kopf rauchte. Ja es war rührend, mit welchem Eifer diese großen Kinder der Wildnis sich mit den ersten Grundlagen der Civilisation vom A-b-c an abmühten. Natürlich war die Schule unentgeltlich, und die nötigen Bücher schafften wir auch an. Der Hauptlehrgegenstand war, wie sich von selbst versteht, die Religion, und wir schlossen immer mit einem Gebet, das natürlich zuerst nur aus wenigen, einfachen Worten bestand. — Aber so glatt und leicht, wie es sich hier

nicht wieder; so hielt ich es eben aus, bis ihnen allmählich selbst ein Licht aufging und sie anfangen, sich zu waschen und abends die Kleider zu wechseln. Und dann, eine Schwierigkeit, welche jeder Europäer zuerst in Afrika zu überwinden hat, mir sahen durchaus alle dunkeln Gesichter gleich aus, und ich konnte in der ersten Zeit die Leute nicht unterscheiden. Ich kannte sie nur an ihren Jacken, und hatte einer eine andere Jacke an, so war er mir wieder in der Menge meiner Schüler verloren gegangen. Das überwindet man erst allmählich. Aber man denke sich die Schwierigkeit, unter einer Zahl von 40 oder 50 mit dunkeln Ge-



Aus der Umgegend von Kapstadt.

(Einzelne Gehöfte und Kaffern-Arbeiterwohnungen; im Hintergrunde die großartige Felspartie „Die zwölf Apostel“.)

liest, gehen diese Anfänge eben doch nicht ab. Ich erinnere mich noch wohl der vielen Schwierigkeiten, durch die wir hindurch mußten. — Zuerst der Schmutz, das Fett und das Ungeziefer, mit denen meine Schüler bedeckt waren, dazu der entsetzliche Geruch, spotten jeder Beschreibung. Sie hatten eben keine anderen Kleider als die, in denen sie alle Tage zu ihrer schmutzigen Hafenarbeit gingen. Und doch durfte man ihnen nur sehr vorsichtig, in der zartesten Weise andeuten, daß Wasser und Seife ihnen nützlich sein würden; denn ein Kaffer ist sehr empfindlich und leicht in seiner Ehre verletzt. Und forttreiben durfte ich sie doch

sichtern jeden einzelnen zu unterscheiden. Und doch verlangten sie das; denn sie zeigten bald eine rührende Anhänglichkeit an mich, ihre weiße Mutter, wie sie mich nannten, sowie an meine Gehilfen und fühlten sich tief gekränkt, wenn wir nicht von jedem einzelnen Notiz nahmen und uns all seiner Verhältnisse erinnerten. Eine Bedingung hatte ich von Anfang für jeden gemacht, der die Schule besuchen wollte: Er durfte vorher kein starkes Getränk genossen haben; und im ganzen hielten sie dieses Übereinkommen treulich. War einer der Versuchung wieder einmal erlegen, so blieb er aus der Schule fort, oft wochen-

lang, bis er endlich doch wieder zurück verlangte. Er schickte aber in solchem Fall vorsichtigerweise erst eine Deputation an mich. „Tommy würde gerne wieder in die Schule kommen, aber Missi solle doch so gut sein und nicht sagen: Tommy, ich habe dich ja lange nicht gesehen, sonst schäme er sich.“ Also ich willigte ein, und am nächsten Abend erschien der Abtrünnige wieder, setzte sich an seinen Platz, als ob er nie gefehlt hätte.

Bald wurde unser Lokal zu klein, und da wir die Übelstände der elenden Arbeiterkolonie weit draußen immer mehr erkannten, so mieteten wir ein schönes, großes Haus in unser Vorstadt, das wir zu einem Arbeiterheim für Kaffern einrichteten. Eine prächtige, große Halle in der Mitte ward zur Schule eingerichtet, die Wände wurden mit farbigen, biblischen Bildern geschmückt, und wir schafften sonst alles an, was zu einer guten sechsklassigen Schule gehört. Wir hatten ein Klassenzimmer für den Religionsunterricht der einzelnen Abteilungen, ein Speisezimmer, eine große Küche mit Vorratskammer und fünf Schlafzimmer, in denen wir 18 Leute bequem aufnehmen konnten. In der Nachbarschaft mieteten wir später noch einige nette, kleine Häuser, die dazu gehörten. Ein gebildeter Kaffer aus der Katechetenschule zu Dmtata zog ein, um als Vorsteher und Dolmetscher zu dienen, und dann wurden die Kaffern eingeladen, gegen eine kleine Mietzahlung ihre Wohnung bei uns zu nehmen. Anfangs waren sie etwas scheu; die Reinlichkeit und Schönheit der Zimmer, die weißen Betttücher und Kissenbezüge und die Nachbarschaft so vieler Europäer schienen sie zu ängstigen. Aber sobald erst einmal ein paar den Versuch gemacht hatten, kamen die anderen nach, und bald waren alle Räume gefüllt. Unsere Freunde prophezeiten Unheil; denn sie konnten nicht glauben, daß diese wilden Elemente sich so schnell würden in eine civilisierte Hausordnung fügen können. Aber siehe da, es ging gut, unsere kühnsten Erwartungen wurden übertroffen. Das freundliche Verhältniß, welches schon vorher zwischen uns bestand, die Liebe und Geduld, die wir den Leuten entgegenbrachten, und das starke Nachahmungstalent der Kaffern thaten das Ihre. Nach einigen Monaten hatten wir unser Arbeiterheim in der schönsten Ordnung. Die Insassen lebten in Frie-

den miteinander, und einige einfache Hausregeln, welche wir vorher mit ihnen selbst beraten hatten, wurden gewissenhaft gehalten. Die Abendschule gedieh mehr und mehr, und in einer dunkeln Seele nach der andern ging das Licht der ewigen Wahrheit auf, bis sich fast alle zum eigentlichen Taufunterricht meldeten. — Bei diesem Unterricht war die Menge der Kafferdialekte, mit denen wir es zu thun hatten, eine große Unbequemlichkeit; unsere Leute kamen ja aus vielen verschiedenen Gegenden, so daß es für uns ganz unmöglich war, alle ihre Sprachen zu lernen. Man mußte sich eben mit mehreren Dolmetschern helfen, deren jeder einen Haupt-Dialekt sprach, den wieder verschiedene Stämme verstanden. Jeden Abend unterrichtete ich dann eine oder zwei solcher Abteilungen in meinem Klassenzimmer — außer dem ganz einfachen allgemeinen Religionsunterricht, den ich in der Halle vor dem Abendgebet erteilte. Es ging unter diesen Umständen langsam, aber sicher vorwärts. Die Leute waren meist sehr verständig, und obgleich sie schwer wörtlich auswendig lernten; weil sie das nicht gewohnt waren, so half ihnen ihr wißbegieriges Fragen und aufmerksames Zuhören zu der nötigen Kenntnis des Christentums. Seltsam erschien es zuweilen, wenn man zu ihnen von den ernstesten Dingen redete und sie plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrachen; aber bald erfuhr ich, daß dies nicht Spott bedeutete, sondern Verwunderung oder Freude; und so gewöhnte ich mich daran. Wir thaten das Unsere, und Gott that das Beste dabei; und am Ende eines Jahres hatten wir das Glück, die sieben Erstlinge unserer Arbeit zur Taufe bereit zu sehen. Taustage sind immer Fest- und Freudentage in einer Mission und besonders die ersten Taustage in neubegonnenen Zweigen der Arbeit. In den Missionen der englischen Kirche, glaube ich, sind die Heidentaufen besonders feierlich durch das eigentümlich schöne Ritual. Die englische Kirche hat von jeher vorgeschrieben, daß Täuflinge untergetaucht werden sollen; und obgleich in England selbst dies der klimatischen Verhältnisse wegen fast ganz außer Gebrauch gekommen ist, so hält man doch in heißen Ländern neuerdings wieder streng darauf. In Missionsstationen auf dem Lande tauft man

womöglich in einem Fluß oder See. Da sich dies aber in der Nähe einer Stadt nicht wohl thun läßt, war unsere kleine St. Philipps-Kirche für die Mission vom Vorstand gleich mit einem Taufbrunnen gebaut worden. An der Nordseite gleich neben dem Eingang war ein zweiteiliges Bassin angelegt, zu dem einige Stufen hinunter führten. Gewöhnlich war dasselbe so überdeckt, daß man es gar nicht bemerkte. Sollte aber eine Taufe sein, so hob man den Deckel ab und füllte die eine Hälfte des großen Bassins durch eine Wasserleitung. Die Täuflinge, welche sich nach bestandener Prüfung durch Fasten und Ge-

der 42. Psalm gesungen „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu Dir.“ Dann folgte eine Ermahnung an die Täuflinge, welche der Dolmetscher in Kossa, die von den meisten einigermaßen verstandene Kaffersprache, übersetzte. Darauf trat einer der Täuflinge nach dem andern vor den Pfarrer und widersagte zuerst nach Westen gewendet dem Teufel und allen seinen Werken und all seinem Wesen; darauf sich nach Osten kehrend, bekannte er den christlichen Glauben, begehrte die Taufe und versprach, mit Gottes Hilfe ihm treu und gehorsam zu sein sein Leben lang. Nun führte ihn der Täufer



Kapstadt.

(Blick über die Stadt und die Vorstädte längs des Gestades.)

bet mit großem Ernst auf die heilige Handlung vorbereitet hatten, erschienen in der Kirche in lange Gewänder von dunkelbraunem Baumwollstoff gekleidet und nahmen an einer Seite des Taufbrunnens Platz, ihnen gegenüber stand der Gesangchor, an den Stufen der Geistliche mit seinem Assistenten, und an der vierten Seite des Brunnens befanden sich die Taufzeugen. Da unsere Taufen immer im Abendgottesdienst am Vorabend des Weihnachts- und Osterfestes stattfanden, so war unser Kirchlein jedesmal von einer großen Menschenmenge gefüllt, unter der besonders die anwesenden Heiden stets einen tiefen Eindruck empfingen. Zum Eingang wurde immer

hinunter in das Wasser, wo er niederkniete und dreimal ganz untergetaucht wurde im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Auf den Stufen wurde ihm beim Heraussteigen ein langer, weißer Mantel als Symbol der neuen Geburt umgehängt, und so wurde er von seinem Zeugen zum Umkleiden in die nahegelegene Sakristei geführt. Wenn alle getauft waren, stimmten der Chor und die Gemeinde Loblieder an.

Am Schluß derselben erschien dann wieder der Zug der Neugetauften, alle ganz weiß gekleidet mit blühenden Myrthensträußen an der Brust, um nun vor dem Altar stehend feierlich in die Kirche Christi

aufgenommen zu werden, wie es der zweite Teil der anglikanischen Taufliturgie vorschreibt. Wenn mit den üblichen Gebeten der Gottesdienst zu Ende war, entstand jedesmal in der Sakristei eine jubelnde Freude, wobei unsere Leutchen gar kein Ende finden konnten mit Händeschütteln, Umarmen und Glückwünschen. Und die neuen Namen, mit denen nun zuerst die Neugetauften angeredet wurden, und die man ja nicht wieder vergessen durfte! Von der Kirche begaben wir uns dann in eine unserer Privatwohnungen, wo ein kleines Festmahl stattfand, an dem die neuen Christen mit den Geistlichen und denen, die sie unterrichtet hatten, teilnahmen zum Zeichen, daß wir nun Glieder einer Familie und Kinder eines Vaters waren. Das waren Freudensunden, wie man sie niemals reiner und schöner erleben kann. Ehe wir uns am späten Abend trennten, wurde dann einer der Neugetauften aufgefordert, im Namen aller ein Dankegebet zu thun; und die Inbrunst und Andacht, welche dann mit der glühenden Beredsamkeit, die dem Kaffer eigen ist, von den Lippen des Betenden strömte, dürfte unter europäischen Christen kaum ihresgleichen finden.

Nun wird meinen Lesern aber die Frage nahe liegen: „Wie war der Fortgang eines so schönen Anfangs, und hielten diese Jünger Christi in den Versuchungen des Lebens stand?“ — Nun, die Versuchungen eines bekehrten Heiden sind größer, als wir uns hier zu Hause denken können; denn durch die Taufe ist er oft von Angehörigen und Freunden geschieden. Im Rat seines Häuptlings darf er nicht mehr sitzen, wenn er die heidnischen Gebräuche verlassen hat; aus Familienfesten und öffentlichen Spielen, wo den Geistern Opfer gebracht werden und der Zauberer eine Rolle spielt, kann er nicht mehr teilnehmen. Und doch ist der Kaffer von Natur überaus anhänglich an Verwandte und Standesgenossen. Da giebt es manches Herzweh zu überwinden, manche, die bei uns Christen wurden, zogen es deshalb vor, sich ganz bei uns niederzulassen. Andere gingen zeitweise nach Hause und besuchten uns alle Jahre wieder. Von denjenigen, welche genötigt waren, ganz in ihr Land zurückzufahren, hielten einige sich treu und gut und wurden ihrem Volk zum Segen; andere

fielen ins Heidentum zurück. Aber im ganzen würden unsere Missionschriften sehr wohl den Vergleich aushalten mit europäischen Gemeinden. Während war es, den Eifer zu sehen, mit welchem sie verlangten, anderen zu dem Licht zu verhelfen, welches sie selbst empfangen hatten. Wenn ich Sonntags ausging, die umwohnenden heidnischen Kaffern zu besuchen, schloß sich mir immer eine Schar unserer Christen an, entweder um einen Gesangschor zu bilden, oder um meinen Belehrungen ihr Zeugnis beizufügen, wie glücklich sie durch den Glauben geworden seien. Drei von jenen sieben, die zuerst getauft wurden, baten, nachdem sie sich längere Zeit bewährt hatten, daß man sie als Missionsgehilfen ausbilden möchte, und einer von diesen wirkt nun schon seit Jahren mit großem Segen im Maschonalande.

Ein Herr in Kapstadt, welcher jahrelang einen dieser Kafferchristen als Kutscher in seinem Dienst hatte, erzählte mir folgendes über ihn. Eines Tages waren dem guten Jack auf einer belebten Straße die Pferde durchgegangen und hatten Schaden angerichtet. Der Kutscher war durch die herbeieilende Polizei ins Gefängnis abgeführt worden, wo er zwei Tage bis zur Untersuchung der Sache festgehalten werden sollte. Als dem Herrn Pferd und Wagen nebst der Nachricht von dem Unfall überbracht wurden, eilte er sogleich zu der betreffenden Behörde, um seinen ihm besonders werten Diener zurückzuverlangen, indem er sich für dessen Erscheinen bei dem Verhör verbürgte. Er wurde in das polizeiliche Lokal geführt, um sich seinen Jack zu holen. Er fand ihn zu seinem Erstaunen im Kreise der anderen Arrestanten sitzen, wie er sein Neues Testament in der Hand die Evangeliengeschichten vorlas und erklärte. „Wie ein Apostel im Gefängnis,“ sagte der Herr. Als sie auf dem Heimweg waren, meinte Jack, es sei fast schade, daß der master ihn schon abhole, er habe gehofft, in den zwei Tagen ein paar heidnische Arrestanten zum christlichen Glauben zu bringen. Als ich einst in der Abendschule unseren Leuten aus einer Missionszeitung die Geschichte der Blutszeugen von Uganda vorlas, fragte ich sie am Schluß: „Was meint ihr wohl, wenn eine solche Verfolgung auch über euch käme, würdet ihr auch so für euren Glauben sterben können?“

Und die ganze Versammlung antwortete mit einer Stimme: „Ja, wir könnten es!“ — Ich glaube, sie sagten die Wahrheit, wenigstens die meisten unter ihnen. Es

blüht eben auf den Missionsfeldern ein Glaubensfrühling auf, so kindlich einfach und doch so ernst und tief, wie er bei uns längst vergangen ist.

Die internationale Missionskonferenz für Studenten zu Liverpool.

Von Lic. Dr. Clemen in Halle a. S.

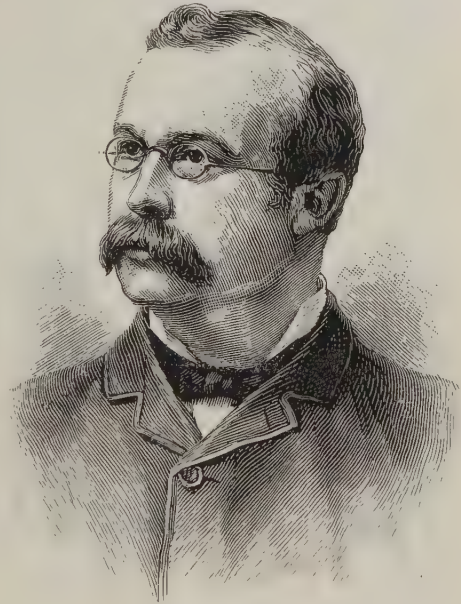
Es schien wenig Aussicht auf Erfolg zu haben, als am Ende vorigen Jahres unsre deutschen studentischen Missionsvereine eingeladen wurden, vom 1.—5. Januar 1896 zu einer internationalen Konferenz nach Liverpool zu kommen. Denn obgleich die englischen Studenten ihren deutschen Kommilitonen freies Quartier zusicherten und außerdem sogar einen Teil ihrer Unkosten zu vergüten versprachen, war es ein etwas abenteuerlicher Gedanke, mitten im Winter auf einige Tage nach England zu reisen. Gleichwohl entschlossen sich etwa fünfzehn Studenten, Kandidaten und angehende Missionare der Einladung Folge zu leisten, und Schreiber dieses hatte die Freude, die Halle'schen Deputierten begleiten zu dürfen.

Um auch von London wenigstens einiges sehen zu können, hielten wir uns zunächst hier einige Tage auf und besuchten die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt, besonders die St. Pauls Kathedrale und die Westminsterabtei, dieses Nationalheiligtum des englischen Volks, das allein schon eine Reise nach London verlohnt. Es ist eine prachtvolle gotische Kirche, in deren Seiten- und Querschiffen die großen Toten der Nation begraben liegen, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte und Künstler, Shakespeare und Gändel, Wesley und Darwin. Dann ging's mit der unterirdischen Eisenbahn nach Whitechapel, dem bekannten Armenviertel im Osten der Stadt.

Der Sylvesterabend vereinigte uns mit manchen lieben, alten Freunden zum Gottesdienst in der Kirche des deutschen Hospitals, in der ich früher ein Jahr lang hatte predigen dürfen. Nachdem wir nach dem traulichen deutschen Vereinshaus zurückgefahren, wachten wir noch mit den dortigen Freunden in das neue Jahr hinein, um dann am nächsten Morgen mit zahlreichen englischen Studenten und Studentinnen nach Liverpool zu fahren.

Unterwegs machten wir manche angenehme Bekanntschaft und erfuhren über die englisch-amerikanische Missionsbewegung unter den Studenten manches Interessante.

Es war im Winter 1884/85, als sieben junge Engländer, zumeist Studenten der Universität Cambridge, die wichtigsten Hochschulen in Großbritannien besuchten und überall unter den Studenten nicht nur den



Luther Wishard.

Missionseifer, sondern auch den religiösen Eifer überhaupt neu belebten. Ein Jahr später kam es auch in Nordamerika gelegentlich einer unter Moody's, des bekannten Evangelisten, Leitung in Mount Hermon, Conn. stattfindenden Studentenversammlung zu einer ähnlichen Bewegung, die sich über die Vereinigten Staaten und Canada ausdehnte. Derjenige, der sich vielleicht das meiste Verdienst um die Ausbreitung dieser hoffnungsvollen Bewegung in Nordamerika

erworben hat, ist Luther Wishard, der unermüdliche Sekretär der amerikanischen „Christlichen jungen Männer Vereine“; er hat drei Jahre lang fast die Welt bereist, um überall das Feuer der Missionsliebe anzuzünden. So wurde 1889/90 die Student's Foreign Missionary Union („Der Studentische Missionsbund“) gegründet, aus der 1892 die Student Volunteer Missionary Union („Der freiwillige Studentische Missionsbund“) hervorging. Gleichzeitig wurde für beide Länder eine gemeinsame Formel aufgestellt, die jedes Mitglied zu unterschreiben hat: It is my purpose, if God permit, to become a foreign missionary. (Es ist mein Voratz, wenn Gott es gestattet, Missionar zu werden.) Daraufhin sind der Vereinigung bis jetzt in Amerika 6—7000 sog. Studenten beigetreten, die wir freilich z. T. nur als Zöglinge höherer Schulen bezeichnen würden; in Großbritannien sind es nach dem letzten Bericht 832 männliche und 206 weibliche. 212 von ihnen sind schon als Missionare hinausgegangen, 66 andere von den Missionsgesellschaften wenigstens angenommen worden, 34 sind zurückgewiesen und nur 22 selbst zurückgetreten.

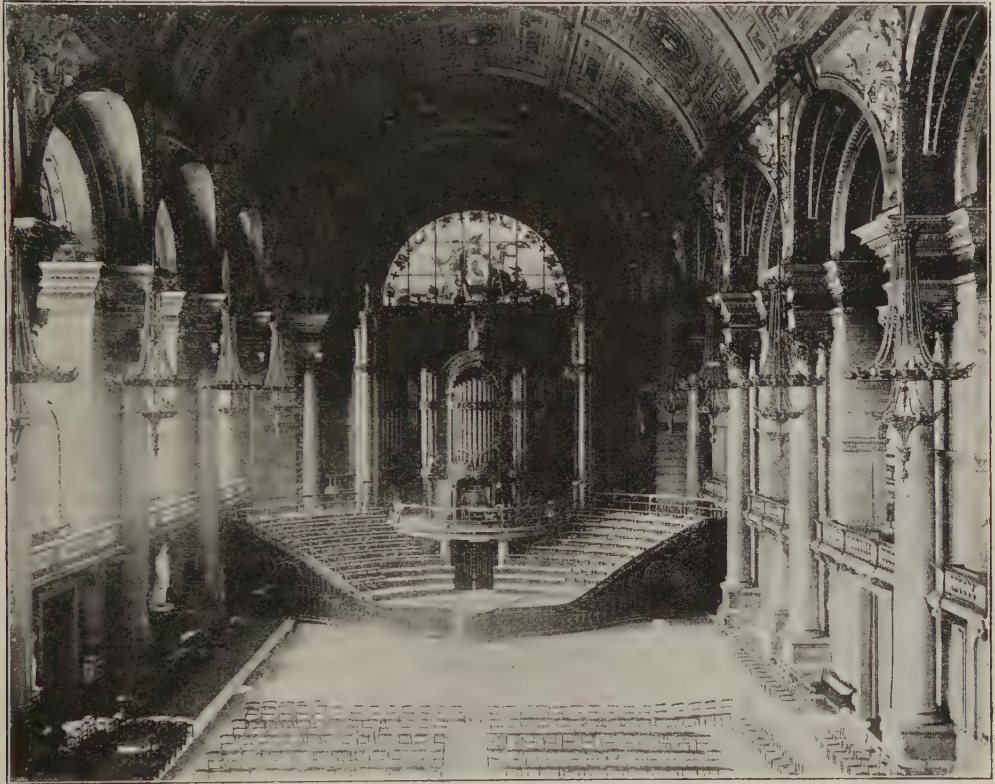
Um diese Bewegung über das ganze Festland von Europa auszubreiten, war für die ersten Tage dieses Jahres eine internationale Missionskonferenz für Studenten nach Liverpool berufen worden. Man hatte gerade dieses wegen seiner centralen Lage gewählt, d. h. weil es diejenige Stadt Europas ist, die auch von Amerika am leichtesten erreicht werden kann. Hier legen die meisten amerikanischen Dampfer an, hier verkehren die Handelsschiffe der ganzen Welt. Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist der Hafen mit seinen vorzüglichen Docks und gewaltigen Speichern, in denen Tausende von Baumwollenballen und Getreidesäcken lagern. Die Straßen sind ziemlich einförmig, wenngleich der bergige Felsengrund, auf dem Liverpool liegt, hier und da einen unerwarteten Ausblick über ein Stadtviertel oder auch einen Teil des Meeres gestattet. In Missionskreisen war die Stadt früher durch ihre Götzenfabriken berüchtigt, die oft auf demselben Schiff, auf dem die Missionare hinaus-zogen, ihre Produkte nach Indien exportierten. Jetzt wurde hier eine der großartigsten Missionskonferenzen abgehalten.

Wir begaben uns gleich nach unserer Ankunft nach den Räumen des christlichen Vereins junger Männer, welche uns unser Bild vor Augen stellt. Dort erfuhren wir Namen und Adresse unserer Wirte, wurden vom Lord Mayor, dem Bürgermeister von Liverpool, mit Händedruck begrüßt und von jungen Damen mit einer Tasse Thee erquickt. Daran schloß sich sofort in der schönen gotischen, mit Guirlanden und Sprüchen geschmückten Versammlungshalle des Vereins die Eröffnungsfeierlichkeit; sie wurde wie alle übrigen Meetings mit Gesang und Gebet eröffnet und geschlossen, sonst aber freier gestaltet als ähnliche Versammlungen bei uns. Die Zusammenkünfte begannen wochentags früh $\frac{3}{4}$ 10 Uhr mit einem kurzen Gottesdienst, dann folgten gleichzeitig mehrere Meetings, in denen über die verschiedensten Zweige der Missionsarbeit Bericht erstattet wurde. Mittags hatten wir Bons für einzelne Restaurants, und für Freitag waren wir, 800—1000 Personen, vom Lord Mayor nach der St. Georges Halle zum Luncheon oder Gabelfrühstück geladen. Nachmittags fanden dann von 3 bis $\frac{1}{2}$ 5 und abends von 7 bis 9 Uhr in der Philharmonie je zwei öffentliche Versammlungen statt, denen gewöhnlich 4—5000 Personen bewohnten, einmal auch besonders für Schuljungen und ein anderes Mal für Schulmädchen. Dazwischen tagten noch allerlei Spezialkonferenzen für Geistliche, Kaufleute, Professoren und für die auswärtigen Abgeordneten von 24 Nationen. Am 4. Januar wurden die letzteren alle auf die Rednerbühne entboten und der Versammlung vorgestellt, die sie durch minutenlanges Beifallflatschen und Hurrahrufen begrüßte. Es machte einen gewaltigen Eindruck, als ihre Vertreter einer nach dem andern Joh. 3, 16 in ihrer Muttersprache bekannten: ein Deutscher, ein Schwede, ein Holländer, ein Schweizer, ein Japaner und ein Chineser. Für die Deutschen sprach Dr. jur. Siemsen aus Berlin. Am Abend desselben Tages fand, den meisten unerwartet, eine Sammlung statt, die aus Beiträgen von einigen Pence bis hundert Pfund im ganzen über zweihunderttausend Mark einbrachte, gewiß selbst für englische Verhältnisse ein schönes Ergebnis.

An dem darauf folgenden Sonntag predigten in den meisten Kirchen der Stadt Vormittags und Abends Mitglieder der

Konferenz. Andre hielten nach Einbruch der Dunkelheit am Wellington=Denkmal in unmittelbarer Nachbarschaft einer socialistischen Versammlung ein open-air-meeting, eine Versammlung auf offenem Markte. Daneben fand nachmittags noch ein „nuggets-meeting“, eine „Goldkörnerversammlung“ statt, so genannt, weil dabei jeder der etwa dreißig Redner und Rednerinnen nur einige Minuten sprechen durfte und in diesen natürlich das Beste zu sagen suchte, das er überhaupt zu sagen wußte. Endlich zu der Schlußfeier

bewegung sehr wohlwollend gegenüber. Sind ihnen doch durch sie so zahlreiche Hilfskräfte zugeführt worden, daß sie schon (glücklicherweise nur vorübergehend) daran dachten, weitere Angebote abzuweisen. Immerhin äußerten ihre Sekretäre im einzelnen manche Bedenken; ja, wenn ich richtig beobachtet habe, vollzieht sich gegenwärtig innerhalb der Kreise der Mitglieder des studentischen Missionsbundes selbst ein Stimmungswechsel, den ich nur mit Freude und Dank begrüßen kann.



Die Versammlungshalle der Liverpooler Missionskonferenz.

am Abend begehrten so viele Einlaß, daß sofort in einem andern Saal eine zweite Versammlung gehalten werden mußte. Zu alle dem war in einem Nebenraum der Philharmonie von den verschiedensten Missionsgesellschaften eine ungemein reichhaltige Sammlung von Missionswerken und -karten aufgestellt, die immer wieder zum Besuch einlud.

Die großen englischen Missionsgesellschaften stellten sich durch den Mund ihrer Vertreter der studentischen Missions-

Als die Bewegung vor zehn Jahren in Amerika ihren Anfang nahm, gab ihr der bekannte Dr. Pierson das Motto, das dann auch von den Engländern angenommen wurde: die Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation. Nicht befehlen (denn das vermöge nur Gott), auch nicht civilisieren (denn das nähme längere Zeit in Anspruch), wohl aber mit dem Evangelium bekannt machen müßte und könnte die Heidenwelt schon die jetzt lebende Christenheit. Denn

auch ihr und zwar jedem von ihr gelte das allgemeine Gebot Christi Matth. 28, 19, das bisher unerfüllt geblieben sei. Sie habe aber auch die Möglichkeit, das nachzuholen infolge der wunderbaren Erleichterung des Verkehrs, der Empfänglichkeit der Heidenwelt und der religiösen Erweckung zahlreicher Kreise, die namentlich die Frauen und die jungen Männer und Mädchen in den Dienst des Reiches Gottes gestellt habe. Dazu kam wohl bei einigen noch die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi, die auch in Liverpool wieder ausgesprochen wurde. Aber im allgemeinen war von der Evangelisation der Welt in der gegenwärtigen Generation nur noch verhältnismäßig selten die Rede. Das alte Motto wurde zwar öfters erwähnt und noch in der letzten Versammlung von Dr. Pierson ausführlich erläutert, aber ohne daß diesen Darlegungen sonderlich viel Beifall gezollt worden wäre. Die meisten standen vielmehr auf Seite derer, die bei aller Anerkennung für die Bewegung doch ihr ursprüngliches Motto verwarfen.

Auch die Art, wie zum Beitritt zum Bunde geworben wird, ist mit der Zeit eine andere geworden. Früher wurde er oft unmittelbar nach der ersten Aufforderung dazu in öffentlicher Versammlung von unreisen Leuten verlangt; jetzt wollte ihn der Vorsitzende der Konferenz, Donald Fraser, erst nach gründlicher Überlegung vollzogen wissen.

Wir müssen dringend wünschen, daß diese großartige Bewegung unter der studierenden Jugend auch nach Deutschland verpflanzt und auf unsern Universitäten

heimisch werde. Aber freilich müßte sie dazu ihr englisch-methodistisches Gewand ablegen. Es ist ja richtig: in Amerika und England ist die Bewegung aus einer methodistischen Erweckung hervorgegangen. In Deutschland dagegen haben wir innerhalb und außerhalb der studentischen Missionsvereine schon längst auch andre Kreise, die sich für die Mission interessieren, und hoffen sehr, daß diese Kreise sich immer weiter ausbreiten und vertiefen werden. Sie alle können und müssen viel von jener großartigen Bewegung in England und Amerika lernen. Sie müssen sich bewußt werden, daß die Mission keine besondere Liebhaberei gewisser Kreise, sondern eine unentbehrliche Lebensäußerung des Christentums ist. Sie müssen erkennen, daß der Missionsberuf kein Beruf ist, für den man sich ausnahmsweise einmal entscheidet, sondern ein solcher, für den sich der wirklich Geeignete ebenfogut entscheiden kann, als für das geistliche Amt. Sie müssen einsehen, daß das Studium der Mission schon auf der Universität keine Privatliebhaberei, sondern ein notwendiger Bestandteil des theologischen Studiums überhaupt ist. Haben das unsre Theologen gelernt, haben sich dann viele für den Missionsberuf entschieden, dann werdet alle Zweige des internationalen studentischen Missionsbundes, auch der deutsche, noch weit besser dem großen Werke dienen können, dem sie alle dienen wollen. Das wäre der schönste Ertrag der Liverpooler Konferenz; Gott gebe, daß wir wenigstens einen Teil davon recht bald erleben.

Dom großen Missionsfelde.

Transvaal und die Berliner Mission.

In der Zeit als die bekannte Depesche unsers Kaisers an den Präsidenten Krüger von Transvaal das große Ereignis des Tages war und die Teilnahme für den kräftigen, südafrikanischen Bauernstaat im Vordergrund des Interesses stand, hatte ich eine längere Eisenbahnfahrt zu unternehmen. Ich saß zusammen mit mehreren Herrn, denen man es ansah, daß sie den gebildeten Ständen angehörten. Wir kamen bald in eine Unterhaltung, und ehe wir es uns versahen, waren wir in einer lebhaften Verhandlung über Transvaal, Cecil Rhodes,

Jameson's Einfall und das edle kaiserliche Telegramm.

„Es wird Sie vielleicht interessieren, meine Herrn“, erzählte ich, „daß ich gerade heute mit einem deutschen Missionar, der in Johannesburg sein Arbeitsfeld hat, eingehend über die Verhältnisse gesprochen habe.“

„Giebt es denn in Johannesburg noch Heiden und Missionare? Wir haben gedacht, die Stadt sei so ziemlich eine civilisierte, europäische Großstadt.“

„Da haben Sie auch nicht so unrecht; die Straßen, die öffentlichen Gebäude, die Theater, die Postämter, der Bahnhof —

das alles unterscheidet sich in nichts von einer mittelgroßen europäischen Stadt. Aber die gesamte Arbeiterschaft in den Goldminen und in allen niederen Dienstleistungen besteht aus farbigen Afrikanern, die zum größeren Teil den eingeborenen Rassenstämmen Transvaals angehören, zum Teil um des hohen Verdienstes willen von allen Richtungen Südafrikas zusammengeströmt sind. Unter ihnen arbeitet neben mehreren englischen auch ein deutscher Missionar der Berliner Mission.“

„Aber wie kommt es denn, daß dort ein Berliner Missionar angestellt ist? Ich habe gedacht, die Berliner Missionare arbeiteten alle in den Deutschen Schutzgebieten? Hängt das etwa auch mit dem kaiserlichen Telegramm zusammen?“

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren. „Mein Herr, Sie haben wohl — verzeihen Sie die neugierige Frage — von den Arbeiten der Berliner Mission noch nicht viel gehört?“

„Da sind Sie im Irrtum! Ich bin Gutsbesitzer in Hinter-Pommern, und bei uns ist alle Augenblicke ein Missionsfest, und ich habe oft genug anstandshalber nicht davon fern bleiben können. Ich muß übrigens gestehen, daß die Redner, besonders die Missionare oft sehr interessant zu erzählen verstanden.“

„Dann müßten Sie doch eigentlich wissen, daß die Berliner südafrikanische Mission schon seit mehr als dreißig Jahren in Transvaal ihr größtes und gesegnetstes Arbeitsfeld hat. Sie unterhält dort nicht weniger als 22 große Missionsstationen, auf denen mehr als 14000 eingeborne Christen durch ihre Arbeit gesammelt sind. Die Berliner Station Botschabelo ist eine der größten Missionsstationen in ganz Südafrika. Ihr Gründer, der Berliner Missionsinspektor Merensky, ist einer unserer bekanntesten Afrikaner. Und wenn Sie aus Hinterpommern sind, dann kennen Sie gewiß die weitverzweigte Gutsbesitzer-Familie Holz in der Gegend von Köslin; sie hat sich im äußersten Norden Transvaals ein schönes Denkmal ihrer Missionsliebe gesetzt: sie hat dort aus ihren Mitteln eine eigene Station gegründet, die nach dem verstorbenen Familienoberhaupte Georg Holz den Namen Georgenholz trägt.“

Sichtbar interessiert hatten die Herrn zugehört; mir war das um so erfreulicher,

als man sonst nicht gerade häufig auf der Eisenbahn mit Leuten zusammentrifft, die gern etwas von der Mission hören. Es entstand eine kleine Pause. Ein anderer Herr, der sich bisher am Gespräch nicht beteiligt hatte, unterbrach dieselbe. „Das ist doch sonderbar! Ich wohne in Berlin in der Georgenkirchstraße, in der das Berliner Missionshaus liegt, und ich habe fast täglich junge Missionare oder Missionszöglinge an meinem Hause vorbeigehen sehen. Aber ich habe mir nie den Kopf darüber zerbrochen, wo sie denn hernach alle bleiben. Mir hat vielmehr immer das viele Geld leid gethan, daß zu ihrer Ausendung und ihrem Unterhalt verbraucht wird. Nun sind auf einmal alle Zeitungen voll von Transvaal, man nimmt den Atlas zur Hand, um nachzusehen, wo das Land eigentlich in Südafrika liegt, und da kommt es heraus, daß es dasselbe Land ist, in dem unsere deutschen Landsleute seit Jahrzehnten so fleißig und erfolgreich arbeiten. Es ist doch eigentlich eine Schande, daß man von aller dieser Missionsarbeit nichts gewußt hat, bis das kaiserliche Telegramm gekommen ist.“

„Nun, meine Herrn,“ nahm ich wieder das Wort, „darf ich Ihnen vielleicht noch erzählen, daß wir Missionsfreunde in diesen Monaten in sehr großer Sorge wegen der Missionsstationen in Transvaal waren. Die Boeren haben nämlich ein Gesetz beschlossen, die sogenannte Plakkerwet, daß niemals mehr als fünf farbige Familien auf einem Plaze beisammen wohnen dürfen; für jede weitere Familie sollten unerschwinglich hohe Steuern gezahlt werden. Da nun z. B. in Botschabelo 3052 farbige Christen, in Prätoria 1798, in Leidenburg 1348 bei einander wohnen, so können Sie sich denken, was aus der Missionsarbeit geworden wäre, wenn dieses Gesetz zur Durchführung gekommen wäre. Die Missionsstationen wären einfach auseinander gesprengt. Da hat nun das Komitee der Berliner Mission die Anwesenheit des Staatssekretärs von Transvaal Dr. Leyds in Berlin benutzt und hat sich bei ihm eine Audienz ausgedehnt. Der Herr, der zu wichtigen diplomatischen Verhandlungen und mit ausgedehnten Vollmachten nach Europa gekommen war, hat die Vertreter der Berliner Mission freundlich angehört und ihnen feierlich das Versprechen gegeben, daß die Plakkerwet

auf die deutschen Missionsstationen in Transvaal nicht zur Anwendung gebracht werden soll. Wir sind durch dieses Versprechen von einer großen Sorge befreit.“

„Wie kommen aber die Boeren darauf, solche rücksichtslosen Gesetze zu geben?“ fragte einer der Herrn.

„Sehr einfach, in Südafrika ist die Arbeiterfrage genau so brennend als bei uns in Deutschland. Die Boeren sind fast ausnahmslos Ackerbauer und Viehzüchter, da sind ihnen die Diensthoten ebenso unentbehrlich als unsern Gutsbesitzern die Tagelöhner und Knechte. Da nun die Afrikaner gerade keine Vorliebe für harte, körperliche Arbeit haben, und obendrein manche Boeren ihre schwarzen Dienstleute sehr hart behandeln, so haben die Schwarzen vielfach keine Lust, sich bei den Boeren zu verdingen. Sie führen ja auf ihren Kraalen ein ungleich freieres und angenehmeres Leben; und sie haben doch gar keine Veranlassung, sich für die weißen Eindringlinge, die sie aus ihren angestammten Ländern vertrieben haben, abzuquälen. Aber, meine Herrn, da kommen wir auf ein heißes Thema. Wir Missionsfreunde müssen über alle Fragen des Lebens und der Behandlung der Eingeborenen anders denken als die Kolonialpolitiker. Hoffentlich kommt in unsern Schutzgebieten die Eingeborenen-Gesetzgebung nie auf eine so abschüssige Bahn, wie die Transvaal-Boeren mit ihrer Plafferwet.“

R . . . r.

Die Branntweinpest in Afrika.

Die Masseneinfuhr von minderwertigem, gesundheitsschädlichen Branntwein in Afrika gehört zu den verhängnisvollsten Übeln, die diesen Erdteil heimsuchen. Ein eingeborner Pastor in Abeofuta, weit im Innern, nördlich von Lagos, veröffentlicht darüber das folgende niederschlagende Zeugnis. „Meine Erfahrungen, die ich seit 1887 in diesem Lande hinsichtlich des Branntweins gemacht habe, sind sehr traurig. Eins ist sicher: Entweder wir müssen Rum und Branntwein vernichten, oder Rum und Branntwein vernichten uns. Der freie Handel mit diesen beiden Getränken hat schreckliche Wirkungen. Männer, Frauen, ja sogar Kinder trinken. Wohin man kommt, in den Häusern, auf den Straßen, auf den Gütern, in den Werkstätten, überall wird getrunken. Bei jedem heidnischen Fest, bei jedem Vergnügen,

bei jedem Begräbnis, bei jeder Hochzeit stets wird dies Feuerwasser getrunken. Die Einfuhr dieser Getränke in die Stadt und von dort aus durch den Kleinhandel bis auf das entlegenste Dorf ist unberechenbar groß. Wenn früher ein Freund den andern besuchte, setzte er ihm eine Kolanuß vor, jetzt kann und darf es nichts anderes sein als Branntwein.

„Früher konnte man nur in den Geschäften Branntwein kaufen, jetzt handeln Frauen und Mädchen in den Straßen damit und preisen ihn mit lauter Stimme den Vorübergehenden an. Der Branntwein hat das Land überschwemmt und wird es völlig ruinieren, wenn nicht bald ein Kiegel vorgeschoben wird.

„Die Leute sind durch den Trunk in eine solche Verfassung gekommen, daß ihnen mit Vernunftgründen nicht beizukommen ist. Wenn man ihnen sagt, daß sie das Trinken lassen sollen und daß das Trinken Sünde ist, erwidern sie meist: „Die weißen Leute bereiten den Branntwein und verkaufen ihn uns. Schreibet ihnen, daß sie das lassen. Wenn sie aber nicht aufhören ihn zu brennen und an uns zu verkaufen, werden wir auch nicht ablassen, ihn zu kaufen und zu trinken.“ Natürlich zieht bei Leuten solcher Gesinnung kein Beweismittel.

„Die Trunkfucht ist ein großes Hindernis für die Verbreitung des Evangeliums und für den Fortschritt in allen Lebensverhältnissen. Sie vereitelt und verkümmert alle civilisatorischen Maßnahmen, die dazu bestimmt waren, die Vorubaleute zu heben und unsere Stellung unter ihnen zu befestigen. Sie ist ein Feind in den Mauern; ein Feind, der die Feste der Stadt inne hält; ein Feind, der unsere alten Leute in Ketten gelegt, die jungen Männer und Frauen in Armut und Gefangenschaft gestürzt, unsere Straßen mit Flaschenscherben übersäet, unsere Häuser mit verzweifelten und verrohten Insassen erfüllt, die Hölle mit Seelen bevölkert hat, die durch den Schall des Evangeliums hätten gerettet werden können.

„Kurz, es ist eine ausgemachte Tatsache, wenn sich das christliche Europa nicht vereinigt, der Einführung von Rum und Branntwein, dieses „Feuerwassers“ den Todesstoß zu versetzen, so werden in wenigen Jahren die schlimmsten Folgen zu Tage treten.“

Intell. 1895.

Neueste Nachrichten.

In Viktoria in Kamerun bekamen die schwarzen Regierungsarbeiter bisher als einen Teil ihrer Löhnung jeden Sonnabend eine Flasche Branntwein. Die dort arbeitende Baseler Missionsgesellschaft wandte sich um Abstellung dieses beklagenswerten Übelsandes an das Auswärtige Amt. Sie enthielt in entgegenkommendster Weise den Bescheid, daß dieser Mißbrauch durch einen Regierungserlaß nicht nur in Kamerun, sondern auch in Togo und Deutsch-Südwest-Afrika entschieden untersagt sei. Die Regierung darf und will sich nicht der Begünstigung dieses gefährlichsten Übels in Westafrika schuldig machen.

Sehr trübe Nachrichten liegen aus Klein-Namaland, dem an Deutsch-Südwest-Afrika angrenzenden Teile der Kapkolonie, vor. Missionsinspektor Dr. Schreiber, der Leiter der Rheinischen Mission, schreibt: „Seit drei Jahren herrscht in dem nordwestlichen Teile der Kapkolonie, im Klein-Namalande, infolge von unerhörter Dürre große Hungersnot. Schon das Jahr 1894 war ein rechtes Hungerjahr gewesen, dies letzte Jahr war aber noch schlimmer. Wir haben in diesem Teile des Landes drei Missionsstationen, Concordia, Kom-maggas und Steinkopf. Alle drei sind von der Not betroffen, aber am schlimmsten steht es auf der letztgenannten Station, Steinkopf. Der dortige Missionar Kling berichtet, daß er schon seit Februar habe beginnen müssen, den armen, hungernden Schulkindern, die oft vor Hunger ohnmächtig wurden, wenigstens 3 bis 4 mal wöchentlich etwas zu essen zu geben und ebenso einer großen Anzahl von Hilfe suchenden Er-wachsenen, wozu er alle Woche zwei Sack Korn verwendete. Die Mittel dazu ent-nahm er teils seinem geringen Gehalte, teils erhielt er Unterstützung von Freunden in der Kapkolonie, auch von der Regierung. Unsere Missionsgesellschaft hatte ihm auf seine Bitte 1500 M. vorgeschossen, um dafür Saatforn für seine Leute kommen zu lassen. Wirklich gab es am Himmelfahrts-tage auch nach siebenmonatlicher Dürre endlich Regen, und so konnten die Felder bestellt werden. Aber weiterer Regen blieb aus, deshalb war nur eine geringe Ernte zu erwarten; aber immerhin doch etwas. Nun aber brach am 5. Oktober ein so furchtbarer Sandsturm über das Land herein,

daß alle Felder völlig verwüftet wurden; das Korn wurde mit den Wurzeln aus-gerissen, und so war auch diese geringe Hoffnung wieder völlig zerstört. Als der Missionar am folgenden Sonntage in die Kirche trat, empfing ihn seine Gemeinde laut weinend. Mehr als 200 Familien haben keine Hand voll Korn mehr zu essen, und der Himmel ist ehern.“

Dr. Schreiber erließ am 20 Febr. einen Aufruf und bat um Gaben, um für die Hungernden Brot- und Saatforn zu kaufen. Dieser Aufruf hat Gott sei Dank! so freu-digen Widerhall gefunden, daß binnen drei Wochen 15 000 M. eingegangen waren.

Gegenüber den vielen, leider nur zu begründeten Klagen über das zuchtlose Be-tragen der Deutschen in unsern Kolonien, welche selbst im Reichstag wiederholt zu stürmischen Verhandlungen Anlaß gegeben haben, ist es uns eine Freude, das folgende günstige Urteil über die unter dem Befehl des wackern Major von Leutwein stehende Schutztruppe in Otjimbingue, dem Haupt-ort des deutschen Herero-Landes, abzu-drucken: „Über die Soldaten kann ich keine Klage führen; sie sind fleißige Kirchgänger. Wir haben den Anfang mit einer gedie-genen Garnisonbibliothek gemacht, auch be-steht seit kurzem ein Gesangsverein. Ich kann nur sagen, in der Garnison waltet ein guter Geist.“

Rhein. Bericht 1896, April. S. 103.

In dem englischen Ostafrika haben die Engländer mit einem heftigen Aufstand zu thun. Die englische Missionsstation Kabai ist demselben am 2. November zum Opfer gefallen. Auch soll in der Nähe von Ma-lindi sogar ein englisches Missionsehepaar überfallen und ermordet sein; doch bleibt die Bestätigung noch abzuwarten. Auch die Leipziger Stationen in dieser Gegend schweben in großer Gefahr, besonders die Inland-Station Plutha ist von allem Ver-kehr abgeschnitten.

In Indien kommen die Heidenchristen zum größten Teil zur Zeit noch aus den unteren Kasten. Da diese durch Annahme des Christentums meist brotlos werden, so erwächst der Mission daraus die nicht ge-ringe Sorge, sich auch des leiblichen Wohls ihrer Befehrten anzunehmen. Besonders schwierig liegen die Verhältnisse in den Tamulen-Gebieten Südindiens, unter denen

die Leipziger Mission eine langjährige, reich-gesegnete Thätigkeit übt. Die Mehrzahl ihrer Befehrten stammt aus den Parias, den verachteten und ärmsten Hörigen der indischen Großgrundbesitzer. Gerade unter diesen nach Zehntausenden zählenden Kastenlosen, von deren jammervoll gedrückter socialer Lage wir uns kaum eine Vorstellung machen können, ist seit etlichen Jahren eine starke Bewegung zum Christentum entstanden. Hunderte von neuen Christen und Taufbewerbern aus den Parias haben sich der Leipziger Mission angeschlossen. Da hat das Kuratorium dieser Mission auf Antrag ihres erfahrenen Missionars Rabis einen wichtigen Entschluß gefaßt; daselbe hat ein ganzes Dorf mit 230 Morgen fruchtbarsten Reislandes, 30 Morgen Wiesen und 50 Morgen Brachland zum Preise von etwa 15 000 M. gekauft. Sie beabsichtigt auf demselben eine große christliche Pariakolonie anzulegen und jeder der Christenfamilien ein Stück Land zunächst zu landesüblichem Preise in Pacht zu geben, jedoch so, daß es allmählich in den freien Besitz der Familie übergeht. Das Missionsdorf heißt Kanachawallipuram d. h. „Wohnsitz der goldumgürten Göttin.“ Gott wolle seinen Segen auf das große Unternehmen legen, es ist bestimmt, einem schreienden socialen Notstand abzuhelpen.

Der Rheinischen Mission scheint sich eine offene Thür in der chinesischen Provinz Kanton aufzuthun. Nicht weit von Lungkun im Mündungsgebiete des Ostflusses haben Hunderte von Heiden auf einmal erklärt, daß sie Christen werden wollen. Allerdings sind die Beweggründe zunächst äußerlich gewesen, — sie suchten Rechtsschutz in einem wichtigen Prozesse. Die Missionare stehen darum der Sache sehr nüchtern gegenüber.

Noch wichtiger ist der Entschluß der Rheinischen Mission, ihre Arbeit nach Norden hin in noch unbetretene Teile der Kantonprovinz auszudehnen. Die Rheinischen Missionare Dietrich und Gottschalk haben im Juni und Juli 1895 eine Untersuchungsreise an dem in den Ostfluß mündenden Tchang hinauf durch die Kreise Tsen-schan, Tzun-mun, Tscheng-ning und Ho-nyen gemacht; der Reiseweg ist auf der vortrefflichen Karte der Kanton-Provinz in D. Grundemanns Neuem Missionsatlas gut zu verfolgen. Es ist bereits ein Evangelist und Kolporteur in dieses neue Gebiet abgesandt; ein europäischer Missionar soll bald nachfolgen.

Einen rührenden Zug berichtet das Missionsblatt der Brüdergemeinde von den Indianern am Wankslusse im Gebiete von Nicaragua (Central-Amerika). Einige heidnische Indianer von dort waren wiederholt auf Missionsstationen der Brüdergemeinde auf der benachbarten Moskitoküste gewesen und hatten einen tiefen Eindruck von dem Christentum und seinen Segnungen empfangen. Ihr Entschluß stand fest, sie mußten auch eine Kirche haben. Mit Hilfe des Brüdermissionars Smith erbauten die noch heidnischen Indianer mit ihren Händen und auf ihre Kosten ein Kirchlein; jeder opferte, was er hatte, Bauholz, Drangen, Nägel, Fensterriegel u. s. w. Als das Kirchlein fertig war, schrieben die Indianer folgenden ergreifenden Brief an die Missionsleitung in Herrnhut:

Wanksluß, d. 16. Febr. 1895.

„Henry, Jas. Forester, Edward Samson und Ed. Evans, die Häuptlinge der Indianer in Wasla am Wankslusse, sagen: Liebe Väter!

Bitte, gedenkt an uns arme Indianer hier! Wir brauchten einen Platz der Verehrung (Gottes, eine Kirche), und unser gütiger Vater im Himmel hat uns in seiner Barmherzigkeit einen (solchen, die kürzlich eingeweihte Kapelle) gegeben. Wir brauchen jetzt einen Lehrer (Missionar) für unsre Kinder und uns selbst. Bitte, liebe Väter, helft uns mit einem (solchen) aus! Unsre Thränen fließen, wenn wir unsre Kinder aufwachsen sehen wie die Geschöpfe der Wildnis. Könnte nicht einer gefunden werden, liebe Väter, welcher unsre Kinder lehren und uns Gottes Wort vorlesen könnte? Große Väter, bitte, hört auf den Schrei von uns armen Indianern am Wanksluß! Der Priester (ein Jesuit aus Nicaragua) möchte uns und unsre Kinder unter seine Lehrerschaft nehmen, aber wir haben wiederholt gesagt: „Nein!“ und er wagt es nicht, uns zu zwingen. Möge Jesus euch Vätern helfen, uns armen Indianern zu helfen! Lebt wohl, liebe Väter, und möge Jesus euch segnen!“ —

Der Missionsdirektion ist denn, wie kaum anders zu erwarten, diese Bitte zu Herzen gegangen, und sie hat die Missionare in Moskito ersucht, alles zu thun, um einen passenden eingeborenen Missionar zu finden, der seine Anstellung am Wanksluß finden soll.



Carréras, die Insel der Gefangenen.

Von D. Alex.

Fern im Süden, umflutet von brandenden Wogen, umgeben von den herrlichsten Inselgruppen des tropischen Westindien, steigt schroff und steil der Fels von Carréras aus den Wellen des Atlantischen Oceans. Die Gilande rings umher grünen und blühen im Glanze ewigen Sommers. Dichte Palmenhaine bedecken ihre grasigen Ufer; in allen Farben schillernde Blüten leuchten aus den dunklen Büschen; die üppigste Vegetation sprießt aus dem mit unerjchöpflich Fruchtbareit gesegneten Boden; armstarke Schlinggewächse ringeln sich wie riesige Schlangen von Stamm zu Stamm und machen das Gebüsch zu einer undurchdringlichen Wildnis. Die seltensten Orchideen, zu deren Auffindung die Blumenzüchter aus allen Erdteilen ihre Gehülfen senden, erschließen im sonnigen Schimmer der Waldlichtungen oder im Schatten des laubreichen Astgewirrs ihren wunderbaren, phantastischen Blütenzauber; buntgefiederte Papageien schwingen sich auf schaukelnden

Zweigen und erfüllen mit unharmonischem Geträchz die Luft und leichtbeschwingte Kolibris schießen wie Gold- und Silberpfeile durch das dunkelbeschattete Unterholz. Da, wo der Brotfruchtbaum seine starken Arme weithin über die Grasflächen streckt, hat der Kreole oder der Neger seine Bambushütte errichtet; weiter hinauf an den Hügelabhängen zeigen einzelne Rauchsäulen die Stellen, an denen der freigelassene Hindu den Wald lichtet, um sich eine neue Heimstätte zu gründen. An den höher gelegenen Uferstellen haben weiße Ansiedler ihre im westindischen Stil gebauten Willen angelegt, welche, von oben bis unten mit durchbrochener Holzarbeit verziert, gerade aussehen, als wenn sie nach einer Laubfägevorgabe gearbeitet wären. Ihre Gärten sind angefüllt mit Orangenbäumen, Bananenstauden, Gruppen von Mangos und andern Fruchtbäumen und Ziersträuchen, welche alle hier wild wachsen und nur der ordnenden Hand des Menschen bedürfen,

um ihn mit einer unerschöpflichen Fülle von Blüten und Früchten zu überschütten. Und ausgegossen über dieser Paradiesespracht schwebt die blaue duftige Luft des Südens und der ewig heitere Himmel der Tropen.

Carreras ist der vollständige Gegensatz

Gebüsch hin. Aber auch hier ist alles totenstill, nur das Rauschen der Wogen, die hier plätschernd mit den Kieseln spielen, dort an der steilen Felswand ihren schäumenden Gisch hoch in die Luft spritzen, durchzittert die unheimliche Einsamkeit. —

Doch nein — da kracht ein Schuß! —

Eine weiße Wolke qualmt hoch über uns aus den Felsenklüften, mächtige Steinmassen fliegen umher und rollen, sich tausendmal überstürzend, den Abhang hinunter, während die benachbarten Inseln das Echo dröhnend zurücksenden. Lautes Hämmern und Pochen schlägt nun an das lauschende Ohr; es kommt aus den Steinbrüchen der Insel, in denen die Sträflinge eine Mine abgefeuert haben und nun neue Stollen in das harte Gestein treiben zu weiteren Sprengungen. Auch diese Insel ist bewohnt, aber ihre Einwohner sind der Abschaum der menschlichen Gesellschaft: die schwersten Verbrecher der Insel Trinidad verbüßen hier ihre Strafen. Noch ein paar Ruderschläge bringen uns um den nächsten Felsvorsprung. Da, schau hinauf! Auf der höchsten Felsplatte der Insel steht das Gefängnis, aus kolossalen Quadersteinen aufgeführt, an Thüren und Fenstern mit gewaltigen Eisenstäben vergittert und von herkulischen Schwarzen bewacht. Hier giebt es keine Möglichkeit zur Flucht. Hier darf es kein Entrinnen geben. Aus den Mauern da oben ist noch kein Gefangener ausgebrochen, und gelänge es einem auch,



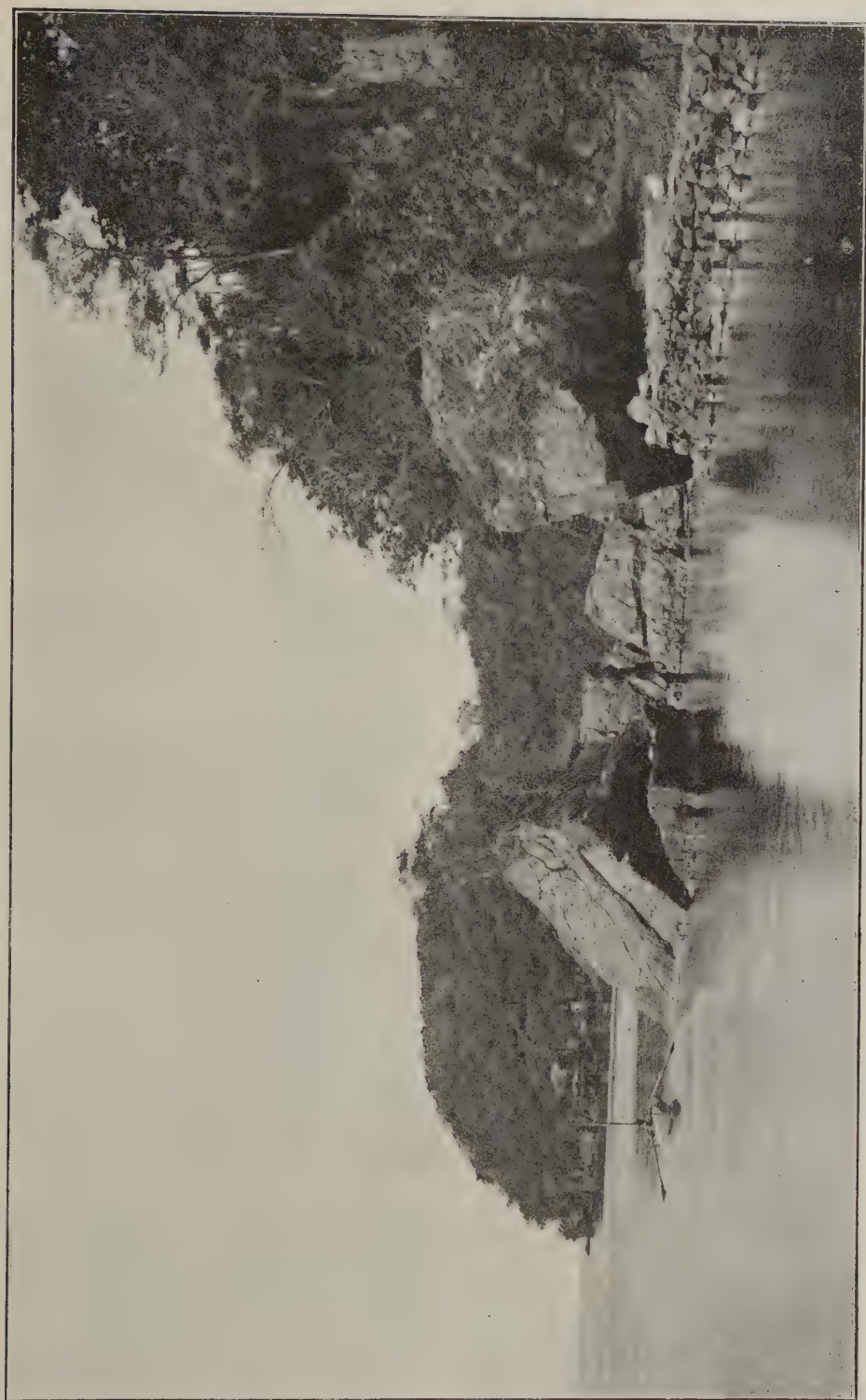
Wasserfall auf der Insel Trinidad.

von alle dem. Kahl und dürr ragt der Fels aus dem Meer. Keine Palme krönt seinen Gipfel, keine Blume schmückt seine Gründe, kein Vogel singt auf Carreras. Nur am Strande, wo im Lauf der Jahrtausende das Gestein verwittert und erdig geworden, zieht sich ein schmaler Gürtel von grünem

das Unmögliche möglich zu machen, er käme nur bis an den Rand der Insel, da wogt das Meer rings umher, und kein Rachen trägt ihn hinüber.

Das ist Carreras.¹⁾

¹⁾ Die Illustration zeigt rechts den unteren, südlichen Teil der Insel. Man kommt zu dem



Die Insel Carréna. (Südlicher Teil.)

Mit dieser Insel nun und ihren Bewohnern habe ich lange Zeit in engem Verkehr gestanden, und zwei von den Gefangenen sind die Hauptpersonen in der nachfolgenden Erzählung. —

Die Seelsorge unter den Gefangenen in der Hauptstadt von Trinidad Port of Spain ist von der Regierung den städtischen Geistlichen beider Konfessionen übertragen; sowohl die protestantischen als auch die katholischen Sträflinge werden demgemäß regelmäßig von denselben besucht und Gottesdienste in besonders dazu eingerichteten Kapellen in den Gefängnissen abgehalten. Nun giebt es aber unter den Gefangenen eine große Anzahl von indischen Sträflingen, die zwar vor dem Gesetz dieselben Rechte haben wie die christlichen, die aber von der seelsorgerischen Thätigkeit der Geistlichen bisher ganz unberührt geblieben waren, einmal deswegen, weil sie eben Heiden sind, und dann, weil keiner der Herren ihre Sprache verstand. Da ich nun nach meinem langjährigen Aufenthalt in Indien sowohl mit der Sprache als auch mit den Sitten und religiösen Anschauungen der Leute vollständig vertraut war, so war es selbstverständlich, daß ich sie in den Bereich unserer Arbeit zog. Das war aber viel leichter gedacht als gethan.

Natürlich mußte zur Ausführung meiner Absicht erst die Erlaubnis der Regierung eingeholt werden, und da fingen die Schwierigkeiten sofort an.

„Wir können doch nicht unsere Gefängnisse zu einer Bekehrungsanstalt für heidnische Sträflinge machen,“ meinte der Direktor des Central-Gefängnisses, als ich die Sache mit ihm besprach, „und selbst wenn wir Ihnen gestatteten, den Kulis das Evangelium im Gefängnis zu predigen, so würde der katholische Bischof sogleich dasselbe Recht für seine Geistlichen fordern, und erlauben wir es Ihnen beiden, so kommen die Presbyterianer, Wesleyaner, die Methodisten und Baptisten und wollen dasselbe Recht haben. Was würde da aus unserer Anstaltsordnung werden! Es geht beim besten Willen nicht.“

Aufsteig nach dem Gefängnis, wenn man um den im Vordergrunde sichtbaren Felsblock herum nach rechts fährt. Die im Hintergrund gelegene Insel mit den Wohnungen am Ufer, ist eine andere, von Carreras durch einen engen Meeressarm getrennt. — Das Gefängnis liegt rechts viel höher hinauf auf kahlem Gipfel. —

„Jeder Gefangene hat aber doch das Recht, sich einen Seelsorger kommen zu lassen,“ entgegnete ich.

„Gewiß, und wir haben dadurch, daß wir jede Woche zweimal für die protestantischen und katholischen Gefangenen Gottesdienst halten lassen, diesem Bedürfnis reichlich Rechnung getragen.“

„Dabei gehen aber die Heiden leer aus,“ warf ich ein. Der Direktor zuckte mit einem ungläubigen Näckeln die Schultern: „Meinen Sie denn, daß die auch eines Seelsorgers bedürfen?“

„Vielleicht nicht; aber gesetzt den Fall, einer Ihrer heidnischen Gefangenen, wenn er erzähle, daß ich ein indischer Padri bin, also aus seiner Heimat komme, verlangte, mich zu sehen, würde mir dann der Zutritt zu ihm gestattet sein?“

„Ja, wenn einer unserer Kulis Sie als Seelsorger sprechen will, so können wir nichts dawider haben.“

„Aber wie soll er erfahren, daß ich überhaupt hier bin? Wollen Sie den Aufsehern erlauben, es den Leuten mitzuteilen?“

„Dagegen kann ich wohl nichts haben,“ meinte der Direktor. Es wurde nun festgesetzt, daß ich am folgenden Donnerstag nachmittag um 4 Uhr mit meinem Kollegen, welcher unsrerseits die Gottesdienste im Gefängnis hielt und zu der genannten Stunde eine Bibelfstunde für die Gefangenen eingerichtet hatte, in die Anstalt kommen sollte, und während die Wärter die Gefangenen zur Bibelfstunde brachten, sollten sie zugleich den indischen, also heidnischen Sträflingen sagen, es sei ein Padri aus Indien gekommen, und wenn irgend einer denselben in Gewissenssachen sprechen wolle, so solle er sich melden.

Als ich am Donnerstag mit meinem Kollegen Brown in das Gefängnis eintrat, war meine erste Frage an den Oberaufseher, ob man die Kulis von meinem beabsichtigten Kommen benachrichtigt habe.

„Gewiß, Sir, da sitzen sie schon in hellen Haufen und warten auf Sie.“

„Na, gut Glück,“ meinte Brown und ging in seine Kapelle. „Es wollen also mehrere Kulis mit mir sprechen?“ wandte ich mich wieder an den Oberaufseher.

„Mehrere!“ rief er lachend aus. „Alle sitzen sie da.“ „Wo?“ fragte ich überrascht.

„Da wir keinen Platz in der Kapelle haben, so mußten wir in einem der Korri-

dore ein Zimmer zur Aushilfe einrichten, bitte, kommen Sie."

Ich folgte dem Aufseher durch einige der strahlenförmig auslaufenden Gänge, an deren Seiten die Zellen liegen, und kam endlich in einen der Hauptkorridore.

Da saßen sie in langen Reihen auf Holzbänken unter der Aufsicht einiger Wärter. Es waren gegen 60 Sträflinge: Hindus, Kols, Santhalis, Panjabis, Mohammedaner, alles bunt durcheinander, hier giebt's keine Kaste, die Schuld und die Strafe hat sie alle gleich gemacht.

"Salám!" rief ich ihnen allen zu.

"Salam, Sahib!" riefen sie im lauten Chor zurück, die Hände respektvoll an die Stirn legend.

Ich redete nun zu ihnen in ihrer eigenen Sprache. Es war das erste Mal, daß die meisten unter ihnen auf dieser Insel die Laute ihrer Muttersprache aus dem Munde eines Weißen hörten, der aus ihrer Heimat kam. Es ergriff sie tief. — Wie es sich nachher herausstellte, kannte ich viele von den Orten in Indien, aus denen sie kamen, ja von einigen hatte ich sogar Verwandte getroffen. Da gab's ein Fragen und Erzählen, und mehr als einem standen die Thränen in den Augen, als ich ihnen von ihren Familien und Angehörigen erzählte, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen, und die viele von ihnen auch nie wieder sehen konnten, denn die meisten von ihnen waren schwere Verbrecher, die zu lebenslänglicher Kerkerstrafe, ja zum Tode verurteilt waren.

Viele von den Leuten konnten lesen, ich teilte also die mitgebrachten Hinditrate und Evangelien unter sie aus, und

als ich ihnen sagte, daß ich jede Woche zur selben Stunde wiederkommen würde, da war die Freude groß, und sie versprachen alle eifrig zu lernen.

Gefangene finden immer Mittel und Wege, sich gegenseitig wichtige Nachrichten zukommen zu lassen. So war auch mein Besuch im Central-Gefängnisse in Port of Spain sehr bald den indischen Sträflingen



Zwei indische Männer auf Trinidad.

auf Carreras kund geworden, und die Folge davon war, daß sie mich auch sehen wollten. Der Überbringer der Nachricht war Brown, welcher nach der Insel gefahren war, um dort für die protestantischen Gefangenen Kirche zu halten, und nach seiner Rückkehr sogleich bei mir vorsprach, um das Nähere mit mir zu beraten.

"Ich denke, Sie gehen morgen sogleich hinaus," meinte er, "ich werde Sie auf den

Dampfer begleiten und dem Kapitän vorstellen, damit er weiß, daß Sie freie Fahrt haben."

Mit tausend Freuden sagte ich zu, und am nächsten Nachmittag um 1 Uhr standen wir an Bord des kleinen Dampfers, welcher den Verkehr zwischen Port of Spain, der Hauptstadt von Trinidad, und den im Golf hin und her zerstreut liegenden Inseln vermittelt. Die Regierung gestattet den Geist-

mit Unrecht, denn wie eine kleine, schwarze Ameise lief er behende in allerhand Windungen zwischen den kolossalen Kriegsschiffen, Ozeandampfern, Rauffahrteischiffen und unzähligen kleineren Dampfern und Booten, welche den geräumigen Hafen füllten, umher, bis er endlich ungehindert auf sein nächstes Ziel zusteuern konnte. Ich war seit meiner Ankunft auf Trinidad nicht wieder auf dem Wasser gewesen und sog nun mit langen Zügen die kühlende und erquickende Seeluft ein.

Da wir ziemlich nahe am Strande herfuhren, so hatte ich Gelegenheit, in voller Ruhe die unbeschreiblich schöne Scenerie dieses Teils der Insel zu bewundern. Die Höhen sind auch hier bis zum Gipfel dicht bewaldet. Der am Wasser sich hinziehende Waldsaum besteht ausschließlich aus Kokosnußpalmen, die hier in staunenerregender Üppigkeit wuchern. Die hier und da in ihrem Schatten liegenden Negerhütten, einzeln am Strande aufgefahrene Fischerboote, in den heranrauschenden Wellen sich tummelnde Kinder, die schimmernde Sonnenglut, welche alle Farben der Vegetation noch intensiver färbte, darüber der wolkenlose, tiefblaue Himmel, das alles machte das vor mir liegende Landschaftsbild zu einem der anmutigsten, die ich je gesehen. Nur auf Ceylon und an den Ufern des Brahmaputra habe ich Landschaften von ähnlichem Liebreiz gefunden.

Da erhebt sich der riesige Felsblock düster und schweigsam aus den Wellen. Der Landungsplatz liegt auf der Westseite.

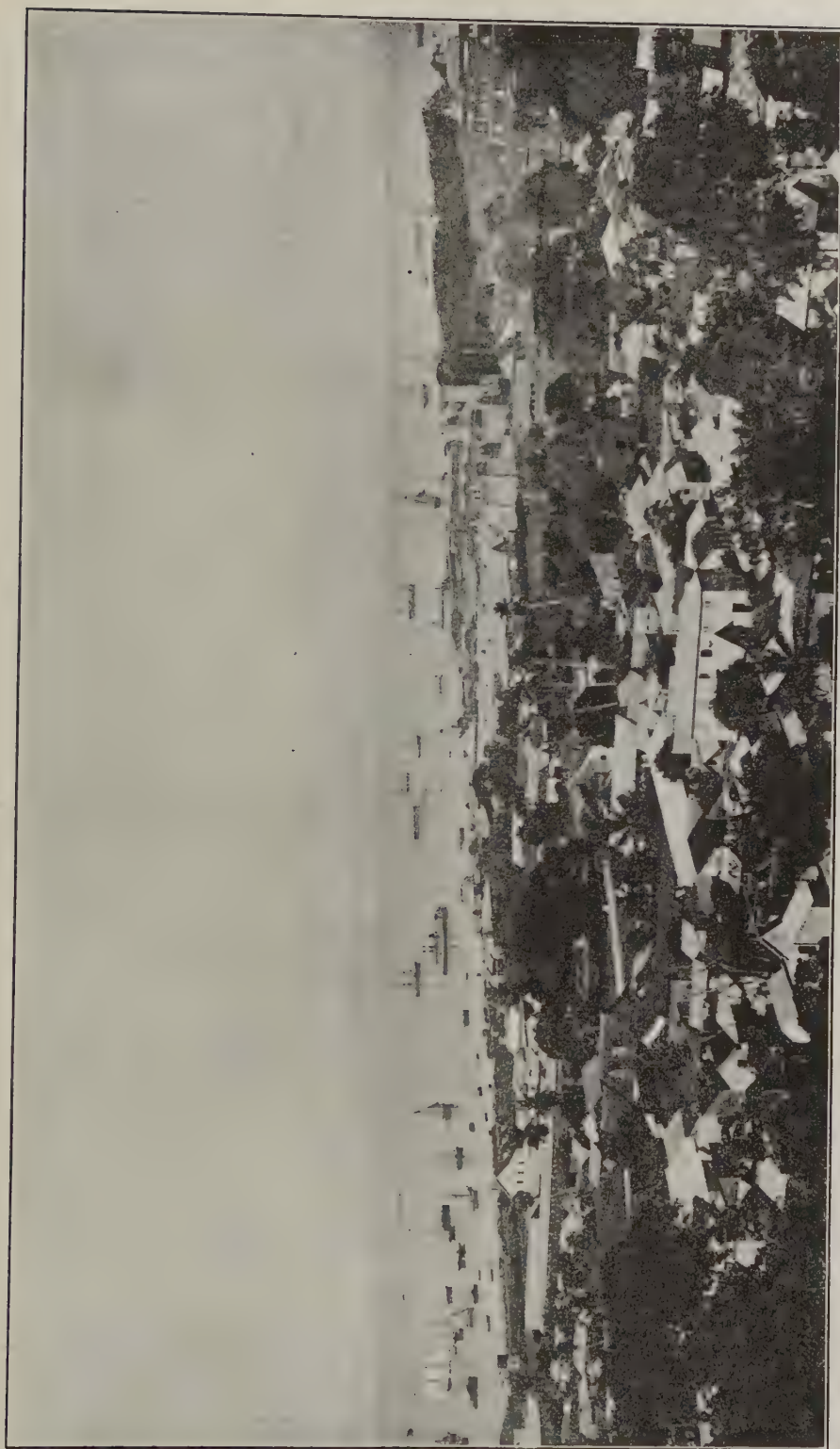
Wir umfahren die Insel, und als wir uns den hochaufragenden Klippen nähern, windet sich ein Zug von Gefangenen den steilen Pfad hinab, steigt in ein von Aufsehern bereit gehaltenes Boot und kommt mit raschem Ruder Schlag auf uns zu, um, wie mir der Kapitän sagt, den mit mir auf dem Schiffe befindlichen katholischen Geistlichen und mich in Empfang zu nehmen. Wir steigen ein, der Dampfer fährt weiter nach



Bambushain auf Trinidad.

lichen, welche die Gefangenen seelsorgerisch besuchen, freie Fahrt auf demselben; Brown machte also dem Kapitän die nötigen Mitteilungen über den Zweck meiner Reise. „Ganz recht, mein Herr, nehmen Sie einen Sitz und machen Sie es sich bequem.“ Ich that's und einige Minuten später dampften wir ab.

Unser kleiner Dampfer hieß „Ant“ (Ameise), und er trug diesen Namen nicht



Port of Spain, die Hauptstadt von Trinidad.
(Von einer Anhöhe im Osten gesehen.)

den andern Inseln, die den ganzen Golf von Paria bis hinunter an die am Horizont auftauchende Küste von Venezuela bedecken und ich sitze mit meinem katholischen Kollegen im Gefängnisboot, welches uns in wenigen Minuten ans Ufer bringt. Ein steiler, schmaler Fußpfad führte die Insel hinauf; so leuchten wir beide den Fels hinan, bei jeder neuen Wendung des Pfades stehen bleibend, um Atem zu schöpfen, uns den Schweiß von der Stirn zu wischen und die immer herrlicher werdende Fernsicht über Meer und Inseln zu genießen. —

Endlich waren wir oben. Der Abbé empfahl sich mit einem lächelnden *à revoir* und ging nach dem Hauptgefängnis, in welchem der Betsaal für die christlichen Gefangenen lag. Einer der Aufseher führte mich zum Oberaufseher, welchem Brown schon gesagt hatte, daß ich wahrscheinlich kommen würde.

„Sie sind gekommen, um einen Kuligefangenen hier zu sehen?“ „Ja, das heißt, eigentlich will ein Kuligefangener mich sehen,“ verbesserte ich.

„Und wie heißt er?“

„Mr. Brown hat mir keinen bestimmten Namen genannt, es wird wohl am einfachsten sein, wenn Sie den Sträflingen sagen, daß der indische Padri (Missionar) gekommen, und die mich sprechen wollen, melden sich bei Ihnen, so haben wir's im Central-Gefängnis in Port of Spain auch gemacht.“

„All right, Sir, die Sträflinge arbeiten unten am Strande in den Steinbrüchen, ich gehe hinunter, um es ihnen zu sagen.“

„Und wo bleibe ich?“

Der Oberaufseher, ein wohlbeleibter, gutmütig aussehender Negerkreole, machte ein verlegenes Gesicht, schob seine Mütze in den Nacken und wischte sich mit seinen schwulstigen Händen den Schweiß von der Stirn:

„Ja daran hab ich nicht gedacht, oben im Saal ist der Abbé, einen andern Ort haben wir nicht für Besuche.“

„Wollen Sie erlauben, daß ich die Leute in Ihrem Bureau sehe?“

„Gewiß, Sir, so wird es gehen,“ erwiderte der Oberaufseher augenscheinlich mit einem Gefühl großer Erleichterung und rückte seine Mütze wieder zurecht.

„Dann, bitte, rufen Sie die Leute.“

Der Mann ging, und ich wartete auf

einem der beiden Holzschemel, welche nebst einem rohen Holztisch die Einrichtung des Bureaus ausmachten, der Dinge, die da kommen sollten.

Nach etwa 15 Minuten erschien der Oberaufseher wieder mit einem Grinsen von Vergnügen auf dem Gesicht, gefolgt von etwa 25 Sträflingen, die im Gänsemarsch ankamen und uns nun im Kreise umstanden.

„Als ich den Leuten Ihre Botschaft brachte, da sagte jeder, er wolle Sie sehen; was sollte ich thun, da habe ich sie eben alle gebracht,“ erklärte er lachend.

„Ausgezeichnet, das Beste, was Sie thun konnten.“

„Setzt euch,“ wandte ich mich nun zu den Sträflingen.

Sie setzten sich nach indischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen auf den Fußboden des Zimmers, und nachdem ich ihnen erklärt, wer ich sei, und zu welchem Zweck ich gekommen, fragte ich, welcher unter ihnen Mr. Brown gebeten habe, mich zu rufen.

„Ham“ (ich), erwiderte einer aus der vordersten Reihe.

„Hast du mir etwas Besonderes zu sagen?“

„Ham pieche bolenge“ (ich werde es nachher sagen), antwortete er verlegen. Ich merkte natürlich sogleich, daß er in Gegenwart der andern nicht mit der Sprache heraus wollte. Ich wandte mich also an seine Gefährten mit derselben Frage. Es stellte sich nun heraus, daß mir keiner von ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, sie waren alle da, um den Padri, der aus ihrem Lande gekommen, zu sehen und zu hören, was er ihnen zu sagen habe. Hier war mir also eine weitere Gelegenheit gegeben, an den indischen Gefangenen Seelenarbeit zu treiben. Ich hielt es für weiser, nicht gleich jeden Einzelnen nach seinem Vergehen zu fragen, sondern sprach zu ihnen als armen Sündern, welche die Gebote des höchsten Gottes übertreten hätten und dafür eine Strafe leiden müßten. Um ihnen klar zu machen, was der Schöpfer und Vater aller Menschen von ihnen verlange, sagte ich ihnen darauf die zehn Gebote vor und fing sogleich mit der Erklärung des ersten an. Zum Glück fand ich auch hier einen Sträfling, der lesen konnte, ich übergab ihm daher einen kleinen Hindikatechis-

mus mit dem Auftrage, bei jeder Gelegenheit seinen Gefährten das erste Gebot vorzusprechen, damit sie es, wenn ich nächste Woche wieder käme, dann auswendig wüßten, denn daß ich auch hierher wöchentlich wenigstens einmal kommen müsse, war ja selbstverständlich.

Nachdem ich den ersten Unterricht beendet, übergab ich die Gefangenen wieder dem Oberaufseher und bat ihn nun, den einen Sträfling, welcher mich besonders sprechen wollte, mit mir allein zu lassen.

„Wie heißt du?“

„Gopal.“

„Was wünschst du von mir?“

Der Mann warf sich vor mir auf den Boden, berührte mit seinen vor der Stirn zusammengelegten Händen meine Füße und sagte in leidenschaftlichem Ton:

„Sahib, helfen Sie mir, retten Sie mich!“

Ich forderte ihn auf, sich deutlicher zu erklären.

Gopal sah sich scheu um, ob ihn auch niemand sehe oder höre:

„Helfen Sie mir, aus dem Gefängnis zu entkommen, ich halte es hier nicht länger aus!“

„Wie so, behandelt man dich schlecht?“

„Nein, aber ich fühle es, ich kann es nicht mehr ertragen, achtzehn Jahre bin ich nun schon gefangen, seit achtzehn Jahren habe ich nichts gethan als in den Steinbrüchen gearbeitet, Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend. Kein Mensch kümmert sich um uns. Die weißen und kreolen Gefangenen haben Unterricht, ihre Padris besuchen sie, sie haben Bücher zum lesen, können schreiben, ihre Angehörigen besuchen sie. Wir haben nichts von alledem. Wir sind eben „Heiden“. Man versteht unsere Sprache nicht, man kennt unsere Sitten und Lebensweise nicht, man hat uns nach englischem Gesetz, das wir nicht kannten, gerichtet und oft für Handlungen zu langen Kerkerstrafen verurteilt, die nach unsern Anschauungen nicht sträflich oder

doch entschuldbar sind. Ich bin lebendig begraben hier. Sie kommen aus meinem Lande, Sie kennen uns, Sie sind unser Padri, Sie werden mich nicht verraten, helfen Sie mir zur Flucht, bringen Sie mich zu den Meinen — und ich werde Ihnen mein Leben — lang danken.“

Ein grenzenloses Erbarmen füllte meine Seele, als der Mann noch immer auf seinen Knien liegend, in leidenschaftlichster Erregung diese Worte hervorstieß. Welch ein Leben! Ich sah ihn genauer an. Er



Eine indische Frau auf Trinidad.

war noch in den besten Jahren, stattlich von Figur und mit dem Ausdruck ungewöhnlicher Klugheit in seinen Gesichtszügen, seine Augen aber brannten in unheimlichem Glanz, es war das Feuer der Verzweiflung!

„Steh' auf, setz' dich zu mir. Was hast du verbrochen?“

„Ich hab mein Weib erschlagen.“

„Warum?“

„Weil sie mir untreu war.“

„Darauf steht Todesstrafe.“

„Ich wurde auch zum Tode verurteilt.“

Das Vergehen meiner Frau geschah mit so offenbarem Vorbedacht, und sie beharrte in demselben trotz meiner wiederholten liebevollen und ernststen Warnungen (denn ich hatte sie aufrichtig lieb), so hartnäckig, daß, als ich sie wieder im Hause ihres Buhlen fand, ich meiner nicht mehr mächtig, nach der Dah¹⁾ griff und ihr den Schädel spaltete. Für die That wurde ich verurteilt, der Gerichtshof aber erkannte mir in Anbetracht der Schuld meines Weibes mildernde Umstände zu, und der Gouverneur verwandelte das Todesurteil in 20jährige Kerkerstrafe mit harter Zwangsarbeit.“

„Da hast du also nur noch zwei Jahre abzubüßen?“

„Ja, Herr; ich weiß, was Sie sagen wollen. Wenn Sie nicht gekommen wären, so hätte ich vielleicht die zwei Jahre auch noch ertragen. Seit dem Augenblick aber, wo ich hörte, daß ein indischer Padri auf die Insel gekommen, erwachte die Sehnsucht nach Freiheit und das Verlangen, meine Kinder zu sehen, aufs neue in mir; Tag und Nacht zehrt es an mir, wie das Fieber, Sie allein können mich verstehen. Mein Leben, Herr, meine Freiheit, liegt in Ihren Händen, helfen Sie mir.“

Der Mann lag wieder auf seinen Knien, seine brennenden Blicke auf mich gerichtet in Angst und Hoffnung.

„Gopal, höre mich an: du verlangst Unmögliches von mir. Wir sind hier nicht in Indien und ich bin kein Brahmane; ich stehe ebenso unter dem englischen Gesetz wie du und würde mich, wenn ich dir zur Flucht verhülfe, eines schweren Vergehens schuldig machen. Außerdem kenne ich dich nicht —“

Gopal unterbrach mich mit der Beteuerung, daß er die Wahrheit geredet, es sei alles so, wie er es mir dargestellt, und er werde dankbar sein. —

„Höre mich ruhig an: ich will dir helfen, aber nur auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege. Ich werde die genauesten Erkundigungen über dein Verhalten in der Gefangenschaft einziehen; hast du dich gut geführt und bist du einer solchen Vergünstigung würdig, so werde ich ein Gnadengesuch in deinem Namen

auffetzen lassen und dafür sorgen, daß es sicher in die Hände des Gouverneurs kommt. Er ist ein milder Richter, und wenn er Gutes von dir hört, so wird er dir die zwei Jahre erlassen.“

Ein Blitz der Freude zuckte über Gopals Gesicht: „Bhagwan apka nam barhawe (Gott mache Ihren Namen groß), fragen Sie — jetzt gleich — den Oberaufseher hier — alle Aufseher, — keiner wird mir ein schlechtes Zeugnis geben können.“

„Gut, wir wollen sehen, bleib hier, ich gehe um mit dem Oberaufseher zu sprechen.“

Gopal hatte nicht zu viel gesagt. Der Oberaufseher gab ihm das beste Zeugnis und schilderte ihn als einen gewissenhaften, fleißigen Arbeiter, er habe während der langen Zeit seiner Gefangenschaft nie Ursache zur Klage gegeben, in der That, er sei einer der besten Sträflinge, mit denen er je zu thun gehabt.

„Aber, lieber Oberaufseher, finden Sie es dann nicht ungerecht und geradezu grausam, daß man einen solchen Mann die besten Jahre seines Lebens hier in Gefangenschaft verbringen läßt und ihm nichts Besseres zu thun giebt als Steinbrechen?“

Der Oberaufseher zuckte mit den Achseln und meinte lächelnd, das ginge ihn nichts an, der Mann müsse seine Strafe absitzen und da er kein Englisch verstehe, auch kein Christ sei, so könne er an den Privilegien und Straferleichterungen, welche den weißen und Kreolen Sträflingen bei guter Führung zugestanden würden, keinen Anteil haben.

„Sagen Sie mal, lieber Freund, wenn ich mich für den Mann bei dem Gouverneur verwendete oder andere geeignete Schritte thäte, ihn von dem Rest seiner Strafzeit zu befreien, würden Sie dann bereit sein, ihm amtlich daselbe gute Zeugnis auszustellen, welches Sie mir jetzt über ihn gegeben?“

„Gewiß, Herr, ich würde mich freuen, es zu thun, der Mann verdient es.“

„Gut, die Hand darauf?“

Der Oberaufseher schlug laut lachend in seine Rechte ein.

„So, nun will ich Ihnen Ihren Gefangenen wieder übergeben.“ Ich trat in das Bureau zurück und teilte Gopal mit, daß seine Angaben von dem Oberaufseher bestätigt worden seien und daß ich seine Angelegenheit in Port of Spain energisch betreiben würde. Der Mann jauchzte auf

¹⁾ Schweres, etwa drei Fuß langes und zweieinhalb Zoll breites, schwertartiges Messer, von den Kulis zum Abhauen der Zuckerrohrstauden gebraucht.

vor Freuden, warf sich mir wieder zu den Füßen und versprach, aus Dankbarkeit alles für mich thun zu wollen.

„Es ist gut,“ beruhigte ich ihn, „ich werde dir später zeigen, wie du deine Dankbarkeit gegen den allmächtigen und gnadenreichen Gott, wenn Er das Herz des Gouverneurs rührt, und du deine Freiheit erlangst, am besten zeigen kannst. Jetzt geh an deine Arbeit, heut über acht Tage komme ich wieder.“

Ich übergab Gopal dem Oberaufseher und wollte nun noch eine Wanderung durch die Insel antreten, als ich einen schrillen Pfiff hörte. Es war das Signal, daß der heimkehrende Dampfer in Sicht sei. Ich eilte den abschüssigen Pfad hinunter. Der Abbé wartete schon am Landungsplatz. Der Dampfer rauschte heran, wir stiegen ein, und gegen 9 Uhr abends landete ich in Port of Spain. —

Ich besprach nun Gopals Angelegenheit mit einem Advokaten und beauftragte ihn mit der Anfertigung des Gnaden gesuchs, so daß ich Gopal, als ich in der folgenden Woche wieder nach Carreras kam, schon die Mitteilung machen konnte, daß seine Eingabe bald in den Händen des Gouverneurs sein werde.

Als die Unterrichtsstunde vorbei war, meldete mir der Oberaufseher, daß ein neuer Kulisträfling mich sprechen wolle.

„Ja, warum haben Sie ihn denn nicht mit den andern zu mir gebracht?“

„Er ist zum Tode verurteilt und darf mit den andern Gefangenen nicht verkehren.“

„Zum Tode verurteilt! Warum? hat er etwa auch seine Frau erschlagen?“

„Leider ja. Die Fälle häufen sich jetzt so, daß sie für uns geradezu peinlich werden. Wir haben jetzt nicht weniger als drei Frauenmörder in unsern Zellen. Die Zahl der Kulisträflinge nimmt überhaupt derartig zu, daß die Regierung bald neue Gefängnisse wird bauen müssen.“

Es gab allerdings in den Strafanstalten der Insel eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl überraschend große Anzahl indischer Gefangener. Der Grund davon lag zum großen Teil in den socialen Verhältnissen, in welche die Hindus bei ihrer Einwanderung kamen. Der Hindu ist viel lenksamer als der Neger, er kennt aber weder die englischen Gesetze noch das

westländische, höchst verwickelte Gerichtsverfahren, ebenso ist es ihm unmöglich, sich unmittelbar nach seiner Verpflanzung aus Indien, wo er von Kindheit an den bestehenden Kastengebräuchen und der Landesitte gemäß gelebt hat, den hier geläufigen Anschauungen und zu Recht bestehenden Gesetzen anzupassen, zumal die letzteren in vielen Fällen ihren alten Ideen von Recht und Schicklichkeit direkt widersprechen. So fällt, wie schon angedeutet, ein großer Prozentsatz von Kulis nicht deshalb in die Hände des Gerichts, weil sie gestohlen oder etwa die öffentliche Sicherheit gefährdet, sondern weil sie ihre Frauen getötet oder mißhandelt haben. In Indien wird das Ehe- und Familienleben mit fast sakramentaler Reinheit gehütet. Der Hausvater ist seiner Frau und seinen Kindern wie ein Gott. Die früher gebräuchlichen Witwenverbrennungen sowie die eigentümlich traurige Stellung der Witwen im indischen Haushalt beweisen, mit welcher Festigkeit die ehelichen Bande geknüpft sind, und daß der Gedanke, daß sie je gelöst werden könnten, dem rechtgläubigen Hindu undenkbar ist.

Die Auswanderung nach einem andern Lande bringt aber den Verlust der Kaste und eine Auflösung aller der Bande mit sich, welche die Familie und die einzelnen Teile der indischen Gesellschaft so fest zusammenhalten. Ich will nicht sagen, daß die Männer gleichgültiger gegen ihre Frauen werden, die letzteren selbst sind aber gezwungen, aus der Zurückgezogenheit und häuslichen Stille, in welcher sie in Indien leben und schaffen, herauszutreten, sie sind ja Arbeiterinnen des Plantagenbesizers geworden, der sie gemietet hat; nicht mehr die Landesitte und häusliche Gewohnheit, sondern sein Wille ist jetzt für sie bestimmend, sie müssen ihren kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen nachkommen und die Arbeit thun, die ihnen auferlegt wird.

Ein weiterer Grund, warum die Hindu frauen der ihnen angeboren und anerzogenen Sittigkeit entfremdet werden, liegt in dem entfittlichenden Einfluß des sie umgebenden Negerlebens. Der sittlich verkommene Zustand des Durchschnittsnegers ist noch ein Erbstück der Sklaverei. Wie sie früher in freier Ehe mit Sklavinnen lebten, so leben sie noch, obgleich sie nun freie Leute geworden und besonders von

seiten der Kirche alles gethan wird, sie zum Eingehen gesetzlich gültiger Ehen zu bewegen. Wie traurig die Zustände in dieser Hinsicht sind, das geht schon daraus hervor, daß zwei Drittel der Negerkinder, welche der protestantischen Kirche auf Trinidad angehören, unehelich geboren sind. Wie groß der Prozentsatz in der katholischen Kirche und den andern Religionsgemeinschaften ist, habe ich nicht erfahren.



Indische Musikanten auf Trinidad.

Einen größeren Gegensatz als die Ideen der Hindus und der Neger über die Ehe kann es gar nicht geben. Was Wunder, wenn die ersteren unter einer solchen Umgebung mit der Zeit in ihren Anschauungen freier werden und dem bösen Beispiel der letzteren folgen!

Das größte Übel aber in dem Verwilderungsprozeß der Hindus in Trinidad ist der Trunk. Die Hindus sind

von Natur ein nüchternes und enthaltames Volk. Kein anständiger Hindu trinkt Branntwein, seine Religion und die hergebrachte Sitte verbieten ihm den Genuß von Spirituosen ebenso streng wie z. B. das Essen von Rindfleisch. In Trinidad jedoch wird der Hindu fast gezwungen, sich dem Laster des Trunks zu ergeben. Die Straßen in den Städten und Dörfern sind überfüllt mit Branntweinkläden, in denen neben dem

teuren englischen Brandy und Gin und den gewöhnlichen Bieren der in den Zuckerpflanzungen hergestellte billigere Rum verkauft wird. Der Mangel der gewohnten Nahrung, das schlechte Wasser, die Überanstrengung des Körpers, das entkräftende Klima, das Beispiel und Zureden der Neger — das alles trägt dazu bei, die Kulis nach und nach zum Trinken zu verleiten. Die Regierung, welche auf der einen Seite in freundlichster Weise für die gerechte Behandlung und den Schutz der Kulis sorgt, befördert auf der andern Seite leider den Untergang derselben durch die Begünstigung des Handels mit berauschenden Getränken. Jeder, der imstande ist, einen Erlaubnischein zu bezahlen, ist berechtigt, einen Branntweinklader zu halten. Der Preis dieser Scheine beträgt bis zu 4000 Mk. pro Jahr, und man sollte meinen, daß es die Höhe dieser Summe

unmöglich mache, viele solcher Läden zu errichten; der Branntweinverbrauch ist aber ein so ungeheurer, daß die Händler noch glänzende Geschäfte machen. Bei jeder Straßentreuzung sind buchstäblich die vier Ecken der Straßen mit Schnapsläden besetzt, und der größte Ehrgeiz für Neger, Chinesen und Kulis ist, sich so viel Geld zusammen zu sparen, um ein solches Geschäft anfangen zu können. —

Das alles ging mir durch den Kopf, als ich dem Gefängnis zuschritt, und ließ mich viele Vergehen der Kulis in milderem Lichte sehen, als es die englischen Richter thun konnten.

Die schweren, eisernen Thore öffneten sich, wir traten in die Halle und der Oberaufseher führte mich zu einer in dem oberen Stockwerk befindlichen Zelle, welche, wie er sagte, für Mörder bestimmt war.

Die Thüre ging auf, und vor mir stand ein junger, blühender Mann von geradezu auffallender Schönheit. Selbst die grobe Sträflingskleidung konnte seiner anmutigen Erscheinung keinen Eintrag thun.

Der Wärter sagte mir, daß sowohl Mr. Brown als auch der Abbé wiederholt mit dem jungen Mann zu reden versucht hätten, da er aber fast gar kein Englisch verstehe, so hätten sie sich nicht verständigen können, da habe er (der Oberaufseher) ihm erzählt, daß ich ein indischer Padri sei und ihn gern besuchen würde, wenn er es wünsche; er habe darauf dringend verlangt mich zu sprechen. Er hieß Sadhu.

Ich redete ihn nun in seiner Muttersprache (Hindi) an und erfuhr von ihm, daß er erst seit kurzer Zeit auf der Insel sei. Seine Frau habe von Anfang an keine Lust gehabt, mit ihm Indien zu verlassen, den Überredungskünsten des Kuliagenten sei es aber endlich doch gelungen, sie zum Mitgehen zu bewegen. Seitdem sie aber auf der Insel angekommen, sei sie vor Heimweh ganz unglücklich geworden, habe ihm Tag und Nacht Vorwürfe gemacht, daß er sie aus der Heimat und von ihrer Familie weggetrieben habe, und schließlich habe er erfahren, daß sie ihn habe heimlich verlassen wollen, um mit einem Kuli-Sirdar (indischer Kuliaufseher), welcher seine Kontraktzeit abgearbeitet hatte und nach Indien zurückkehren wollte, um neue Kulis anzuwerben, wieder in ihre Heimat zu gelangen. Von ihm darüber zur Rede gesetzt, habe sie hartnäckig auf ihrem Vorhaben bestanden, er sei deswegen in Wut geraten, habe sie ergriffen und gewürgt, bis sie nicht mehr geatmet habe. Und das alles erzählte der Mann so naiv und ruhig, als wenn sich seine That ganz von selbst verstanden hätte. „*Hamari stri thi wa nahin*“ (war sie meine Frau oder nicht?) antwortete er mir immer wieder, als ich ihm klar zu machen suchte, daß er kein Recht gehabt

hätte, seine Frau zu töten, und daß er nach dem englischen Gesetz nun selbst den Tod leiden müsse. „Das englische Gesetz kenne ich nicht,“ antwortete er geringschätzig, „das Gesetz hat meine Frau nicht am Fortlaufen gehindert, wie kann es mich hindern, sie für ihre Untreue zu strafen!“

„Und nun sollst du gehängt werden!“ rief ich mitleidig aus.

„Ja, Herr, aber ich möchte leben; ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich bin auf der Plantage fleißig gewesen, mein Herr ist nie unzufrieden mit mir gewesen, ich habe niemand betrogen, ich habe meine Frau für ihre Untreue gestraft, das ist wahr, aber das war meine Pflicht; Sie sagen, ich hätte die Strafe dem Gericht überlassen sollen, die Frau hat sich gegen mich, den Gatten, vergangen, und mir stand es zu, sie zu strafen.“

„Warum hast du mich rufen lassen?“ unterbrach ich ihn.

„Herr, zwei andere Padris sind schon mehrere Male bei mir gewesen, was sie gesagt, hab ich nicht alles verstanden, nur das ist mir klar geworden, daß sie in mich dringen, Christ zu werden, ehe ich hingerichtet werde.“

„Nun ja, willst du Christ werden?“

„Wenn Sie mir das Leben retten, ja — wenn nicht — nein —. Was soll mir das Christentum, wenn ich doch gehängt werde! Vermögen Sie etwas bei den Richtern, so retten Sie mich.“

Ich stand dem Manne einen Augenblick sprachlos gegenüber. Diese Wendung hatte ich nicht erwartet.

„Ich werde mir's überlegen,“ war das Einzige, was ich ihm endlich antworten konnte, „in einigen Tagen hörst du wieder von mir.“

Ich ging. — Es war möglich, daß bei den Gerichtsverhandlungen der thatsächliche Bestand des Falles Sadhu nicht zur Genüge klar gelegt worden; die Verhandlungen fanden in Englisch statt, Sadhu verstand kein Englisch, und obwohl bei dem Verhör des Angeklagten und der Zeugen Dolmetscher zu Hülfe genommen wurden, so war es mir doch sehr zweifelhaft, ob Sadhus vollständige Unkenntnis des englischen Gesetzes, — seine für ihn maßgebende Auffassung des Vergehens seiner Frau, — die maßlose Herausforderung seitens derselben, die dadurch bei ihm hervorgerufene Wut,

welche ihm für den Augenblick die Sinne verwirrte, und andere den Mann entschuldigende Momente dabei wirklich zum Ausdruck gekommen. Wenn's um den Kopf geht, dann ist Dolmetschen eine gefährliche Sache; zudem fehlte dem Verteidiger sowohl wie dem Richter die Kenntnis indischen Lebens und indischer Anschauungen, sie waren also beide unfähig, sich auf den Standpunkt des Angeklagten bei Vollführung der That zu stellen. — Wenn ich das alles dem Verteidiger darlegte — wenn ich ihm den Fall so beleuchtete, wie es Sadhu eben selbst gethan — er konnte begnadigt werden, und würde er begnadigt, so würde er Christ, das war mir klar. Ich ging zu seinem Verteidiger, legte ihm den ganzen Fall vor und bat um Revision des Urteils. Er berichtete an den Oberrichter, welcher in anbetracht der neuen zu Tage getretenen Gesichtspunkte eine nochmalige Prüfung der Akten anordnete, deren Resultat war, — daß das Todesurteil bestätigt blieb. Das Verbrechen des Frauenmordes hatte so überhand genommen, daß ein Exempel statuiert werden mußte. Am Abend vor seinem Tode wurde ich noch einmal zu Sadhu gerufen, er teilte mir seine letzten Wünsche mit, ich sagte ihm, was ich ihm, dem Hindu, angesichts des Todes sagen mußte, und am nächsten Morgen um 5 Uhr wurde er gehängt. —

Sadhus Hinrichtung machte auf Gopal einen sehr niederschlagenden Eindruck.

„Sie werden mich nicht frei lassen,“ sagte er verzweifelnd, als ich wieder nach der Unterrichtsstunde auf Carréras die Aussichten seines Gnadengesuches besprach. Das Schriftstück war längst dem Gouverneur eingehändigt, er hatte auch die amtlichen Ermittelungen bei den Beamten auf Carréras in Beziehung auf Gopals Führung machen lassen. Eine Woche nach der andern verging, mir selbst sank der Mut, noch weiter zu hoffen. Da erhielt ich eines Abends eine Note von dem Advokaten, dem ich die Angelegenheit übertragen, folgenden Inhalts: „Heut vormittag Sitzung des Kolonialrates, Gouverneur befürwortete die Erlassung des Strafrechts. Befehl zur Entlassung Gopals geht im Lauf der Woche nach Carréras.“

Gott sei Dank! Ich mußte der erste sein, der Gopal die Freudenbotschaft brachte. Ich wartete daher nicht erst, bis mein Besuchstag auf Carréras wieder kam, sondern nahm ein Extrabillet auf dem Morgendampfer, welcher Proviant nach der Insel brachte, stürmte den Fels hinauf nach den Steinbrüchen:

„Gopal!“

Da stand er, mit wuchtigem Hammer Steine zerschmetternd.

„Gopal!!“

Erschreckt wandte er sich um:

„Was ist's Herr?“

„Gopal, du bist frei!“

Nach Ophir.

Vom Herausgeber.

Die Entdeckungswesen in Afrika haben so manches Rätsel gelöst, so manche unerwartete Aufschlüsse erteilt. Aber sie haben auch viele neue Fragen angeregt, neue Rätsel aufgegeben, auf welche auch die Gelehrten unserer Zeit eine befriedigende Lösung noch nicht zu geben imstande sind. Eins dieser merkwürdigen Rätsel sind die großen, monumentalen Granitbauten, welche über das weite Gebiet zwischen dem Sambesi im Norden und dem Limpopo im Süden zerstreut sind. Diese Ruinen, bald als kreisrunde Bauten, Ringmauern gleich, aufgeführt, bald vielfach gewundene Mauerwerke mit Gängen, Räumen, Altären,

Türmen u. dgl., sind teils an den Flußläufen, teils auf kahlen Felsengipfeln, teils auch am Fuße der Felsenberge in der Ebene aufgeführt. Die bekanntesten sind die Ruinen von Simbabwe. Merkwürdige Bauten! „Soviel“, berichtet ein Augenzeuge, „zeigt der erste Blick, daß an diesen Mauern sehr viele kunstgeübte Hände, welchen Tausende von Arbeitern zur Seite standen, jahrelang ausdauernd müssen gearbeitet haben, um solche Werke zustande zu bringen.“ Alle die unzähligen Granitsteine, aus denen die Mauern aufgeführt sind, sind ohne Mörtel künstlich zusammengefügt. Aber doch sind nicht wie bei den

Cyklopenbauten Griechenlands und Italiens gewaltige Felsblöcke verwandt; sondern es liegen ganz gleichförmige Steine je einer und derselben Größe lagenweise übereinander, auf eine Schicht vierzölliger Steine folgt eine solche fünfzölliger oder sechszölliger

großer Festigkeit verwandt, von denen einige bis heute dem Zahn der Zeit getrotzt haben und so hart sind, daß man auch mit großer Anstrengung kaum imstande ist, einen Nagel hineinzutreiben.

Man fragt sich, woher stammen diese



In den Ruinen von Simbabwe.

u. s. w. Dazwischen sind höchst einfache, aber hübsche Verzierungen angebracht, indem einzelne Reihen schräg auf die Kante gestellt und durch darüberliegende Kragsteine zusammengehalten werden. Bei den Thüröffnungen sind hier und da Holzbalken von

seltsamen Bauwerke, und welchen Zwecken haben sie gedient? Soviel kann man wohl von vornherein feststellen, daß derartige Bauten nie, auch in grauer Vorzeit nicht, von den schwarzen Völkern dieser Gegend ausgeführt sind. Eine derartige Kunst im

Bauen mit der dazu erforderlichen Ausdauer, um Mauern von zehn Fuß Dicke fünfundzwanzig Fuß hochzuführen und bei 20 Fuß Höhe noch Mut und Lust zu besitzen, zu künstlerischen Verzierungen, — dazu wären die Schwarzen nicht imstande! Aber welches Volk hat sie dann gebaut? Wir steigen an der Reihe der Jahrhunderte hinauf in die Vergangenheit; die Portugiesen, die Araber, die in geschichtlichen Zeiten wenigstens an den Küsten dieser Länder geherrscht haben, sind die Erbauer sicher nicht gewesen. Wir müssen viel weiter zurückgehen in die Vergangenheit.

bis nach Sofala hinab die Schifffahrt ganz außerordentlich durch die Monsune erleichtert wird, von Dezember bis Februar wehen die Nordostmonsune und führen die Schiffe längs der Küste Afrikas ohne Schwierigkeit bis über den Kanal von Mozambik hinaus; von April bis Oktober wehen die Südwestmonsune und führen die Schiffe schnell und sicher in ihre Heimat zurück. Mit diesen Winden fuhren wahrscheinlich Hiram's und Salomos Schiffe nach dem Süden. Das jetzige Maschona-Land war ihnen als ein Land großen Goldreichtums bekannt; feste Forts an den Heerstraßen ihrer Karawanen, feste



Aufstieg zum Felsenkraal der Bakharanga.

Sollten die Phönizier bis hierher ihre Handelsreisen ausgedehnt haben? Sollten wir hier das Ophir Salomos suchen?

Allerdings ist es wissenschaftlich fast ungewiss, daß ein Ophir in Arabien,¹⁾ wahrscheinlich am Persischen Meerbusen gelegen hat; aber es ist fast ebenso sicher, daß dies nicht das Ophir Salomos, das Land unerforschlichen Goldreichtums, gewesen ist. Woher holten Hiram, der König von Phönizien, und sein königlicher Freund Salomo ihre Goldschätze?²⁾ Wir müssen in Betracht ziehen, daß im Indischen Ozean

Punkte an den wichtigen Flußübergängen sicherten ihnen die Herrschaft über das Land und die ungestörte Ausbeute seiner Reichtümer. Das ist bisher die einzige wahrscheinliche Lösung des Rätsels dieser Ruinen in Maschona-Land. Die Art der Bauten, die Säulen in der Mitte, die Zieraten, die vorgefundenen Werkzeuge und Thongeräte, alles erinnert in überraschender, zum Teil unverkennbarer Weise an phönizische Muster, besonders an sizilische Altertümer phönizischen Ursprungs. Die Wahrscheinlichkeit ist deshalb sehr groß, daß das Ophir Salomos im jetzigen Maschona-Lande zu suchen ist; und der Berliner Missionsinspektor Me-

¹⁾ 1. Moje 10, 29.

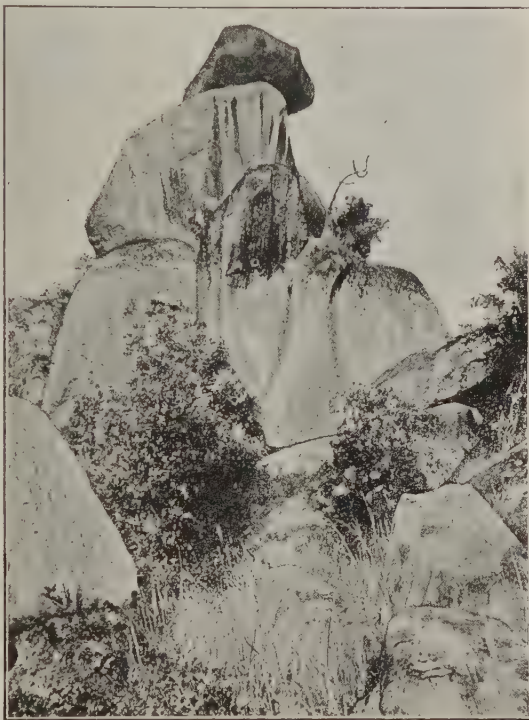
²⁾ 1. Kön. 9, 27, 28; 10, 11; 2. Chron. 8, 18.

rensky, dem wir diese Mitteilungen verdanken, hat sich ein Verdienst erworben, daß er seit Jahrzehnten unermüdlich diesen Gedanken festgehalten und mit immer neuen, immer besseren Gründen zu stützen versucht hat.

Wie merkwürdig! Gerade seine Missionsgesellschaft, die Berliner südafrikanische, ist seit vier Jahren berufen auf diesem uralten historischen Boden Missionsarbeit zu treiben! Die Geschichte des Maschona-Landes in der neuesten Zeit gehört zu den merkwürdigsten Kapiteln afrikanischer Kolonisation. Cecil Rhodes faßt, gestützt auf die Nachrichten der Reisenden über reiche Goldfunde in diesem Gebiet und ermutigt durch die glänzende Ergiebigkeit der transvaalschen Goldfelder, den Plan, in Maschona-Land ein großes Kolonialreich aufzurichten. Er gründet die Chartered Company, läßt ihr die Oberherrschaft über das ganze Gebiet zwischen dem Limpopo und dem Sambesi übertragen, baut eine Eisenbahn von Kimberley, seiner Diamantenstadt, bis Mafeking und von da einen Wagenweg bis nahe an den Sambesi, legt Telegraphenlinien und ruft Ansiedler in sein Land. Er erklärt Lobengula, dem Matebelefürsten, den Krieg, schlägt ihn und jagt die Matebele aus dem Lande hinaus. Freilich war es nur ein zweifelhafter Besitz; die Matebele haben nur die erste Schlappe der Chartered Company, die Niederlage ihres Besiegers Jameson bei Krügersdorp in Transvaal abgewartet, um sich von neuem zu erheben. Es wird noch einen monatelangen Kampf und viel Blutvergießen kosten, bis die englische Herrschaft in diesem Gebiete gesichert ist.

Die Berliner Missionare schauten schon lange von den äußersten Vorposten ihrer Arbeit am Limpopo mit Verlangen in das sogenannte „Boniai“, den südlichen und östlichen Teil von Maschona-Land, hinüber. Die armen, geknechteten Bakharanga jammerten sie; in unzugänglichen Felsklüften, zwischen Felsblöcken eingeklemmt, wie zwei unserer Vögel, saßen sie nach photographischen Aufnahmen darzustellen, hausten sie in beständiger Furcht vor ihren mächtigen Herrn. Einer der Berliner Missionare beschreibt einen Besuch in einem solchen Felsenkraale. „Zwischen Felsblöcken und Bäumen ging

es durch hohes Gras hinauf, zuerst überhaupt ohne Weg; bald jedoch sahen wir einen „gestorbenen“, d. h. wieder mit Gras bewachsenen Fußpfad; er war kaum kenntlich und verlor sich oft auf Felsklippen, über die man auf Händen und Füßen hinaufkriechen mußte. Dann versperren uns wieder Gestrüpp, Schlingpflanzen und Kletten den Weg. Endlich waren wir oben. Der Dorfälteste kam uns bis zum Stadthor entgegen, reichte uns die Hand und rief: „Tritt ein, Mynheer! Deine Stadt!“ Andere kamen zur Begrüßung herbeigeeilt,



Felsgebilde an dem Stationsberge bei Gutu.

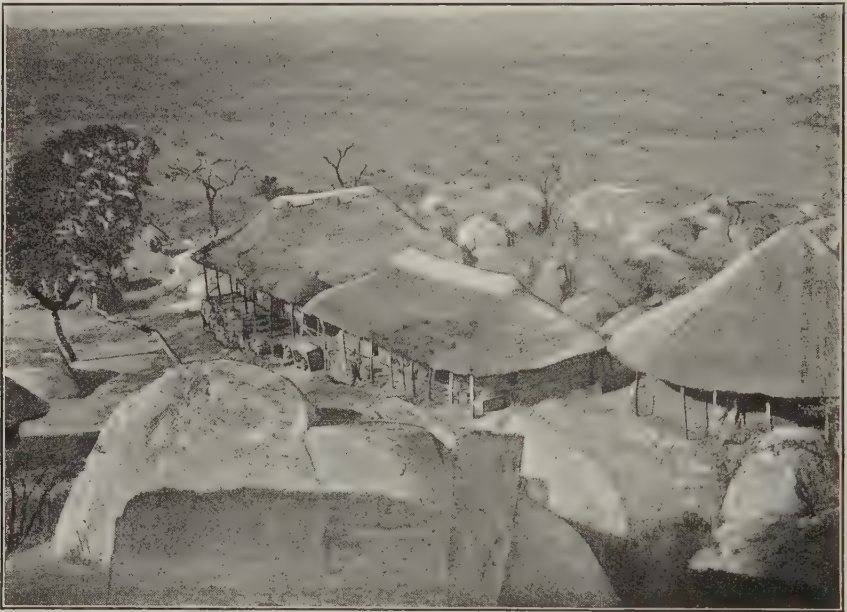
sie freuten sich sichtlich über unsern Besuch.

Seit dem August 1892 sind die Berliner Missionare im Lande und haben zwei Stationen bei den Häuptlingen Gutu und Tschibi angelegt; erstere zeigt unser Bild (S. 138). Schmerzhafte Erinnerungen knüpfen sich an ihre Erbauung. Bei ihrer Ankunft wollten sich die Missionare Meister und Wedepohl ganz in der Nähe von Gutu's Kraal in der Ebene ansiedeln; aber ehe das Jahr zu Ende ging, hatten schwere Fieber den Missionar Meister, sein junges Weib und ihr neugeborenes Töchterchen hinweg-

gerafft. Der allein übrig gebliebene Bedepohl flüchtete sich, selbst hart vom Fieber geplagt, auf den nahegelegenen Felsbühl und baute dort mit Hülfe nachgekommener Missionare zwischen den Felsen die Stationsgebäude, die wir vor Augen haben. Das mittlere Gebäude ist nur ein notdürftig nach Art der Eingeborenen aus Pfählen hergerichtete Bauwerk und wird nach wenigen Jahren zusammenfallen; es war nur der erste Unterschlupf in der Zeit der Not. Dagegen ist das Haus links auf

Ebene, fast überall mit Buschwerk und einzelnen Bäumen übersät, nirgends zusammenhängender Wald; hier und da ragen schroffe Felskegel oder felsige Bergreihen empor, man kann sicher sein, daß da in der Nähe Kraale der Eingeborenen liegen.

Es ist etwas Merkwürdiges, uralte Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen. Über diese Ebene am Fuß der Station zogen vor dreitausend Jahren König Salomos Knechte und vertrieben sich die Langeweile der mühseligen



Die Station Gufu im Maschonalande.

hohem Fundament aus Steinmauern aufgeführt, freilich enthält es nur zwei Zimmer. Das Rondabel rechts dient als Kirche und Schule zugleich; es ist nur ein dürftiges Kirchlein, die lehmbedeckten Pfahlwände ohne jeden Schmuck, die Fenster mit Leinwand überzogen; nur für den Missionar ist ein Stuhl da, die andern müssen auf dem Boden niederhocken. Alle drei Gebäude liegen auf luftiger Höhe und gewähren einen freien Ausblick über das Land; es erscheint rings als eine weite, gleichförmige

Wanderung mit Psalmen zum Preise Jehovas. Sie kamen, Gold zu holen zum Bau des heiligen Tempels in Jerusalem. Und jetzt erschallen dieselben Psalmen wieder aus den strohgedeckten Hütten auf der Station aus dem Munde der Botschafter und Diener von Salomos großem Sohn, die gekommen sind, den armen, geknechteten Heiden die eine köstliche Perle zu bringen. Sie wollen Jehovas Tempel bauen in diesen wüsten Gegenden!

Vom großen Missionsfelde.

Dr. Karl Peters und die evangelische Mission.¹⁾

In den ersten Jahren der Kolonialbegeisterung hatte der Name Peters auch bei vielen Missionsfreunden einen guten Klang, man freute sich des thatkräftigen Pioniers und hoffte, daß er als Pastorensohn auch Sinn und Verständnis für evangelische Mission haben werde. Das Vertrauen ging soweit, daß die junge ostafrikanische Missionsgesellschaft Berlin III Dr. Peters zum Vorstandsmitgliede erwählte und sich wesentlich von seinen Wünschen bestimmen ließ. Selten ist aber ein geschenktes Vertrauen so getäuscht worden wie von Dr. Peters. Für ihn war die Mission nur ein bequemes Hilfsmittel zur Nutzbarmachung der Kolonie. Darum pries er in seinem Blatte mit überschwänglichen Worten die römischen Missionsplantagen, wie sie in Bagamoyo und dessen Filialen durch gekaufte Sklaven betrieben werden, ja er war bald ein intimer Freund der Römischen. Während ihm 1887 seine evangelische Missionsgesellschaft ihren ersten Sendboten Greiner anvertraute, um ihn in Usaramo einzuführen, schloß er unterwegs in Rom einen Vertrag mit der Propaganda; und die Benediktiner erhielten ihren Platz in Daresalaam dicht bei der Berliner Mission. Das war die erste Enttäuschung, welche Dr. Peters den evangelischen Missionsfreunden bereitete.

Dann kam die Emin Pascha-Expedition nach Uganda. Dr. Peters hat sich darüber in seinem Reisewerke „die deutsche Emin-Expedition“ mit erstaunlicher Offenheit ausgesprochen. Es war uns schon beim Erscheinen des Buches unbegreiflich, daß sich das große Publikum nicht mit Entrüstung

von einem solchen Raubzuge abwandte, bei dem ganz unverantwortlich viel Blut vergossen und doch im Grunde nichts erreicht wurde. Peters rühmt sich, als Rupanda Scharo (Erstürmer der Städte) mit seiner Somalitruppe den Weg nach Uganda erreicht zu haben. Wo ihm Vieh und Nahrungsmittel nicht gutwillig ausgeliefert wurden, wurden sie genommen, Bezahlung zu fordern galt als Unrecht, die Antwort auf jeden Widerspruch war Pulver und Blei. Als er den Gallasultan Hojo, mit dem er eben erst einen Vertrag geschlossen, samt sieben seiner Großen niedergeschossen hatte, empfand er „den ganzen stolzen Rausch des Siegers.“ Endlich kam er nach Uganda. Er fand das Land in völliger Auflösung; die evangelische und katholische Partei, „Engländer“ und „Franzosen“, standen sich mit bewaffneter Hand gegenüber. Dr. Peters stellte sich ohne Besinnen auf die Seite der französisch-katholischen Partei, schloß mit den französischen Patres die innigste Freundschaft und that alles, was in seinen Kräften stand, um die evangelisch-englische Partei zu vernichten. Die evangelischen Missionsfreunde schwebten damals ein Jahr lang in der größten Sorge, daß die ganze evangelische Uganda-Mission, eines der Ruhmesblätter der neueren Missionsgeschichte, an diesen politischen Umtrieben des Dr. Peters zu Grunde gehen würde. Das war der zweite Schlag, den Dr. Peters der evangelischen Mission versetzte. Unsere Freunde werden es verstehen, wenn seitdem die Vertreter der evangelischen Mission in ihrem Urteil über Dr. Peters sehr vorsichtig waren und in die damals noch allgemeine Begeisterung für den Vorkämpfer der kolonialen Bewegung nicht einstimmen konnten.

Dann kamen die jüngst so viel besprochenen Vorgänge am Kilimandscharo. Wie weit Dr. Peters gerichtlich strafbar ist, ob die Hinrichtung seines Kochs und seiner Dirne unter den Gesichtspunkt des gemeinen Mordes zu stellen sind, liegt nicht uns zu entscheiden ob. Sehr viele unserer Freunde werden sich darüber auf Grund der in den Zeitungen veröffentlichten Reichstagsverhandlungen ihr Urteil gebildet haben. Die Tatsache steht jedenfalls außer Zweifel, daß diese Wirren zur Aufhebung der englischen Missionsstation in Moschi führten, und daß

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. Wir sind anlässlich der erregten Petersdebatte im Reichstage im März dieses Jahres von verschiedenen Seiten gebeten worden, uns über das Verhältnis des Dr. Peters zur evangelischen Mission zu äußern. Wir haben es bisher vermieden, auf die leider epidemisch werdenden kolonialen Skandale einzugehen, weil es uns eines Missionsblattes für christliche Familienkreise unwürdig schien, solche schmutzige Wäsche zu waschen. Wir bringen deshalb auch den obigen, auf unsern Wunsch von einem wohlunterrichteten Mitarbeiter verfassten Artikel nur zur Orientierung, ohne uns im einzelnen auf die vor den Gerichtshof gehörigen, schweren Anklagen einzulassen.

fast in allen deutschen Zeitungen die englischen Missionare in schmähtichster Weise als politische Ränkeschmiede, als Feinde des Deutschtums, als Verräter u. s. w. gebrandmarkt wurden. Und das alles, trotzdem der damalige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Freiherr von Soden amtlich erklärt hatte, er könne keine Anklage gegen den englischen Missionar in Moschi zurücknehmen, weil amtlich nie eine solche gegen ihn erhoben sei! Dem Dr. Peters war aber der Missionar Steggall als Engländer ein Dorn im Auge, die Engländer sollten verdrängt werden! Daß Dr. Peters' rücksichtsloses Vorgehen am Kilimandscharo ein schlimmes Ende nahm, daß sich unter seinem gleich „schneidigen“ Nachfolger die Eingeborenen gegen diese Tyrannei empörten und wackre deutsche Soldaten und Offiziere mit ihrem Blut die Sühne zu zahlen hatten, ist aus den Zeitungen bekannt.

Dr. Peters hat also der evangelischen Mission viel geschadet. Es wäre nicht schwer den Nachweis zu erbringen, daß er mit eben solcher Geflistentlichkeit die Interessen der katholischen Mission vertreten und denselben in einer Weise Vorschub geleistet hat, die seinem evangelischen Namen wenig Ehre macht. Doch wir beneiden die Katholiken um diesen Bundesgenossen aus dem evangelischen Lager nicht, die Untreue rächt sich doch früher oder später, und das Centrum hatte kürzlich im Reichstag nichts Eiligeres zu thun, als Dr. Peters von seinen Rockschößen abzuschütteln. P. Strümpfel.

Ein großes Deficit und seine Beseitigung.

Die kleinste evangelische Missionsgemeinde in Deutschland ist die Brüdergemeinde. Sie zählt in Deutschland nur 24 Gemeinden mit 7914 Seelen, und wenn man alle andern Brüdergemeinen in England, Amerika und Australien dazu zählt, sind es doch nur 34 623 Seelen. Diese Brüdergemeinde hat die ältesten und größten Missionsgebiete in ihrer Pflege. Ihre Missionsseinnahmen und Ausgaben belaufen sich im Jahre auf eine halbe Million Mark. Nun wurde diese Brüdergemeinde von einem schweren Schlage betroffen. Die Jahresrechnung 1894/1895 schloß mit einem Fehlbetrage von 109 960 Mark. Da ihre Mitglieder schon, um die laufenden Missionsausgaben zu bestreiten, auf den Kopf einen Missionsbeitrag von fast 9 Mark

aufbringen müssen, so schien es unmöglich, daß die Gemeinde außerdem auch noch diese bedeutende Schuld zu tilgen imstande wäre. Das Überraschende ist geschehen! Im September 1895 machte die Missionsleitung den traurigen Stand ihrer Kasse bekannt, und nur fünf Monate später, im Februar dieses Jahres, konnte sie fröhlich und dankbar mitteilen, daß der letzte Rest der großen Missionsschuld getilgt sei. Es ist vielleicht in Deutschland eine derartige Opferwilligkeit für Missionszwecke noch nicht dagewesen. Man muß die Empfangsbesccheinigungen im Missionsblatt der Brüdergemeinde nachlesen, um die erstaunliche Höhe sehr vieler einzelner Gaben zu bewundern. Gaben von 1000—3000 Mark sind nichts Ungewöhnliches. Gaben von 100 Mark sind in großer Anzahl, zum Teil von armen Leuten eingegangen. Die Gemeinde in Zeist in Holland hat allein 17 000 M. aufgebracht. Man kann die Geschichte dieses Deficits und seiner Beseitigung nicht ohne ein tiefes Gefühl der Beschämung lesen, daß die Missionsfreunde der Brüdergemeinde uns an Opferwilligkeit für die Sache des Herrn so weit überragen. Ein Werk, das von einer so opferwilligen Liebe getragen wird, wird zweifellos von dem Herrn reich gesegnet werden.

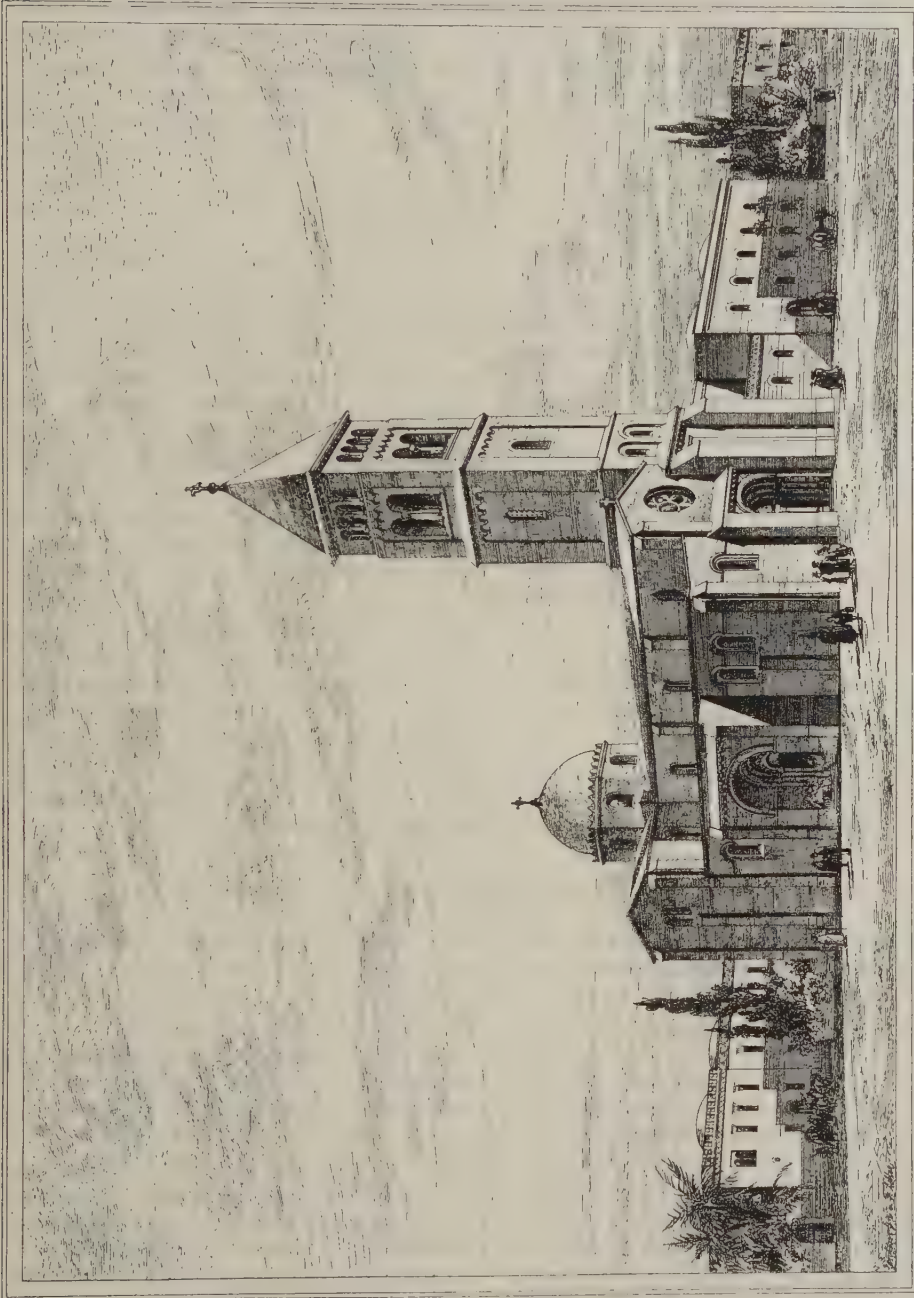
Die Erlöserkirche in Jerusalem.¹⁾

Der evangelische Oberkirchenrat in Berlin hat unter dem Titel: „Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirchen in Jerusalem“ eine kleine Schrift veröffentlicht, auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser richten möchten. Jerusalem und seine heiligen Stätten sind allen Christen von je her sonderlich teuer gewesen, und in tausenden evangelischen Herzen ist der Wunsch lebendig, auch einmal wenigstens in dem Lande zu weilen, wo uns besucht hat der Aufgang aus der Hölle. Die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern und der mit ihnen eng verbundene Johanniterorden haben es sich zur besondern Aufgabe gemacht, die deutsch-evangelischen Interessen in Jerusalem zu pflegen. Im Jahre 1841 gründete der fromme König

¹⁾ Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirchen in Jerusalem. Berlin, Mittler und Sohn. Preis 1,50 M. Ein vorzüglich ausgeführtes Bild der „Erlöserkirche“ ist zum Preise von 3 M. durch die genannte Buchhandlung zu beziehen. Der Ertrag ist für das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem bestimmt.

Friedrich Wilhelm IV. in Verbindung mit der englischen Hochkirche das evangelische Bistum Jerusalem; von 1845 bis 1879

überragte bald alle andern evangelischen Gemeinden an Zahl und Einfluß. So wurde das Band mit der englischen Kirche gelöst



Die Erlöserkirche in Jerusalem.
(Mit ansehnlicher Genehmigung der Verlagsbuchhandlung aus: „Arbeit und Aufgabe der evangelischen Kirche in Jerusalem.“
Berlin 1896. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.)

war ein evangelischer Deutscher, der Missionar Gobat, Bischof in Jerusalem. Inzwischen erstarbte die deutsch-evangelische Gemeinde in Jerusalem von Jahr zu Jahr und

und der deutsch-evangelische Kirchenverband selbständig organisiert. Im Jahre 1869 schenkte der Sultan der Krone Preußen den großen, günstig gelegenen Muristan,

einen Platz, der wie dazu geschaffen war, der Mittelpunkt für die deutsche Gemeinde zu werden. Auf diesem Platz ist auf den Fundamenten der alten Johanniter-Kirche am 31. Oktober 1895 der Grundstein zu der „Erlöserkirche“ gelegt, von der wir unsern Lesern ein Bild darbieten. Hoffentlich wird der Bau der schönen Kirche im Laufe des Jahres 1897 vollendet werden. Sie wird eine würdige Vertretung der deutsch-evangelischen Christenheit im Geburtslande unsers Glaubens sein.

Ein wichtiger Erlaß des Kaisers von China.

Im Anschluß an die beklagenswerten, auch von uns öfter besprochenen Unruhen in China hat der Kaiser von China den nachstehenden bemerkenswerten Erlaß veröffentlicht. Wenn auch nur die Hälfte der darin enthaltenen missionsfreundlichen Gesinnungen in Thaten umgesetzt wird, so würde das für die evangelische Mission ein großer Gewinn sein. „Seit der Eröffnung unsres Landes für den Welthandel mit den Völkern des Westens ist es den Fremden erlaubt, im Inland zu wohnen. Sie haben in Frieden mit den Einheimischen gelebt, und die Gnade des Thrones hat sich über beide ohne Unterschied erstreckt. Wir haben deshalb den hohen Provinzialbehörden befohlen, den Fremden besondern Schutz zuteil werden zu lassen. Statt dessen haben oft Ausläufe

stattgefunden. Missionskapellen sind niedergeworfen und verbrannt. Die Flammen des Aufruhrs und der Unordnung haben sich über verschiedene Provinzen ausgedehnt und Schrecken und Zerstörung verbreitet. Die Wildheit und Grausamkeit dieser Handlungen erregt unsern Unwillen und Zorn. Wir sind überzeugt, schon die Thatfache, daß solche Schurken sich frei bewegen und falsche Nachrichten zur Aufstachelung der Massen verbreiten dürfen, ist ausschließlich der Nachlässigkeit der Ortsbehörden zuzuschreiben, die versäumt haben, das Unheil im Keime zu ersticken. Wie können diese Beamten die Sorglosigkeit rechtfertigen, die so schwere Verbrechen im Gefolge gehabt hat? Wir befehlen hiermit den Generälen, Vicekönigen und Gouverneuren aller der Provinzen, in denen sich Missionskapellen befinden, allen ihren Untergebenen strengen Befehl zu erteilen, den Kapellen wirklich und genügenden Schutz zu gewähren; sie haben Kundgebungen an das Volk zu erlassen, um sie vor den falschen Gerüchten zu warnen, die in ihrem Herzen unnützen Argwohn gegen die Fremden erregen. Sollte es trotzdem zu neuen Unruhen kommen, so sollen die Schuldigen ohne Unterschied auf das strengste bestraft werden. Wir warnen alle Lokalbehörden, sich dieser Verpflichtung nicht zu entziehen, widrigenfalls sie keine Gnade zu erwarten haben. Unser Befehl soll allen Beteiligten zur Kenntnis gebracht werden.“

Vermischtes.

Ein bemerkenswertes Zeugnis für die Mission. Ein vornehmer junger Hindu, der in London wissenschaftlichen Studien obliegt und seinem Bekenntnis nach dem Arya-Samadsch, einer modernen Hindurichtung, angehört, hat sich in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, in der bedeutendsten indischen Zeitung folgendes Ehrenzeugnis für die evangelische Mission zu veröffentlichen: „Welche Lehrunterschiede auch den Arya-Samadsch, den erleuchteten Hinduismus, vom Christentum trennen, es würde der größte Undank sein, wollten ich und meine Landsleute nicht von Grund unseres Herzens den christlichen Missionsgesellschaften dankbar sein für die Wohlthaten, die sie Indien erwiesen haben. Die christlichen Missionare sind in Indien die Bahnbrecher jeder socialen

und sittlichen Reform gewesen. Ohne die Hilfe der christlichen Missionsgesellschaften hätte die indische Regierung nicht den zehnten Teil von dem Guten für Indien thun können, wie geschehen ist. Fromme christliche Missionare wie Dr. Duff und Wilson, welche die Hindu heute noch sehr hoch achten, haben zuerst für die Erziehung der Hindu Hochschulen eingerichtet. Christliche Missionare gründeten zuerst Mädchenschulen, Hospitäler und Schutzstätten für die mißhandelten Hinduwitwen. Obwohl ich selbst ein entschiedener Anhänger des Arya-Samadsch bin, behaupte ich mit Nachdruck, daß keine Macht Indien so wohlthätig beeinflusst hat wie die christlichen Missionsgesellschaften. Sie haben selbst da Erfolge errungen, wo die Bemühungen der Regierung scheiterten.“

Bei einer Kaiserfeierlichkeit in Kamerun hielt der Neger Abel vor seinen Landsleuten folgende, vom „Basler Missionsmagazin“ wortgetreu übersehte Rede: „Der deutsche Kaiser ist der mächtigste und klügste Mann in der Welt. Er sieht die Schätze im Innern der Erde und läßt sie herausheben! Er läßt eiserne Fäden um die Welt spannen, und sobald er die Fäden berührt, fahren seine Worte in die Welt

hinaus. Er hat Dampfschiffe, die auf trockenem Land herumfahren. Wenn ein Berg im Wege steht, so läßt der Kaiser ein Loch durch den Berg stoßen. Ist ein Fluß im Wege, so baut er eine Straße durch die Luft. Obgleich der deutsche Kaiser reicher ist, als alle andern Menschen zusammen, so hat er doch nur eine Frau, und obgleich seine Frau die schönste von der Welt ist, so hat er doch nichts für sie bezahlen müssen.“

Neueste Nachrichten.

Am 12. April feierte Professor Plath, der Direktor der Gognerschen Missionsgesellschaft (Berlin II) sein fünfundzwanzigjähriges Direktorzubiläum. Die Gognersche Mission, besonders die Kolsmision ist unter seiner Leitung hoffnungsvoll aufgeblüht und zählt jetzt zu den reichsegnetesten indischen Missionen. Die Universität Greifswald verlieh dem Jubilar in Anerkennung seiner Verdienste den theologischen Dokortitel.

In Windhoek, der „Hauptstadt“ von Deutsch Südwestafrika, hat sich unter Leitung des Barmer Missionars P. Siebe eine evangelische Gemeinde gebildet. Windhoek ist Sitz der deutschen Regierung, Hauptgarnison der Schutztruppe und Niederlassung von etwa 40 Kaufleuten, Handwerkern und Ansiedlern. Im ganzen wohnen in Windhoek und in der nächsten Umgebung, das Militär eingeschlossen, etwa 400 Deutsche. Der Gemeinde-Kirchenrat der neugebildeten deutschen Gemeinde, der ersten in einer deutschen Kolonie, erläßt einen Aufruf zur Sammlung von Gaben für den Bau eines Pfarrhauses und einer Kirche. Wir möchten denselben unsern Freunden aufs wärmste empfehlen. Gaben ist die Geschäftsstelle dieses Blattes, C. Bertelsmann in Gütersloh, bereit in Empfang zu nehmen.

Bereits hat die internationale studentische Missionskonferenz in Liverpool auch in Deutschland angefangen Frucht zu tragen. In Halle a. S. ist ein „Studentenbund für die Mission“ begründet. Derselbe will für die Mission beten und werben. Alle Mitglieder legen sich ernstlich die Frage vor, ob der Herr nicht auch sie in seine große Ernte rufe. Eine schriftliche Verpflichtung findet nicht statt. In Barmen hat unter der Leitung des Missionslehrers Kriele eine studentische Missionskonferenz stattgefunden, welche auf die Belebung und Weckung des

Missionsinteresses bei den anwesenden Studenten abzielte. Gleiche Konferenzen sollen sich alle halbe Jahre wiederholen. Wir wünschen diesen Bestrebungen von Herzen fröhliches Gedeihen zu Gottes Ehre.

Die Basler Mission auf der Goldküste Westafrikas, zugleich eine der gesegnetsten und der schwierigsten und opferreichsten deutschen Missionen ist im letzten Jahre wieder durch schwere Trübsalszeiten gegangen. Innerhalb 9 Monaten sind 9 Missionare und 4 Missionarsfrauen dem tödlichen Klima Westafrikas zum Opfer gefallen. In einer Woche, vom 16.—23. Feb., liefen nicht weniger als 3 Todesbotschaften im Missionshause zu Basel ein, lauter junge Brüder, die erst einige Jahre auf dem Missionsfelde an der Arbeit standen, einer sogar der jüngste aller Basler Missionare, erst 23 Jahre alt. Mehrere ältere Missionare sind gleichzeitig infolge schwerer Krankheiten am Rande des Todes gewesen; Gottes Barmherzigkeit hat ihr Leben erhalten. Gott tröstete die schwer heimgesuchte Mission in dieser schweren Zeit. „Als die Sterbenden — und siehe, wir leben.“

Eine recht schwere Erfahrung haben auch die Missionare der Brüdergemeine im Kondelande (Deutsch-Ostafrika) erleben müssen. Es waren ihnen im Jahre 1893 etwa 80 befreite Sklaven zur Erziehung und Obhut übergeben, und sie hatten sich derselben mit großer Treue angenommen in der Hoffnung, diese Pflinglinge würden den Grundstock für eine eingeborne Christengemeinde abgeben. Da mußten die Brüder bei einem an sich geringfügigen Anlaß erfahren, daß diese Männer, Frauen und Kinder noch schrecklich tief in heidnischer Zuchtlosigkeit steckten, die sie nur bis dahin unter dem Schein eines äußerlich anständigen Wesens versteckt hatten. Als die Brüder

eben noch in tiefer Traurigkeit über diese Vorgänge waren und überlegten, wie sie der heidnischen Unsitten Herr werden könnten, entzog sich der größte Teil ihrer Pflegslinge ihrer Obhut durch die Flucht. Es war ihnen offenbar unerträglich, im Zaum christlicher Zucht und Sitte zu leben. Der ganze Vorgang ist eine grelle Beleuchtung der Schwierigkeiten, mit denen die Sklavenfreistätten in Afrika zu kämpfen haben.

Die französisch-katholischen Sendboten der algerischen Mission am Viktoria Njansa (Deutsch-Ostafrika) sind von einem schweren Schlag betroffen. Ihre Station Neu-Wied auf

der Ukerewe Insel nahe der Südküste des Sees ist von den Leuten des Sultans Lukonge überfallen und gänzlich zerstört. Das ganze Vermögen der Station, alle Zeugballen und sonstigen Vorräte sind geraubt; 51 Missionsangehörige sind ermordet. Eine unbegreifliche Rücksichtslosigkeit des schwarzen Stationsvorstehers gab den Anlaß zu diesen Unruhen; derselbe nahm anscheinend ohne jeden Grund dem Sultan Lukonge 12 Sklaven weg, um sie nach der Station Bukumbi zu verschiffen. Deutsche Schutztruppen haben sogleich Rache an Lukonge genommen, sein Land verwüstet und ihn selbst abgesetzt.

Bücherbesprechungen.

de le Roi, Lic. J. F. A.: Ferdinand Christian Ewald. Ein Lebensbild aus der neueren Judenmission. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 M.

Pastor de le Roi, der tüchtigste wissenschaftliche Vertreter der Judenmission, giebt uns in dieser Schrift das Lebensbild eines hervorragenden Judenmissionars. Professor Delisich stellt Ewald unter den Zeugen Christi inmitten des jüdischen Volkes in die erste Reihe und sagt, seine Arbeit sei in mehreren Missionsprovinzen, namentlich in Nordafrika und Jerusalem, grundlegend und bahnbrechend gewesen. Interessant sind namentlich auch die Schilderungen aus Ewalds Londoner Arbeit und die Strömungen, die durch das moderne Judentum gehen. Freunden der Judenmission sei das Buch auf das wärmste empfohlen. **Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1896.** Leipzig, H. G. Wallmann. Preis 1,50 M.

Auch dieses Jahrbuch enthält eine ganze Anzahl gediegener Artikel. Den Anfang macht ein schöner Aufsatz von Kleinpaul über den „Universalismus des Christentums, wie er wurzelt in der Person Jesu Christi.“ Dann giebt Pastor Paul eine Übersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der Mission und der Missionsliteratur im Jahre 1895. Missionsdirektor von Schwarz hat eine kurze Studie über „die Frauen Ostindiens und die Mission unter denselben“ beigetragen. Auch sonst ist darin viel Lesenswertes. **Weineste, Gustav: Koloniales Jahrbuch.** Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft u. Kolonialpraxis. 8. Jahrg. Berlin 1895, Heymann. Preis pro Jahrg. 6 M.

Der bekannte Herausgeber der deutschen Kolonialzeitung bietet in diesem Jahrbuch den Kolonialfreunden ein Sammelwerk von zum größten Teil vortrefflichen Aufsätzen über die verschiedensten Fragen der Politik und Wirtschaft in unsern Kolonien. Wir haben besondere Veranlassung, auf dies Sammelwerk hinzuweisen, weil zu den regelmäßigen Gegenständen der Berichterstattung auch die evangelische Mission gehört. Propst Walroth in Altona hat darin wiederholt sorgfältige Übersichten üb. d. Stand d. ev. Missionsarbeit gegeben. **Kurze: Wie die Kannibalen von Tongoa Christen wurden.** Leipzig, Akadem. Buchhandlung. 1 M.

Im Jahre 1878 betrat der von der Pres-

byterianerkirche Neuseelands ausgesandte Missionar Michelsen den Boden Tongoas. Die landschaftlich schöne, waldbreiche Insel, zu der Gruppe der Neuhediden gehörig, wurde von rohen, grausamen Kannibalen bewohnt. Michelsens geduldige, treue Missionsarbeit unter schwierigen Verhältnissen wird uns anschaulich geschildert. Das Evangelium bewies auch hier seine die Herzen erneuernde Kraft. Heute ist die 2070 Seelen zählende Einwohnerschaft der Insel christlich, die Mehrzahl von ihnen kann lesen, viele auch schreiben. Englische Offiziere, die an der einst gefürchteten Küste Tongoas Schiffbruch erlitten, heben rühmend hervor, wie der veredelnde Einfluß des Christentums deutlich wahrzunehmen sei, da die früher übliche Menschenfresserei abgeschafft, und aus der diebischen, blutdürstigen, rohen Bevölkerung feindliebende, gastfreie, freundliche Menschen geworden seien.

Justinian von Welz: Der Missionswiedruf. Leipzig, Akademische Buchhandlung. Pr. 1 M.

Goldene Worte finden sich in dem Missionswiedruf, den der von glühender Missionsliebe besessene Baron von Welz im Jahre 1664 im Druck erscheinen ließ. In wahrhaft rührender, ergreifender Weise legte er seinen Zeitgenossen ihre Pflichten gegen die Heiden an das Herz. Das Schriftchen ist genau in dem altertümlichen Druck und Satzbau jener Zeit hergestellt. Möge der vor zwei Jahrhunderten erschollene Missionswiedruf, der leider damals vergeblich erklang, in unserem Missionsjahrhundert manches Herz für das teure Werk der Heidenmission erwärmen.

Grössel: Justinian von Welz, der Vorkämpfer der lutherischen Mission. Leipzig, Ebda. 2 M.

Desselben Mannes Lebensbild. Von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, zum mindesten als Schwärmer angesehen, selbst von frommen Theologen bekämpft, von den Gegnern verhöhnt und verspottet, zog er, als alle seine Bemühungen in Deutschland eine Missionsgesellschaft zu gründen, scheiterten, allein hinaus zu den Heiden Surinames. Nach nur zweijähriger Thätigkeit in dieser holländischen Kolonie fand er im Jahre 1668 seinen Tod, ein einsamer Zeuge aus einer Zeit, wo die deutsche Christenheit sich ihrer Missionspflicht noch nicht bewußt geworden war.



Schwierigkeiten u. Erfolge der Mission in China.

Von Missionar Genähr.¹⁾

Die Chinesen sind nächst den Japanern in jüngster Zeit das meist genannte der „exotischen“ Völker. Es sind auch schon dicke Bände über China und die Chinesen geschrieben worden. Aber trotzdem legt die große Menge über chinesische Dinge, chinesische Art und Sitte oft eine Unwissenheit an den Tag, die nur noch von den Chinesen selber in ihren Vorurteilen und schlechten Meinungen von allem Nichtchinesischen übertrifft werden kann. So ist die Ansicht sehr weit verbreitet, China sei im allgemeinen ein ziemlich einförmiges und langweiliges Land, das der landschaftlichen Reize entbehre. Nichts ist irrtümlicher als diese Vorstellung. Gleich bei seiner Ankunft in China findet der Europäer in Hongkong eine Landschaftsbild, wie er es sich schöner kaum wünschen möchte.

Steile Berge steigen fast unmittelbar

aus dem Meere auf, üppiger Pflanzenwuchs hüllt sie mit einem immergrünen Mantel ein. Die Straßen der Weltstadt ziehen sich in Wagenwegen und steilen Treppentritten die Abhänge hinauf fast bis zu den Gipfeln der Berge. Am Ufer entwickelt sich um die großen Lagerhäuser ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen (S. 147 u. 149).

Fast noch eigenartiger und fesselnder ist das Bild im Hafen von Kanton (S. 146); Hongkong hat wenigstens teilweise ein europäisches Gepräge; Kanton ist durch und durch Chinesenstadt. Rechts und links auf unserm Bild anker zahlreich Blumenschiffe und Lastboote mit einer Bevölkerung, die, auf dem Wasser geboren, ihr ganzes Leben auf dem Wasser zubringt. Zwischen diesen Booten der fast amphibischen Wasserbewohner anker zahllose Dschunken mit kühn geschwungenen Bugsprietten und merkwürdigen Segeln. Das Menschengedränge der Millionenstadt am Ufer, die ausgedehnten Lagerhäuser, die dicken Stadtmauern, alles trägt chinesischen Stil,

¹⁾ Vortrag, gehalten auf der Sächsischen Prov.-Missionenkonferenz in Halle a. S. am 11. Februar 1896.

chinesisches Wesen zur Schau. Der Reisende, der hier zuerst seinen Fuß auf Chinas Boden setzt, fühlt sich wie in eine andere Welt versetzt.

Großartig schön ist auch die Scenerie in vielen Strichen der Provinz Fuhkien, welche im letzten Jahre durch das furchtbare Blutbad von Kutscheng bekannt geworden ist. Die Berge, die sie von den mehr landeinwärts gelegenen Provinzen trennen, erreichen eine Höhe von 6000—8000 Fuß. Sie

gekrönt wechseln in malerischer Schönheit mit saftig grünen Reis- oder Zuckerrohrfeldern ab. Berühmt durch ihre großartigen Formen sind die Boheaberge, in deren Gebiet der schwarze Thee gebaut wird. Die ganze Gegend ist förmlich besät mit Bergen und Hügeln von jeder Größe, die schwimmenden Eisbergen nicht unähnlich sind, und zwischen denen der Fluß sich hindurch schlängelt. Wo sich an seinen Ufern bebaubares Gelände findet, lassen sich Theepflanzer nieder, die hier



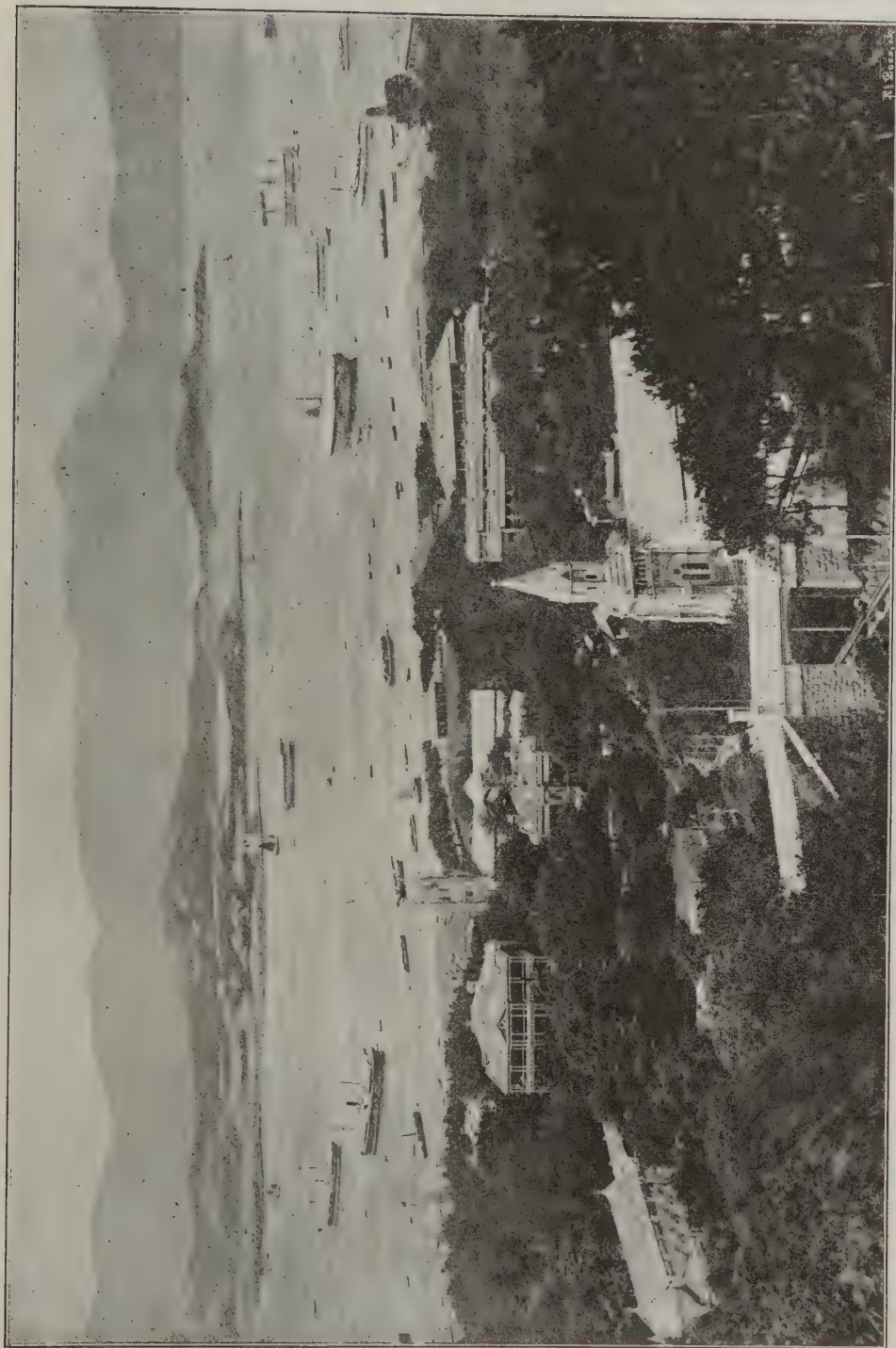
Im Hafen von Kanton.

bilden eine Kette, deren Ausläufer bis an die Meeresküste reichen und zuletzt als stolze Vorgebirge in die See hineinragen. Hier finden sich Schluchten von ausnehmender Schönheit, umrahmt von üppigem Pflanzenwuchs, durch welche reißende Bergbäche mit donnerndem Getöse sich in die Tiefe stürzen. Entzückend schöne Partien begegnen dem Auge des Reisenden, wenn er auf einem chinesischen Boote langsam den Mißfluß hinabgleitet (S. Bild: S. 148). Hohe bewaldete Berge von merkwürdigen Pagoden

den für die Theestaude geeignetsten Boden finden. Kurz, wohin man in China kommt, überall ein erstaunlicher Reichtum landschaftlicher Schönheit, gerade das Gegenteil von Langweile und Einförmigkeit. Man könnte versucht sein mit einer kleinen Abänderung den Missionsvers auf China zu deuten:

„Gewürzte Düste wehen
Sanft über Chinas Flur;
Es glänzt Natur und Leben

auch in China dem „himmlischen Reiche.“



Blick auf den Hafen von Hongkong.
(Im Vordergrund eine evangelische Kirche in Victoria auf Hongkong.)

Nur darf die Kehrseite des Bildes nicht verschwiegen werden. Man muß leider auch in China fortfahren:

Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht."

Das macht die Missionsarbeit in dem landschaftlich so schönen und gesegneten China so schwierig, ja man kann sagen schwieriger als andernwärts.

Die Missionsarbeit in China muß es

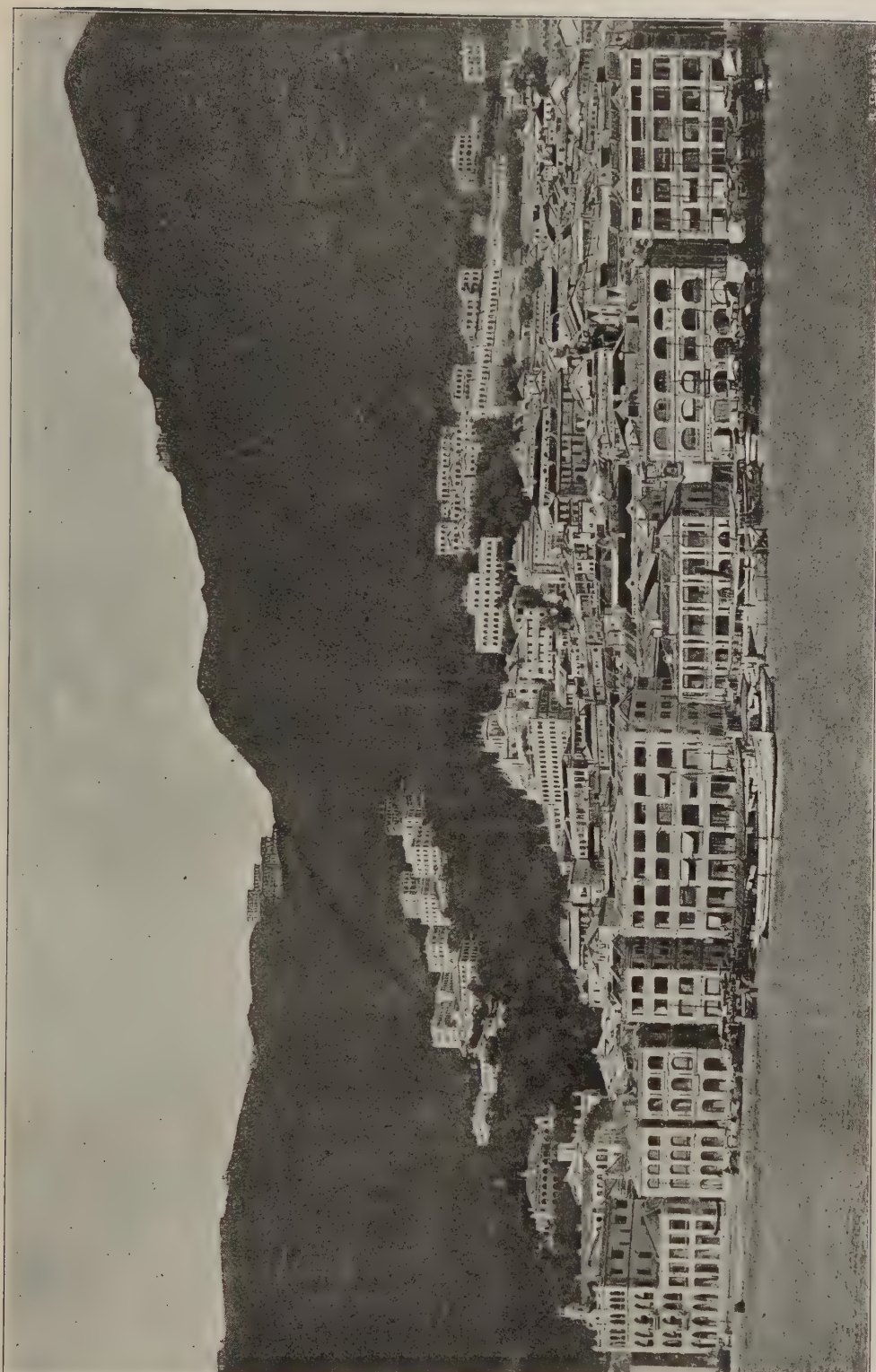
in China ist nach diesem Forscher ein überaus klägliches, nämlich: „Die Befehrung einer Handvoll von Missionsdienstboten, von Findlingen, von Strolchen, Reischristen und Dieben, die nur darauf ausgehen, den Missionar zu bestehlen und sich dann aus dem Staube zu machen.“ Kein Wunder, daß Morrison den Missionaren den guten Rat zu geben sich gedrungen fühlt, der biblischen Weisung Folge zu leisten und den Staub von den Füßen zu schütteln, mit andern Worten, China als Feld christlicher Missionsthätigkeit ganz aufzu-



Die Hohe-Berge in der Provinz Kweichow.

sich von Zeit zu Zeit gefallen lassen als völlig aussichtslos hingestellt zu werden. Vor einigen Jahren war es ein amerikanischer Marineoffizier, der als das Resultat seiner Beobachtungen in irgend einer der Hafenstädte Chinas die lächerliche Behauptung aufstellte, er habe in China keinen einzigen chinesischen Christen finden können. Im vorigen Jahre haben die Veröffentlichungen des australischen Forschungsreisenden Dr. Morrison, der China mehrfach durchquert haben will, in den Tagesblättern viel von sich reden gemacht. Das Ergebnis der protestantischen Missionsthätigkeit

geben. Diese Kritiker scheinen nicht nur keine Ahnung davon zu haben, mit welchen besonderen Schwierigkeiten die chinesische Mission zu kämpfen hat, sie suchen dieselben geradezu zu vermehren, indem sie dem Missionswerk Steine des Anstoßes, ja ganze Felsen der Argernisse in den Weg legen. Um anderer Anstöße und Argernisse zu geschweigen, sei hier nur im Vorbeigehen an jene leichtfertige Art erinnert, mit welcher gewisse Reisende im Auslande durch gelegentliche Äußerungen das Missionswerk in ein ungünstiges Licht zu stellen suchen. So sprach z. B. der im vorigen Jahre bei



Victoria auf Hongkong.

einer Expedition in Neu-Guinea verunglückte Reisende Otto Ehlers in einer Unterhaltung, die er im Jahre 1893 mit dem chinesischen Reichskanzler Li Hung Tschang hatte, es unverhohlen aus, daß er nur wenig Neigung für diejenigen Missionen hege, die es sich zur Aufgabe gestellt hätten, in Ländern mit alter Kultur eine schon bestehende Religion durch das Christentum zu verdrängen. Mit Genugthuung berichtet er, daß ihm der Vicekönig beieempflchtet und zu verstehen gegeben habe, daß die Chinesen vollkommen im Stande seien ohne fremde Hülfe für ihr Seelenheil zu sorgen; überhaupt daß die christliche Religion durchaus nicht für die Chinesen passe zc.

Wie sehr durch eine derartige Verbrüderung mit denen, welche geschworene Feinde des Christentums sind, und die nur aus Politik sich herbeilassen den Barbaren Audienzen zu erteilen und ihnen Liebenswürdigkeiten zu sagen, im Grunde ihres Herzens sie aber verachten; ich sage: wie sehr dadurch die obrigkeitliche Duldung der Christenverfolgungen in China befördert wird, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß man, sobald diese Unterredung an die Öffentlichkeit drang, auch wieder von einer neuen Fremdenhege in China hörte!

Das führt uns auf eine Schwierigkeit der chinesischen Mission, von welcher andere Missionsgebiete mehr oder weniger frei sind, ich meine den beinahe sprichwörtlich gewordenen Fremdenhaß der Chinesen. Daß taktloses und unbesonnenes Auftreten einzelner Missionare diesen Haß zum Teil selbst mit verschuldet hat, kann leider nicht in Abrede gestellt werden. Manche Unannehmlichkeiten wären der Mission erspart geblieben, wenn man es unterlassen hätte, sowohl das berechnete Nationalgefühl der Chinesen als auch das irrende, religiöse Gefühl der Heiden zu verletzen, mit andern Worten, wenn man sich jeder bittern, mit dem Geiste des Evangeliums unvereinbaren verdammungsfüchtigen Streitsucht ernstlich entschlagen und allen Fleiß darauf verwendet hätte, einfach und unmittelbar die Lehren der Offenbarung den Heiden anzupreisen. Das ändert aber an der Thatsache nichts, daß den Chinesen im großen und ganzen eben die Anwesenheit der Ausländer überhaupt (keineswegs der Missionare allein) ein Dorn im Auge ist, und daß sie sich bis jetzt

nicht nur dem Christentum, sondern auch der ausländischen Civilisation nicht eben besonders zugeneigt bewiesen haben. Vor allem sind es die Mandarine hohen und niedrigen Ranges (rühmliche Ausnahmen abgerechnet), die von Haß gegen alles Europäische erfüllt sind und diesen Haß natürlich auch auf das Christentum übertragen und aus diesem doppelten Grunde bei jeder ihnen günstig scheinenden Gelegenheit den Missionaren und den Bekehrten feindselig entgegentreten. Sollen doch vor einigen Jahren die Nachkommen des Konfucius und Mencius und anderer hervorragender Adelsgeschlechter in China den jungen Kaiser Kwang Sü gebeten haben die christliche Religion im Lande mit Stumpf und Stiel auszurotten! In absehbarer Zeit wird sich diese Abneigung wohl nicht verringern, da die Unwissenheit der Massen über die Massen groß ist und das Mißtrauen der Gebildeten außerordentlich tief sitzt.

Zu ihrer Entschuldigung muß freilich auch gesagt werden, daß die gewinnstüchtige Politik der Fremden, namentlich der Engländer und Franzosen, dem Argwohn der Chinesen stets neue Nahrung zugeführt hat. Wie ist, um nur das Eine zu erwähnen, durch die indobritische Opiumpolitik die ohnehin so starke chinesische Abneigung gegen alles Ausländische bis zur Feindseligkeit gesteigert und genährt worden! Daß hier eine Hauptschwierigkeit für missionarische Bestrebungen liegt, kann nur von solchen in Abrede gestellt werden, die entweder nichts von der Sache verstehen, oder aber ein verwerfliches Interesse an der Opiumeinfuhr in China haben. Ich predigte einmal vor einer ansehnlichen Versammlung von Heiden und hatte mich eben der Hoffnung hingegeben, doch vielleicht etwas ausgerichtet zu haben, da trat ein heruntergekommener Opiumraucher auf mich zu und fuhr mich mit den Worten an: „Ihr Fremde habt uns das Opium gebracht, und nun mutet ihr uns zu, daß wir euch glauben sollen, ihr meint es gut mit uns? Spione seid ihr, die es auf unser Land abgesehen haben; hebt euch von hinnen!“

Ähnliche Entgegnungen habe ich mehr als einmal aus heidnischem Munde hören müssen, und ich muß sagen, sie gehören zu den demütigendsten Erfahrungen meines Missionslebens. Ob die Übel und Vorurteile, welche die unheilvolle Opiumpolitik der Engländer in China hervorgerufen hat,

überhaupt noch einmal aus dem Wege geschafft werden können, scheint mir sehr fraglich, da man berechnet hat, daß in manchen Teilen Chinas 90% der erwachsenen Bevölkerung dem Opiumrauchen¹⁾ verfallen sein sollen. Man hat von gegnerischer Seite aus versucht, die Sache so hinzustellen, als ob die Missionare in China die Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen dadurch zu verdecken

dieses Lasters in der That ein schwerwiegendes Hindernis für die Missionsarbeit liegt, ist nicht nur einstimmig und wiederholt von sämtlichen evangelischen Missionaren in China öffentlich bezeugt worden, sondern geht auch aus der gewiß nicht zufälligen Thatsache hervor, daß z. B. die Provinz Schan tung, die noch verhältnismäßig frei von Opium ist, auch die größte Empfäng-



Opiumraucher.

suchten, daß sie die Schuld auf den Opiumhandel schieben. Was von der angeblichen Erfolglosigkeit unserer Bestrebungen zu halten sei, werden wir nachher noch sehen. Daß aber in der erschreckenden Überhandnahme

¹⁾ Auf unserm Bilde sind die zwei lang hingestreckt Liegenden beschäftigt, ihre Opiumpfeife zu rauchen. Zwei andere essen köstliches, frisches Obst und Melonen. Der links auf dem Bilde sitzende raucht Tabak aus einer unschuldigen Wasserpfeife.

lichkeit für die Aufnahme des Evangeliums gezeigt hat, während Schan si, eine Provinz, in der das Opiumrauchen auch unter den Frauen ziemlich allgemein Eingang gefunden hat, dem Evangelium den zähesten Widerstand entgegensetzt.

Wir könnten noch ein ganzes Heer von Schwierigkeiten, wie sie in der Religion und Kultur Chinas, in Land und Volk, Sitte und Sprache der Chinesen begründet

liegen, erwähnen. Es sei aber nur noch in Kürze der sprachlichen Schwierigkeit gedacht.

Das Studium der chinesischen Sprache ist in Europa lange Zeit für etwas außerordentlich Schweres und fast Unmögliches angesehen worden. Man schien den Chinesen recht zu geben, welche dafür hielten, daß diese ihre Mauer, durch die sie sich von den andern Weltvölkern isoliert haben, zu hoch sei, als daß der Verstand der Ausländer sie ersteigen, und zu lang, als daß er ihr Ende finden könnte. In der neueren Zeit hat man aber dieses Vorurteil überwunden. Wir haben jetzt in Europa nicht nur eine Reihe ausgezeichnete Kenner des Chinesischen, an ihrer Spitze v. d. Gabelenz, sondern auch ein orientalisches Seminar in Berlin, wo man sich die Kenntnis der Sprache des Konfucius erwerben kann. Trotzdem bietet die Erlernung derselben noch immer ganz erhebliche Schwierigkeiten.

Die chinesische Sprache spaltet sich eigentlich in zwei ganz verschiedene Sprachen, die Schriftsprache und die gesprochene Sprache oder richtiger: Sprachen. Die Schriftsprache, welche ein einheitliches Verbindungsmittel für das ganze chinesische Reich bildet, besteht nicht aus Buchstaben, welche zur Bildung der Worte miteinander verbunden werden, sie ist auch nicht alphabetisch, sondern die Vereinigung einer Menge mehr oder weniger verwickelter Schriftzeichen, von denen jedes ein Wort ausdrückt, einen Begriff oder einen Gegenstand darstellt. Die Zahl der nach und nach durch Verbindung der Striche entstandenen Schriftzeichen beläuft sich nach dem chinesischen Wörterbuch auf 44 441. Aber $\frac{2}{3}$ davon sind wenig gebräuchlich und rechnet man die Synonymen (gleichbedeutenden Wörter) ab, so reicht die Kenntnis von 3000—4000 Zeichen mit ihren verschiedenen Bedeutungen hin, um selbst die Klassiker der Chinesen ohne Anstoß zu lesen und zu verstehen. Immerhin eine nicht leicht zu bewältigende Aufgabe für einen praktischen Missionar, der er sich aber schlechterdings nicht entziehen darf, wenn ihm daran gelegen ist in das innerste Heiligtum des Volkes, seine Religion, Philosophie und Geschichte einzudringen.

Die gesprochene Sprache, deren es eine ganze Menge in den verschiedenen Provinzen giebt, besteht aus einer bestimmten Anzahl einsilbiger Laute, nämlich 450, welche aber durch den Unterschied der Betonung sich

Chinesische Schriftprobe. Joh. 3, 16.
(Von P. Hartmann in Paderborn.)

	khoi	Denn	Denn
盖	schöng	oben	} Gott
上	tai	Herrscher	
帝	ji	nehmen	nahm
以	tuk	einzig	feinen
獨	schang	erzeugen	ein-
生	tschi	(Zeichen des Mittelworts)	gebor-
之	ze	Sohn	nen
子	zhe	geben	Sohn
賜	schai,	Welt,	und gab
世	pi	geben	ihn
俾	szun	glauben	der Welt,
信	tschi	ihn	damit
之	tschä	(Zeichen des Mittelworts)	die an
者	min	vermeiden	ihn
免	tschham	} Untergang	glauben-
沉	lun,		den
淪	ji	und so	nicht
而	tak	erlangen	verloren
得	weng	ewig	gingen,
永	schang,	Leben,	sondern
生	khi	sein	erlangten
其	oi	Lieben	das ewige
愛	schai	Welt	Leben.
世	jü	wie	Er
如	zhe.	dieses	liebte
此			die Welt
			also.

Anmerkung: Die 2. Kolonne enthält die Aussprache der Schriftzeichen nach einem der in der Kantonprovinz gesprochenen Dialekte; die 3. Kolonne bringt die wörtliche, die 4. Kolonne die dem Sinne entsprechende Übersetzung.

um ein Beträchtliches vervielfältigen lassen. Daher kommt es, daß alle chinesischen Worte sich notwendigerweise in gleichlautende Reihen ordnen, wodurch eine Menge zweideutiger Ausdrücke entstehen. Die Hauptschwierigkeit der gesprochenen Sprache, die namentlich dem Anfänger zu schaffen macht, liegt in der verschiedenen Betonung der Worte, durch welche die Chinesen der auffallenden Armut ihres Wortvorrats zu Hilfe kommen. Wir unterscheiden z. B. im Pinti, welches die Sprache der ursprünglichen Bewohner der beiden Kwang-Provinzen ist, nicht weniger als 9 verschiedene Töne: den hohen und tiefen fragenden oder aufsteigenden Ton; den hohen und tiefen gedehnten Ton; den hohen und tiefen ebenen Ton, und endlich den hohen, mittlern und tiefen fallenden Ton. Wie leicht geschieht es da, daß man sich in der Wahl des Tones vergreift und zu Mißverständnissen Anlaß giebt, die nicht immer harmloser Natur sind! Bekannt ist ja die Anekdote von einem Missionar, der seinen Diener auf den Markt schickte um Pflaumen zu kaufen, infolge eines Mißverständnisses aber Ziegenchwänze anstatt der Pflaumen bekam. Hier lag der Fehler an der falschen Betonung. Ein Mißverständnis anderer Art soll dem Sprachgelehrten und Professor der chinesischen Sprache in Oxford Dr. James Legge passiert sein, als er noch Missionar in China war.

Eine Frau seiner Gemeinde sprach einst gegen ihn ihre Genugthuung aus, daß es im Himmel auch noch Schweinefleisch gäbe. Als sie dieser verwundert fragte, wie sie zu dieser sinnlichen Vorstellung komme, gab sie zur Antwort: „Ei, Sie haben doch noch am Sonntag darüber gepredigt, daß die Thore des himmlischen Jerusalems von Schweinefleisch seien!“ Nun ging dem Missionar ein Licht auf. Er hatte in diesem Fall nicht falsch betont, sondern war nur in der Wahl seiner Worte nicht glücklich gewesen, oder vielmehr er hatte für Edelstein und Perlen die Worte Tschü Yuf gewählt, die genau eben so gesprochen und betont, nur anders geschrieben, Schweinefleisch bedeuten. Wir sehen, die Sache hat nicht nur eine komische, sondern auch eine tragische Seite. Wie mancher Missionar mag auf diese Weise ganz unbeabsichtigt seinen Zuhörern anstatt des

nährenden Lebensbrotes einen unverdaulichen Stein gereicht haben.

Hat man sich nun einmal die ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten, mit welchen die chinesische Missionsarbeit zu kämpfen hat, klar zu machen gesucht, so kann man nicht umhin sich zu wundern, daß trotz alledem die Erfolge schon so bedeutend sind.

Es giebt jetzt im Zusammenhang mit den verschiedenen protestantischen Missionen in China im ganzen ca. 100 000 Christen. Bedenkt man, daß vor 50 Jahren erst 6 evangelische Christen in China gezählt wurden, so leuchtet ein, daß der Missionserfolg doch keineswegs so gering ist, wie manche meinen. Zahlen sind aber im Grunde doch sehr wenig geeignet den Missionserfolg anzuzeigen. Sie stellen nur den vor Augen liegenden Erfolg der Missionsarbeit ins Licht, während dieselbe einen Wert in sich schließt, der gar nicht durch die Ziffer ausgedrückt werden kann. Ich sage darum nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß die Erfolge der Mission, die man nicht zahlenmäßig nachweisen kann, zehnmal größer sind als die Zahlen.

Ich könnte schildern, wie das Heidentum, aus seiner Gleichgültigkeit aufgeschreckt, anfängt sich zu verteidigen, wie neue christliche Gedanken gleich einem Sauerteig in das Volksleben einbringen und da und dort befruchtend wirken, wie manche den alten Glauben aufgeben, ohne noch dem Christentum zuzufallen. Ja, Hunderte stehen heute unentschieden zwischen den beiden Reichen, dem Reiche der Finsternis und dem Reiche des Lichts, von denen wir hoffen dürfen, daß der Zug des Lichts ihnen noch zum Durchbruch helfen wird. Wenn wir auf unsere Christen blicken, von denen nicht wenige auch nicht auf einmal durchgebrochen sind, sondern oft jahrelang eine unentschiedene, abwartende Stellung eingenommen haben, so werden wir uns hüten, über diese Klasse von „geheimen“ Christen lieblos zu urteilen.

Daß unter Gottes Leitung die Geringen, die Ungebildeten, die Rechtlosen den Hauptbestandteil unserer Gemeinden bilden, darf uns nicht befremden, da es von Anfang an nicht anders gewesen ist. Aber auch unter den Gebildeten bemerkt der aufmerksame Beobachter, wenn auch noch keine Hinneigung zum Christentum, so doch eine

beunruhigende Ahnung, daß die Religion des Kreuzes doch am Ende über die einheimischen Religionen den Sieg davontragen werde. Angesehene Gelehrte, die Gelegenheit gehabt haben, das Christentum aus seinen Quellen und praktischen Äußerungen kennen zu lernen, haben mir gegenüber im Vertrauen ihre Meinung dahin geäußert, daß der endliche Sieg des Christentums in China nur noch eine Frage der Zeit sei. Hier liegt, um das nebenbei zu bemerken, die eigentliche Wurzel, aus welcher der Haß der Vitteraten, der Studierten, gegen das Christentum immer neue Nahrung zieht. Denn, während die einen leichten Sinnes wie ein Ludwig XV. sich damit trösten, daß ja der gefürchtete Umsturz schwerlich noch zu ihren Lebzeiten eintreten werde, sie also ruhig im alten Schlandrian weiter fortmachen können, fühlen sich die andern im höchsten Grade beunruhigt bei dem Gedanken, daß das verhaßte Christentum aus dem Kampfe möglicherweise als Sieger hervorgehen und eine neue Ordnung der Dinge an Stelle der alten setzen könnte. Diese geben nun ihren Gefühlen dadurch Ausdruck, daß sie das Christentum als staatsfeindlich und unchinesisch brandmarken und die Massen gegen dasselbe aufheizen.

So wie die Sachen liegen, haben wir gar keine Ursache, den Mut zu verlieren oder gar, wie man uns geraten hat, den Versuch zu machen, auf einem andern Felde unsere Thätigkeit zur Geltung zu bringen, denn das Christentum hat in China Wurzel geschlagen, und keine Macht der Welt vermag seinen Siegeslauf aufzuhalten. Noch einige Jahrzehnte treuer, sorgfältiger Geduldsarbeit, — um nicht mehr zu fordern, — so wird die Macht des chinesischen Heidentums gebrochen und die Zeit gekommen sein, wo das chinesische Volk massenhaft das „lethgewordene Schiff“ seines abergläubischen Heidentums verläßt und zu Tausenden in die christliche Kirche eingeht.

Vorkommnisse, die mehr der Vergangenheit angehören, haben ein weitverbreitetes und festgewurzeltes Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit chinesischer Befehrungen verursacht. Gottlob, der Erfolg der letzten Jahrzehnte ist wohl geeignet, diesem unbilligen und maßlosen Mißtrauen mehr und mehr den Boden zu entziehen. Gewiß giebt's auch in China unter jenen 100 000

Christen nicht nur schwache, sondern auch unlautere und heuchlerische Personen in Menge. Keinem einsichtigen Missionar wird es in den Sinn kommen, das in Abrede stellen zu wollen. Ganz entschieden muß es aber zurückgewiesen werden, wenn gewisse „Forscher“ die chinesischen Christen in Vausch und Bogen als „eine Handvoll Strolche, Reischristen und Diebe zc.“ bezeichnen. Unsere „Forschungen“ auf diesem Gebiet, das darf ich wohl ohne Überhebung sagen, gehen doch wohl etwas tiefer, und es gereicht mir zur Bemuthuung, sagen zu dürfen, daß ich viele chinesische Christen kennen gelernt habe, deren Christentum dem vieler Reisenden als Vorbild dienen kann.

Ich taufte im Jahre 1891 einen jungen Mann Namens Ho Ying Tschun. Leibliche Not hatte ihn wie schon manchen andern zu uns getrieben. Er war mit einem Leiden behaftet, für welches chinesische Ärzte keinen Rat wußten. Mein Kollege Dr. Kühne gewährte ihm Aufnahme im Hospital (S. 155). Als ich ihn zum ersten Male sah, fiel mir gleich sein freundliches Wesen auf. Er war damals noch genötigt, wegen seines Leidens still zu liegen, aber kein Laut der Klage oder des Murrens kam über seine Lippen. Im Gegenteile, er war immer zufrieden und dankbar für die Pflege und für jeden Besuch, den man ihm machte. Wir wunderten uns über seine Auffassungsgabe. Doch war er keineswegs gewillt, uns alles aufs Wort zu glauben. Manches, was ihm Kopfzerbrechen machte, offenbarte er uns ohne Scheu und stellte Fragen, die von Einsicht zeugten. Gegen die Thorheit des Gözendienstes und die Vernünftigkeit der Anbetung eines Gottes hatte er nichts einzuwenden. Aber daß dieser eine Gott in Jesu sich geoffenbart, und daß in keinem andern Heil, den Menschen auch kein anderer Name gegeben sei, darinnen sie sollen selig werden, schien ihm so unglaublich, daß er mich zu wiederholten Malen bat, ihn mit der Predigt von Jesu zu verschonen. Was für die Europäer die Person und Lehre Jesu, das sei für die Chinesen der Konfucius, — eine in China oft gehörte Rede. Seine Abneigung gegen die Person Jesu hatte ihren Grund darin, daß ihm eben die nötige Selbsterkenntnis und das daraus entspringende Heilsverlangen noch gänzlich fehlte. Er hatte sich

in seinem Vorleben keinerlei grobe Sünden zu schulden kommen lassen und glaubte nun, sich auf seine Tugenden obendrein noch etwas einbilden zu können. Da ein Erlöser nur zu Gefangenen kommt, er aber weit davon entfernt schien, sich als einen solchen zu fühlen, so that ich ihm den Gefallen und verschonte ihn von da an mit der Predigt von Jesu.

Da er lesen konnte und Freude am Lesen hatte, so gab ich ihm einige leichtere Trak-

uns. Eines Tages ließ ich ihm Bunyans Pilgerreise, die auch ins Chinesische übersetzt ist. Die fesselte ihn ganz ungemein und brachte ihn einen Schritt weiter. In den Unterhaltungen, die ich mit ihm über seine Lektüre hatte, konnte ich deutlich die Arbeit des heiligen Geistes an seinem Herzen wahrnehmen. Während ihm früher dieses und jenes nur Kopferbrechen machte, ging es ihm jetzt ans Herz. Ich sah ihn vorher nie so gesammelt, so einwärts-



Das Barmer Missionshospital in Tungkun.

tate in die Hand, die seinen Gesichtskreis erweiterten. Er las sie immer und immer wieder und verlangte nach mehr. Von einer Hinnneigung zu Christo war aber noch keine Spur zu entdecken, auch nicht nachdem er die Evangelien gelesen hatte. Wohl dachte er groß von Jesu Person und hielt ihn für einen Lehrer von Gott gesandt. In seinen Augen blieb aber Konfucius noch immer der Größere, der den Chinesen eben dieselben Dienste leisten könne wie Jesus

gelehrt. Nun war für mich die Zeit gekommen, wo ich ihm wieder von Jesu sagen durfte. Die alte Abneigung war verschwunden und an ihre Stelle eine herzliche Zuneigung zu dem Erlöser getreten. Mit neuem Eifer las er in den heiligen Schriften und lernte Jesum aus seinen Worten und Werken nach und nach kennen als den Heiland der Sünder, den Sohn des lebendigen Gottes. Wie wir damals Gott dankten für diese Gebetsanhörung! —

Nachdem er lange aus Furcht es nicht gewagt hatte, seiner alten Mutter zu sagen, was in ihm vorgegangen war, faßte er sich endlich ein Herz und bekannte ihr, daß er Christ werden wolle, und ermahnte sie zugleich, doch auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Davon war sie jedoch weit entfernt. Ihr Herz hing noch am Alten und mochte, ja konnte sich nicht losreißen vom Götzendienste. Sie gab sich im Gegenteil alle erdenkliche Mühe, ihren Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, wobei sie es selbst an Drohungen nicht fehlen ließ. In seiner Not, die ihm der Widerstreit der Pflichten verursachte, kam er zu mir und fragte um Rat. Ich sprach ihm Mut zu und ermahnte ihn geduldig zu sein und auf die Hilfe des Herrn zu hoffen. Die ließ auch nicht lange auf sich warten. Die alte Frau hätte ja müssen blind sein, wenn sie nicht auf eins aufmerksam geworden wäre, daß nämlich mit ihrem Sohn eine große Umwandlung vor sich gegangen war. War er vorher schon ein braver, pflichtgetreuer Sohn, der seiner Mutter das Leben zu erleichtern suchte, so war er das jetzt in noch höherem Maße. Ja er zeigte Tugenden und Eigenschaften, die sie vorher nicht oder wenigstens nicht in dem Maße an ihm wahrgenommen hatte, eine Demut, Sanftmut und Bescheidenheit, wie man sie überhaupt bei den Heiden vergeblich sucht. Ihr Sohn war also bei den Christen nicht schlechter, sondern besser geworden. Das gab ihr zu denken.

Als darum ihr Sohn eines Tages seinen Wunsch aufs neue zu erkennen gab und um ihre Einwilligung bat, da war das Eis gebrochen, ihr Widerstand besiegt. Frohen und dankbaren Herzens teilte er mir das Ergebnis seiner Unterredung mit seiner Mutter mit und bat um den Segen der Taufe. Von der Aufrichtigkeit seines Gesuchs überzeugt, nahm ich ihn gleich mit fünf andern, die sich ebenfalls zur Taufe gemeldet hatten, in den Taufunterricht und erlebte während der Unterrichtszeit viel Freude besonders an diesem lernbegierigen und heilsverlangendem Schüler.

Nach der Taufe, die am 1. Advent 1891 vor der versammelten Gemeinde in Tungfun stattfand, blieb er zunächst seinem Beruf als Feuerwerker treu. Wir ließen ihm ruhig Zeit, sich in seinem Beruf als Christ zu bewähren, hofften aber im stillen, er,

den Gott sich in der Leidenschule zubereitet hatte, werde in besonderer Weise noch ein Wegweiser für viele aus seinem Volke werden. Da wir an eingeborenen Arbeitskräften Mangel litten und besonders das an vielen Kranken im Hospital angefangene Werk nur sehr unvollkommen fortsetzen konnten, so faßten wir ihn für diese Arbeit ins Auge. Als ich ihm nach einiger Zeit den Vorschlag machte, zu uns auf die Station zu ziehen, um sich für diesen Beruf eines Evangelisten noch gründlicher vorzubereiten, entsprach das ganz seiner Neigung und, wie wir überzeugt waren, auch seinen Gaben und Fähigkeiten. Er wurde nun mein Schüler im engern Sinne. An allen Unterrichtsstunden nahm er lebhaft Anteil. Unaufgefordert ergriff er jede Gelegenheit das Erlernte an den Mann zu bringen. Auf Predigtreisen, die ich in Ferienzeiten unternahm, war er mein ständiger Begleiter und that mir Gehilfendienste. Ich durfte bald merken, daß wir uns in seiner Wahl nicht versehen hatten. Selten habe ich einen Chinesen so einfach, klar und überzeugend zu seinen Landsleuten reden hören wie diesen jungen Mann. Wie freuten wir uns auf die Zeit, da er auf eigenen Füßen stehen und, von den uns durch das Hospital gegebenen Anknüpfungspunkten ausgehend, das Wort in weitere Kreise tragen sollte. Aber es kam anders, als wir dachten. Gegen das Ende seines zweiten Lehrjahres fing er an zu kränkeln. Ob der Keim der Krankheit schon länger in ihm gesteckt, oder ob der Berufswechsel seiner Gesundheit nicht zuträglich gewesen? Wir wissen es nicht. Eins wurde uns aber immer mehr klar, daß Gottes Gedanken mit dem jungen Mann andere waren als unsere.

Schweren Herzens mußten wir uns darein ergeben, als wir beim weiteren Fortschreiten der Krankheit deutliche Spuren der Schwindsucht bei ihm wahrnahmen. Wie sehr er es verstanden hatte, die Liebe und Achtung aller, auch der Heiden zu gewinnen, zeigte sich in seiner Leidenszeit in einer ungeheutelten Teilnahme derer, die ihn kannten, und die mit uns sein frühes Hinsiechen aufs tiefste beklagten. Immer wiederkehrendes Blutspeien beschleunigte sein Ende. Als ich, von einer zehntägigen Reise im Herbst des Jahres 1893 zurückkehrend, sein Ende herannahen

sah, nahm ich die Gelegenheit wahr und fragte ihn eines Tages: „Lieber Ying Tschun, ist es dir denn nicht leid, daß du zu uns gekommen und hier an den Herrn Jesus gläubig geworden bist?“ Da er schon zu schwach war, um auf meine Frage zu antworten, so schüttelte er sein müdes Haupt und gab mir dadurch zu verstehen, daß ihm das nicht leid sei. Auf meine weitere Frage, ob er gewiß sei, daß ihm alle seine Sünden vergeben seien um Christi

Wie dort die Kundschafter aus dem gelobten Land unter Josua und Kaleb zurückkamen und nicht bloß von Riesen erzählten, die sie gesehen, sondern auch die köstliche Weintraube mitbrachten, so dürfen auch wir Missionare, wenn wir aus der Heidenwelt zurückkehren, nicht bloß von Schwierigkeiten und Hindernissen berichten, sondern auch von Erfolgen und Früchten.

Noch ist ja freilich die Zahl der Christen in China klein gegen die Millionen und



Die Evangelisten der Basler Mission in Tungkun. (Links oben steht Ying Tschun.)

willen, und daß er bei Gott in Gnaden stehe, nickte er mit dem Kopfe und sah mich groß an, als hätte er sagen wollen: „wie kannst du nur daran zweifeln?“ Dieselbe Nacht brachte ihm noch die ersehnte Erlösung von seiner Leibesbütte und ließ ihn eingehen zur Ruhe des Volkes Gottes.

Solche Beispiele beweisen, daß das Evangelium auch in China Kräfte des ewigen Lebens in sich birgt, und daß die Arbeiten des Missionars nicht vergeblich sind in dem Herrn.

aber Millionen Heiden dieses Riesenreiches. Wir wissen, daß mit unserer Macht nichts gethan und wir gar bald verloren sind. Aber Er ist mit uns wohl auf dem Plan mit Seinem Geist und Gaben. Darum sind wir getrost ob solchem Riesenwerke und beten wider allen Zweifel im Herzen:

Die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sondern dein ja ist,
Darum so stehe denen bei,
Die sich auf dich verlassen frei.

Mutterliebe bei den Heiden.

Von D. R. Grundemann.



b wohl diese schwarzen Geschöpfe etwas von Mutterliebe wissen? So fragte einer aus der Gesellschaft, vor der Kapitän Petersen so interessant von seinen Reisen erzählte und eben die grausame Sitte des Kindermordes auf den melanesischen Inseln in erschütternder Weise geschildert hatte.

„Na ob!“ sagte der alte, biedre Seemann, indem er einen kräftigeren Zug aus seiner Thonpfeife that und der ausgeblasenen Rauchwolke nachschaute, als suche er darin eine alte Erinnerung. „Richtig, in der Torresstraße war es,“ fuhr er dann fort. „Nichtswürdiges Segeln zwischen den Rissen, die größtenteils noch nicht auf der Karte standen. Und diese Perlenfischer — auch eine infamigste Gesellschaft! Nun wir waren froh, daß wir mit ihnen nichts zu schaffen hatten und bei einer kleinen Insel sicher vor Anker gehen und etliche Tage unbelästigt verweilen konnten, um eine kleine Reparatur auszuführen. Mit den Schwarzen waren wir bald gute Freunde geworden. Wenn man sie nur wie Menschen behandelt und freundlich zu ihnen ist, wird man schon mit ihnen fertig. Bin auch ein paar mal am Lande gewesen. Da hab ich jedesmal unter den Weibern die eine gesehen, die ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen kann. Elend sahen sie alle aus und greulich schmutzig. Aber bei dieser sah man auf dem rohen Gesichte tiefe Furchen, als müßte sie ganz besonderen Gram haben. Was aber trug sie da eigentlich auf ihrem Rücken? Es war ein kleines Bambusgestell, und — ich traute meinen Augen kaum — darauf war eine Kindesleiche gebunden. Noch strömte von derselben ein verpestender Verwesungsgeruch aus. Das hinderte aber die Mutter nicht, den kleinen Liebling wie in seiner kurzen Lebenszeit gelegentlich auf den Schoß zu nehmen, ihn

zu liebkoosen und zu küssen. Wieder und wieder ließ sie verzweifelte Klagelaute vernehmen. — Nach einiger Zeit sollen die kleinen Leichen zu richtigen Mumien werden.¹⁾ Die Mutter hatte ihr Kind aufs beste geschmückt. Selbst der durch die Nasenwand gesteckte Knochenzierat, wie ihn die Insulaner tragen, fehlte nicht. Mir hat die arme Frau von Herzen leid gethan. Ich wollte ihr eine Liebe erzeigen und schenkte ihr ein Stück blau gemustertes Rattunzeug. Sie schien sich darüber zu freuen. Aber am nächsten Tage sah ich sie wieder in ihrem alten, schmierigen und zerlumpten Lendentuche. Von dem neuen Zeuge hatte sie ihrem toten Kinde ein Stück umgebunden. Ich hätte sie gern besser getröstet, wenn ich es nur gekonnt hätte! Aber das muß ich sagen: Mutterliebe giebt es auch bei den rohsten Heiden.“

„Übrigens,“ fuhr der Alte nach einer Pause fort, „jetzt haben sie auch da schon den richtigen Trost. Zehn Jahre später, als ich wieder einmal durch die Torresstraße kam und bei der Murrayinsel anlegen mußte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen ein großes weißes Haus zwischen den Palmengipfeln. Hier sollten sich doch wohl keine Europäer niedergelassen haben? Das Rätsel wurde bald gelöst. Ein Brauner von Karotonga begrüßte mich bald in leidlichem Englisch und stellte sich als Prediger der Londoner Mission vor. Die ganze Insel sei jetzt christlich; das sei die Kirche. — Am nächsten Tage erklang auch die alte Trommel (ein hohler Baumstamm), die sonst das Kriegssignal gab. Jetzt wird sie als Kirchenglocke gebraucht. Da kam die ganze Gesellschaft zusammen — manche allerdings noch recht sonderbar gekleidet. Aber daß sie keine Heiden mehr waren, sah man ihnen auf den ersten Blick an. Was sie sangen und der Braune predigte und betete — davon habe ich nichts verstanden. Aber so etwas von christlicher Andacht konnte man dabei recht gut verspüren.

Da traf sich's, daß auch ein Kind begraben wurde. Sie haben nun einen ordentlichen Kirchhof. Die kleine Leiche wurde

¹⁾ Bei manchen Stämmen werden die Leichen geradezu geräuchert.

in das Grab gesenkt, und dabei ein christliches Lied gesungen. Die Mutter stand dabei und weinte bitterlich. Da trat der Prediger zu ihr und sagte ihr einige Worte. Sie wischte die Augen ab und wurde stiller. „Was haben Sie der Frau da gesagt?“ fragte ich, als das Grab zugeschüttet war und die Versammlung den Rückweg antrat. Der Braune sah mich mit seinen großen, schwarzen Augen an, als wenn ich das doch selbst wissen müßte. Dann sprach er: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

„Ja, ja, lieben Freunde,“ so schloß der Kapitän, „glaubt nur, es wird vieles bei den Schwarzen ganz anders, wenn das Evangelium zu ihnen kommt.“

An die Erzählung des alten Peterfen mußte ich neulich denken, als ich in Berlin durch das Völkermuseum ging. Im dritten Saale mit der Bezeichnung Ozeanien, im hintersten Schranke, liegen ein paar solcher Kindermumien auf dem Traggestell, gerade wie jener sie beschrieb. Wer von unsern Lesern einmal Gelegenheit hat, das Museum zu besuchen, möge sie sich ansehen und sich an das namenlose Elend heidnischer Mütter erinnern lassen. Ich wünschte, ich könnte jedem dabei eine Photographie von einer christlichen Trauerversammlung auf einer der Inseln in der Torresstraße zeigen und namentlich eine Photographie einer durch Gottes Wort am Grabe ihres Lieblings getrösteten Mutter.

Aus dem Tagebuch einer Missionschwester in Indien.

Von Miss E. C. Nicholas.

Im letzten November machte ich mich mit meinen beiden Bibelfrauen zu einer vierzehntägigen Tour nach dem Süden unsers Distrikts auf den Weg. Unser Ziel war Saktipur, ein volkreicher Mittelpunkt der Seidenbau-Dörfer (in Bengalen). Da wir hier geeignete Thätigkeit fanden, beschloßen wir, 10—14 Tage zu bleiben. Wir machten die Reise dorthin auf dem Bharagathi-Flusse in unserm Missionsboote „Jessie“ und kamen am Freitag nachmittag an. Während meine beiden Frauen nach dem benachbarten Dorf gingen, um dort den Frauen zu predigen, beaufsichtigte ich die Aufrichtung meines Zeltes, welches mir als Apotheke dienen sollte. Die Zeit bis Sonnenuntergang verfloß, ehe ich meine Büchsen, Flaschen und Medizinkasten drinnen ordentlich aufgestellt hatte. Viele Männer und kleine Knaben, welche die Neugier herbeigezogen hatte, sahen der Weile mit Erstaunen und Verwunderung zu. Es war für sie ein ungewöhnlicher Anblick, eine weiße Frau so herumhantieren zu sehen, und ihre Neugier nahm von Tag zu Tag nicht ab. Wir machten das Boot zu unserm Wohn- und Schlafraum, und es war recht gemüthlich darin, trotzdem nur gerade Raum genug für drei Bewohner vorhanden war,

da das Wetter kühl und meine Gefährten rücksichtsvoll waren.

Am nächsten Morgen machte ich um 7 Uhr meine Apotheke auf und saß bis Mittag am Eingang meines Zeltes, um die Patienten zu besorgen. Es werden am ersten Tag etwa zwanzig wirklich Kranke gekommen sein; weit mehr freilich kamen nur aus Neugier, um sich das sonderbare Schauspiel anzusehen. Diese gaffende Menge stellte unsere Geduld auf keine kleine Probe; sie schwatzten oft so laut, daß ich durchaus nichts verstehen konnte, und bisweilen drängten sie sich in ihrer Neugier so nahe heran, daß sie mich an der freien Bewegung hinderten. Ich machte einen meiner Bootleute zum Ischantidar oder Aufseher, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber trotzdem mußte ich wiederholt die Menge freundlich ernst zurückdrängen und ihnen mein Erstaunen über ihr Benehmen in freilich etwas originellem Bengali ausdrücken. Unsere gegenseitigen Beziehungen waren trotzdem durchaus freundlich; und wenn die Leute auch nicht gekommen waren, um Medizin zu holen, so sorgte ich wenigstens dafür, daß sie etwas Gutes für ihre Seelen bekamen.

Die Zahl der Patienten mehrte sich

täglich; eines Morgens hatte ich sogar 87 frische Fälle, meist Frauen und Kinder, aber doch auch eine Anzahl Männer darunter. Im allgemeinen suchte ich nur die Frauen zu erreichen; aber ich finde, die Männer suchen sich immer auch heranzudrängen, und in einer solchen Apotheke unter freiem Himmel geht es schlecht sie zurückzuweisen; es kommen ohnehin nur die Frauen der niederen Kasten aus ihren Häusern, und diese können sich ohne Bedenken unter die Männer mischen.

Der Glaube oder besser gesagt die Leichtgläubigkeit dieser Leute ist erstaunlich. In Sattipur fiel mir das besonders auf. Immer wieder wollten sie mich als eine ihrer Göttinnen ansehen, und viele von ihnen waren ganz geneigt zu glauben, daß eine Berührung von mir sie heilen könne. Sie erinnerten mich in ihrem Eifer und Glauben an die Geschichten der Evangelien, wo die Leute zu Jesu kamen und ihm zu Füßen fielen in dem Glauben, er könne thun, was er wolle. Er konnte es auch, aber ich kann natürlich in meinem Bericht aus Sattipur keine so schönen Geschichten erzählen. Viele Fälle waren infolge langer Vernachlässigung hoffnungslos. Warum waren sie nicht früher behandelt? Weil kein Arzt für sie da war! Diese armen Schafe ohne Hirten könnten dem Güttherrigsten Mitleid ablocken, meine ich, könnte er sie nur sehen und hören. Viele Blinde kamen zu mir

ganz überzeugt, ich könne ihnen das Gesicht wiedergeben; und in vielen Fällen konnte ich ihnen nur eine Enttäuschung bereiten. Aber es war doch auch eine schöne Seite an unserer Arbeit; manche Patienten, die mit ihren Leiden und Schmerzen zu uns kamen, konnten nach einigen Tagen gebessert heimkehren, und ihre Dankbarkeit nahm kein Ende. „Nachahmung ist die ehrlichste Form der Schmeichelei.“ Es machte mir nicht wenig Vergnügen zu bemerken, wie auch mein Koch vom Ende des Bootes aus anfang zu doktern; wie es schien, behandelte er die leichten Fälle und wies die ernstesten an mich. Sogar die Ruderer wurden angesteckt und gaben ganz verständige Anweisungen über Diät und Abreibungen!

Am den Nachmittagen gingen wir in den Dörfern von Hof zu Hof und redeten vor zahlreichen Versammlungen von Frauen und Kindern; alle wollten gern die Miß Baba sehen, die ihnen so gute Medizin gab. Es war eine schöne Aufgabe, bei ihnen zu sitzen, zu singen und ihnen die alte, immer neue Geschichte zu erzählen. Ich werde die ganz hingegenommene Aufmerksamkeit und den Eifer dieser Frauen nie vergessen; sie tranken die Worte von unsern Lippen und wiederholten sie vor sich hin. Die meisten hatten nie vorher den Namen Jesu Christi gehört; welche Freude war es für uns, ihnen zuerst seinen Namen zu verkündigen! Chronicle.

Eine neue Landeskunde von Australien und Ozeanien.¹⁾

Kürzlich ist der letzte Band des großen geographischen Werkes von Prof. Wilhelm Sievers, „Landeskunde von Australien und Ozeanien,“ erschienen. Wir machen unsere Leser um so lieber darauf aufmerksam, als gerade dieser Band für den Missionsfreund des Belehrenden und Anregenden ungemein viel enthält; liegen doch in Ozeanien eine große Anzahl der Missionsgebiete, welche in der ersten Hälfte unsers Jahrhundertts am lebhaftesten die Teilnahme der Missionsfreunde in Anspruch nahmen. Da ist es denn höchst interessant, an der Hand eines tüchtigen Geographen diese Missions-

gebiete im Geiste zu durchwandern, zumal eine sehr große Anzahl ganz vortrefflicher, zum Teil wahrhaft künstlerischer Bilder der Darstellung zu Hilfe kommt. Es ist mir kein geographisches Werk bekannt, in dem mit gleichem Geschick und gleicher Vollständigkeit Bild und Text sich gegenseitig erläutern. Die Anordnung des Stoffes ist die aus den früheren Bänden des Werkes bekannte; der Mission selbst wird nur ein kurzer Abschnitt (S. 346—350) gewidmet, der eine allerdings nur ziemlich zusammengedrückte Übersicht über die weitverzweigte Missionsarbeit bietet. Um unsern Lesern eine Anschauung von der Darstellungsart und der Illustration des vortrefflichen Werkes zu geben, fordern wir sie auf, im Geiste

¹⁾ Sievers, Australien und Ozeanien. Eine allgemeine Landeskunde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Geb. 16 M.



Ed. Compton del.

Der Mount Cook in Neuseeland.
(Aus Sievers, Australien und Ozeanien.)

eine Reise nach Neu-Seeland zu machen, dem Wirkungskreise der hochinteressanten, einst vielbesprochenen Maori-Mission. Text und Bilder sind unverändert verschiedenen Stellen des Sievers'schen Werkes entnommen.

Neuseeland besteht der Hauptsache nach aus zwei Inseln, der Nordinsel und der Südinsel, welche zusammen 268,861 qkm (5,377 □M.) umfassen. Die langgestreckte Südinsel wird in ihrer ganzen Ausdehnung von einem hohen Faltungsgebirge durchzogen, das viel höher ist als die australische Kordillera und im Mount Cook die bedeutende Höhe von 3768 m erreicht. Großartig ist der Ostabhang dieses

Auf der Nordinsel wird die ganze Mitte der Insel durch eine breite vulkanische Zone eingenommen, welche nach dem in ihrem Centrum befindlichen Taupo-See die Taupo-Zone genannt worden ist. Sie enthält das großartigste und seltenste, was Neuseeland in seiner vulkanischen Natur bietet: die großen Vulkane Tongariro und Ruapehu, das tiefe Einsturzbecken des Taupo-Sees, die berühmten kochenden Quellen, dampfenden Fumarolen, brodelnden Schlammkessel und Solfataren des Seendistrikts. Reißenden Laufes, Stromschnelle hinter Stromschnelle bildend, stürzt sich der Waikato, der Abfluß des Taupo-Sees, durch ein enges, tief zwischen



Der Waikatofluß mit seinen heißen Quellen.
(Aus Sievers, Australien und Ozeanien.)

Berges. An seinem Fuße zieht der Tasman-Gletscher vorbei, der hier den Vordergrund zu einem der großartigsten Panoramas der Erde bildet. Gletscher, Felsen und fabelhaft steile, lawinendurchfurchte Schneefelder türmen sich zu einem Wall von 2700 m Höhe übereinander auf, der dem Beschauer so nahe liegt, daß sein höchster Punkt, die Spitze des Mount Cook, mit einer Erhebung von 31° drohend auf den Beschauer herablickt. Der Gipfelgrat des Mount Cook hat eine beträchtliche Länge und erstreckt sich, eine Höhe von mehr als 3600 m beibehaltend, über 2 km weit, dann bricht er auf beiden Seiten plötzlich ab, und dadurch gewinnt der Berg seine eigenartige dachförmige Gestalt.

steil ansteigenden Bergen eingerissenes Thal; seine Wasser wirbeln und schäumen um zwei kleine, mitten im Strombett liegende Felseninseln und schießen brausend durch die Thalsohle. An den Ufern aber steigen heiße Dampfwolken auf von den heißen Kaskaden, die in den Fluß fallen, und von Kesseln siedenden Wassers, die von weißer Steinmasse umschlossen sind. Dort steigt eine dampfende Fontäne in die Höhe und sinkt wieder nieder, jetzt erhebt sich an anderer Stelle eine zweite, auch diese hört auf, da fangen aber zwei zu gleicher Zeit an zu springen, eine ganz unten am Flußufer, die andere gegenüber auf einer Terrasse, und so dauert das Spiel wechselnd fort,

als ob in einem kunstvoll und großartig angelegten Wasserwerke Versuche gemacht würden, ob die Springbrunnen auch alle gehen, die Wasserfälle auch Wasser genug haben!

Hauptsächlich die Nordinsel ist die Heimat der Maori, des Volkes, um deswillen uns Neuseeland in erster Linie interessiert. Sie kamen aus einem Lande Hawaiki, womit wahrscheinlich die Samoa-Inseln gemeint sind. Etwa um die Zeit

erhält. Eine Menge Linien, meist gekrümmt und geschweift, in Gestalt von Arabesken, durchziehen die Stirn und Backen sowohl wie auch die Nase und das Kinn, sind häufig überaus kunstvoll und harmonisch angeordnet und außerdem mit blauer Farbe versehen. Die Tätowierung, eine Auszeichnung der höheren Stände, war bei Männern häufiger als bei Frauen, bei denen auch nur Kinn und Lippen ausgemalt wurden, und durfte nicht fort-



Befestigtes Dorf (Pah) auf Tagadon, Neuseeland.
(Aus Sievers, Australien und Ozeanien.)

des 13. Jahrhunderts landeten die 18—20 Generationen seit ihrer Ankunft zählenden Maori unter Ngahue in der Plenty-Bai der Nordinsel und besiedelten von hier aus diese sowie die nördliche Hälfte der Südinsel. Noch leben die Namen der zwölf Kanoes, welche die Maoris nach Neuseeland brachten, im Munde des Volkes.

Die Tätowierung ist bei den Maori im höchsten Maße ausgebildet worden und vor allen Dingen im Gesicht entwickelt, so daß dieses einen grimmigen Ausdruck

geseht werden, wenn der Betreffende in Gefangenschaft geriet. Neuerdings ist die Tätowierung abgekommen.

Die Wohnungen der Maori bestanden aus niedrigen Hütten mit Rohr und Grassmatten als Bedeckung, Wänden aus Flechtwerk, bei den Reichen auch mit kunstvoll geschnitzten Pfosten, deren sonderbare Figuren und Arabesken die Neigung der Südseevölker zur Schnitzerei leicht erkennen lassen. Mit zwei Reihen Pallisaden befestigte Dörfer hießen Pahs und enthielten 80—100 Häuser.

Häufig lagen sie, wie Maunga Woa, auf steilen, sich selbst verteidigenden Höhen, oder es wohnte wenigstens der Häuptling oben auf der Höhe und die ärmeren Klassen rund um den Gipfel. Diese Paks waren selbst den Engländern schwer zu stürmen und sind jetzt verschwunden; mit ihnen auch die großen geschnitzten Götterfiguren auf ihren Thoren.

Die Missionare hielten auf Neu-Seeland 1814 ihren Einzug, scheiterten aber zwei Jahrzehnte hindurch immer wieder an den inneren Kriegen und Fehden der Maori, bis endlich nach dem Tode des Oberhäuptlings Hongi 1828 bessere Zeiten

kamen. 1833 schickte die britische Regierung einen Vertreter, der zusammen mit den Missionaren den Staat der Maori leiten sollte, was freilich nicht gelang; doch war der Einfluß der Mission allmählich so groß geworden, daß sie für die Nordinsel schon 1835 die maßgebende Macht war. Dann folgten seit 1844 die langen Kriege mit den Weißen, deren Ergebnis schließlich die Zusammendrängung der Maori auf den Landstrich King's County und ihr Rückgang auf 40 000 Köpfe war. Diese Reste der Maori sind noch immer nicht völlig christianisiert, aber die Hauptarbeit der Mission auf Neu-Seeland ist gethan.

Vom großen Missionsfelde.

Madagaskar.

Der Übergang der Herrschaft von den Hova auf die neuen französischen Machthaber ist leider durch eine lange Reihe von Unruhen und Bluttthaten bezeichnet, welche zum Teil der evangelischen Mission schwere Wunden geschlagen haben. Einige der unterworfenen Sakalawa-Stämme, besonders die Betsimisaraka an der Ostküste, benutzten die Gelegenheit, um sich an ihren bisherigen Unterdrückern für alle erlittene Unbill zu rächen. Die Hova haben es leider überall verstanden, sich durch ihre Rücksichtslosigkeit und ihr unglückliches Fronsystem bei den besiegten Stämmen gründlich verhaßt zu machen. Jetzt fielen die Unterdrückten über sie her; Dörfer und Städte gingen längs der Küste in Flammen auf, selbst Hova-Garnison-Städte wurden erobert und verbrannt. Die hin und her angestellten eingeborenen Lehrer der anglikanischen Mission mußten nach den Festen Andovoranto und Mahanoro unter den Schutz einer französischen Truppe flüchten.

Weit gefährlicher war ein anderer Aufstand, welcher die Centralprovinz Imerina bedrohte. Die der Zahl nach ja auch dort noch weit überlegenen Heiden glaubten, ihre Stunde sei gekommen, den Zwang der christlichen Geseze abzuwerfen und zu dem alten Ahnen- und Geisterdienst zurückzukehren. Tausende rotteten sich zusammen und drohten selbst gegen die französische Besatzung der Hauptstadt Antananarivo vorzurücken. Besonders waren ihnen die Missionare, die Kirchen und Schulen ein Dorn

im Auge. Wo sie hinkamen, plünderten sie die Missionshäuser und ließen sie in Flammen aufgehen. Eine unglückliche Missionarsfamilie fiel ihrer blinden Wut zum Opfer. Ein wichtiger Streit zwischen zwei Städten und vergebliche Vermittlungsversuche eines eingeborenen Lehrers lenkten die Blicke und die Schritte der Aufständischen nach Arivonimamo, etwa fünf Stunden westlich von Antananarivo, wo der Quäker-Missionar Johnson wohnte. Früh um acht Uhr stürzten die Wütenden in Johnson's Haus und verlangten sein Geld, das er ihnen auch in seinem Schlafzimmer aushändigte. Zimmer neue Haufen drängten nach, und auch ihnen überließ Johnson willig Hab und Gut und bat nur, daß sie ihn und die Seinen am Leben lassen möchten. Aber da schrie ihm die Meute entgegen, sie hätten es in erster Linie nicht auf das Geld, sondern auf das Leben der Europäer abgesehen, und nun stürzten sie mit Messern und Äxten auf den wehrlosen Mann, der bald in seinem Blute schrecklich verstümmelt dalag. Inzwischen war es dem eingeborenen Dienstmädchen gelungen, Frau Johnson und ihr Töchterchen in den Garten hinauszuziehen, freilich nur, um dort einer andern Mörderbande in die Hände zu fallen. Noch gab es einen kurzen Aufenthalt. Die noch etwas menschlich Fühlenden unter den Eingeborenen machten den Vorschlag, das Leben der Frau und des Kindes zu schonen; aber die Stimme des einen Häuptlings entschied dahin, daß auch sie ermordet werden sollten. Als Frau Johnson merkte, daß ihr letztes

Stündlein gekommen sei, kniete sie, ihr Angesicht in den Händen bergend, nieder, befahl ihre Seele in Gottes Hand und empfing den Todesstreich. Am meisten mußte das arme Kind leiden; noch lange hörte man sein Jammern, ehe der Tod seinen Qualen ein Ende machte. Alle Gebäude der Station wurden vollständig zerstört und schließlich verbrannt.

Sechs Stunden südöstlich von der Hauptstadt liegt die anglikanische Missionsstation Ramainandro. Auf diese hatten es die Rebellen demnächst abgesehen. Missionar Mac Mahon und seine Familie wurden gerade noch rechtzeitig um Mitternacht geweckt, packten das Notwendigste zusammen und flüchteten in die dunkle Nacht hinaus. Sie waren noch nicht zwei Meilen weit, da sahen sie ihre Missionsstation in hellen Flammen aufgehen, die Rebellen waren eingefallen. Drei furchtbare Tage und Nächte irrten sie mit ihren Kindern wie ein geheitztes Wild durch die Bergwälder, die Verfolger immer auf den Fersen, bis sie endlich in der norwegischen Station Ambohimafina eine Zufluchtsstätte fanden. Die ganze Station Ramainandro und 15 Dorfskapellen wurden verwüstet.

Ein Trost für die Missionare ist, daß die Christen in dieser Zeit der Unruhe zum überwiegend größten Teile Treue halten, ja dieselben sind dem Zorn der heidnischen Rebellen fast in demselben Maße ausgesetzt wie die Missionare. Viele haben ihre Häuser und alle Vorräte verloren. Die Franzosen werden hoffentlich inzwischen das Feuer des Aufruhrs gedämpft und Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt haben, sind doch alle Missionare des Lobes voll, mit welcher Umsicht der Eroberer von Antananarivo General Duchesne ebenso wie der neue französische Generalresident Laroche die Zügel der Regierung ergriffen haben. Es ist ein lobenswerter Akt der Rücksichtnahme, daß die französische Regierung als ersten Nachthaber in das vorwiegend evangelische Land einen Protestanten gesandt hat; aber weit muß es allerdings mit der evangelischen Gesinnung

Laroche's nicht her sein; denn eine seiner ersten amtlichen Handlungen ist gewesen, daß er die Trappisten, einen besonders strengen katholischen Mönchsorden, nach Madagaskar gerufen hat, „um die moralische und friedliche Eroberung eines Landes zu vollenden, das zunächst erst durch Waffengewalt französischer Besitz geworden sei.“

Man kann sich ja die Frage vorlegen, ob die französische Besitzergreifung ein



General Duchesne.

Segen für das Land und die evangelische Mission sei, und Leute, welche die Verhältnisse übersehen können, urteilen darüber sehr nüchtern. Das Howa-Regiment ist in den letzten Jahren faul gewesen; das heillose Fronssystem, wonach alle Beamtenstellen, jeder Kriegsdienst und alle Regierungsarbeiten unentgeltlich zu übernehmen sind und sich jeder für seine Mühen schadlos halten muß, so gut er

es versteht, dazu die Parteilungen bei Hofe, die überhandnehmende Unsicherheit in den Außenprovinzen und andere Übelstände ließen doch die alten Zustände als unhaltbar erscheinen. Wenn die Franzosen das Fronsystem abschaffen, Sicherheit und Ordnung im Lande herstellen und für gute Heerstraßen nach den Häfen sorgen, so werden sie sich um das Land ein großes

lischen Missionare haben; denn der Argwohn sitzt bei den Franzosen zu tief, daß jeder Engländer mehr oder weniger ein Gegner der französischen Kolonial-Interessen sei.

Am 11. März haben drei von den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft in Paris beim Minister des Auswärtigen und dem Kolonialsekretär Audienzen gehabt, um sie ihrer strengen Neutralität in politischen Angelegenheiten zu versichern. Die Antwort, welche ihnen zu teil geworden ist, muß ziemlich kühl gewesen sein. Jedenfalls haben sie den Eindruck aus Paris mitgebracht, daß sie ihre Missionsarbeit in dem bisherigen Umfang nur fortführen können, wenn es ihnen gelingt, durch umfassende Einführung des Französischen in ihr Schulwesen die Zufriedenheit der französischen Machthaber zu erwerben.

Unter diesen Umständen ist es ihnen doppelt erwünscht, daß die beiden Abgesandten der evangelischen Pariser Missionsgesellschaft, Pastor Lange aus Rheims und Professor Krüger aus Paris, sich unverzüglich nach Madagaskar begeben haben, um an Ort und Stelle zu erkunden, in welcher Weise sich am besten die französisch-evangelische Kirche an dem Missionswerk auf Madagaskar betheilige. Am 15. Februar sind sie in Antananarivo angekommen. Die Londoner Missionare haben sie mit großer Freude aufgenommen. Prof. Krüger hat gleich einen französisch-protestantischen Gottesdienst eingerichtet, der von



Generalresident Laroche.

Berdienst erwerben. Und wenn sie die Mission weiter so energisch schützen wie in den ersten Monaten, — für die Ermordung der Familie Johnson und die Zerstörung der Missionsstationen sollen 200 von den Aufrehrern hingerichtet sein! — so werden auch die evangelischen Missionsgesellschaften ihr Werk weiter ausrichten können. Am schwierigsten werden es allerdings die eng-

dem Generalresidenten Laroche und den protestantischen Offizieren besucht wird — ein augenfälliger Beweis für die Madagassen, daß man Franzose und doch ein guter Protestant sein könne. Bisher hielten die Madagassen französisch für gleichbedeutend mit katholisch und evangelisch mit englisch. Die fromme Königin von Madagaskar, deren Bild wir S. 103 brachten, empfang Pastor Lange

in feierlicher Audienz und wurde von seinen freundlichen Worten zu Freudenthränen gerührt. „Ich fühle,“ sagte sie, „daß Ihre Worte mich von den Toten auferweckt haben.“ Auf ihre Bitte predigte Lange am 23. Febr. in der Königlichen Kapelle, ein Eingeborener dolmetschte. Am Schluß seiner Predigt klatschte die Versammlung vor Freude und Dankbarkeit in die Hände.

Missionar Baron schreibt: „Die Deputation hätte zu keiner geeigneteren Zeit kommen können; der gute Einfluß ihres Besuchs wird einfach unberechenbar sein. Die Madagassen haben sie mit offenen Armen aufgenommen, und der Eindruck ihrer Reden und Predigten ist sehr tief gewesen.“ (Allg. Miss.-Ztschr. März u. April 1896; Calw. Miss.-Bl. Mai 96. Miss. Field. Chron.)

Neueste Nachrichten.

Die Hoffnung, daß in Deutsch-Süd-West-Afrika nach der Besiegung Hendrik Witboois der langen Kriegswirren ein Ende sein würde, scheint leider verfrüht gewesen zu sein. Es sind neue Unruhen unter den Hereros ausgebrochen, deren Ursache Grenzstreitigkeiten bilden. Die deutschen Behörden hatten ausgedehnte Landstrecken, die zur Zeit unbewohnt und unbenuzt waren, als Kronland in Beschlag genommen, um Raum für deutsche Ansiedlung zu schaffen. Sobald die Hereros ihren Dränger Witbooi los waren, vermehrten sich ihre Herden so fabelhaft, daß sie die ihnen gezogenen Grenzen überschritten und in die Regierungsländereien einbrachen. Stammeszwistigkeiten der räuberischen Khauas, Hottentotten und der mit ihnen verbündeten Ovambandjeren oder Oshereros trugen dazu bei, blutige Zusammenstöße unvermeidlich zu machen. Zwei Gefechte haben bereits stattgefunden, doch ist zu hoffen, daß die Ruhe jetzt wiederhergestellt sein wird. Die christlichen Hereros haben sich erfreulicherweise an der aufrührerischen Bewegung nicht beteiligt. — Unterdessen setzt die Rheinische Mission auf ihrem dortigen Arbeitsfelde das Werk mit verstärkter Kraft fort. Die infolge des traurigen Krieges lange verödete Station Gibeon, der Sitz Witboois, ist wieder besetzt worden; ebenso die seit langen Jahren verlassene Station Grootfontein. Für die elenden, hartgedrückten Berg-Damra ist eine zweite Station Oniha im Nordosten der Kolonie angelegt.

Aus Uganda berichtet der englische Missionsbischof Tucker von einem großartigen Aufschwung der Missionsbewegung. Es sind bereits 200 bis 300 Kirchen im Lande, 23 in und um die Hauptstadt, deren größte 4000 Sitzplätze enthält. Der Bischof richtet sein Hauptaugenmerk auf

die Heranbildung tüchtiger eingeborner Lehrer; es sind deren jetzt schon mehr als 200. Er schließt: „Wir haben große Dinge gesehen, und ich glaube fest, wir werden noch größere sehen.“ Wir werden in einer der nächsten Nummern ausführlicher von diesem großartigen Aufschwung der Mission in Uganda berichten. (Ch. M. Int. 271 ff.)

Der Aufstand in Britisch-Ost-Afrika scheint beendet zu sein, der Hauptträdelsführer Mbarutu hat sich auf deutsches Gebiet geflüchtet und an Gouverneur von Wisßmann ergeben. Die Leipziger Missionare haben auf ihre verlassene Missionsstation Mbungu zurückkehren können. Sie fanden sie leider ziemlich verfallen, besonders hatten die weißen Ameisen mancherlei zerstört. (Leipz. Miss. 182. u 196.)

Eine eigenartige Visitationsreise wird von der Hermannsburger Mission geplant. Missionsdirektor Harms hat sich nach ihrem südafrikanischen Missionsfelde in Sululand und Transvaal begeben, um dort fünf Jahre lang mit den Missionsgeschwistern zusammenzuleben und an Ort und Stelle alle erforderlichen Neuordnungen durchzuführen.

Der Jahresbericht der deutschostafrikanischen Missions-Gesellschaft kann von einem erfreulichen Wachstum dieser Missionsarbeit berichten. Zwei neue Stationen konnten im Laufe des letzten Jahres angelegt werden, die eine in Maneromango in Usaramo, die andere in Buga, der alten Königsstadt von Usambara.

In Vorderasien bricht noch immer der Haß des Mohammedanismus gegen das Christentum hervor. In Keraf, südöstlich vom Toten Meere, wurde auf Anordnung des mohammedanischen Beamten das englische Missionsgehöft förmlich boykottiert und dem Missionsarzt bei Strafe sofortiger

Landesverweisung sogar die Ausübung seiner ärztlichen Praxis unterlagt. Soldaten wurden um das Gehöft herumgestellt, um jedermann den Eintritt zu verwehren; mehrere Leute, die trotzdem mit den Missionaren verkehrt hatten, wurden zu 10 Tagen Gefängnis verurteilt. Ein Schreiben des Wali von Damaskus erklärte dies Vorgehen für ungesetzlich, aber das änderte am Thatbestande nichts.

In Dschulfa in Persien waren zwei mohammedanische Nachtwächter in einem europäischen Ladenraum, in welchen sie sich zurückgezogen hatten, an Kohlendunst erstickt gefunden. Es wurde die Nachricht ausgesprengt, sie seien von den Christen ermordet. Als bald erhob sich das Straßenvolk von Dschulfa und dem benachbarten Ispahau, um den angeblichen Mord mit Christenblut zu sühnen. Nur durch das energische Auftreten des einsichtigeren Gouverneurs wurde ein größeres Blutbad verhütet. (Intell. 291.)

Zu einem furchtbaren Ausbruch des mohammedanischen Fanatismus kam es in Malapuram in Südindien (im Gebiet der Basler-Mission in Malabar). Ein von einem Hindu verhöhnter mohammedanischer Priester stachelte seine Glaubensgenossen, die dort Mapla genannt werden, zu wildem Haß auf. Sie rotteten sich zusammen, ermordeten mehrere Hindu, brannten Häuser nieder und verbreiteten weithin Schrecken und Entsetzen. Auch die Baseler Station Kodakal wurde bedroht, aber gnädig bewahrt. Durch englisches Militär wurde der Aufstand niedergeschlagen. Um den Tempel von Malapuram entspann sich ein verzweifelter Kampf. Entsetzlich war es anzusehen, wie die überlebenden Mapla selbst den verwundeten die Kehle durchschnitten, wohl um ihren Rame-raden so den schnellern Eingang in das Paradies zu sichern. Die Aufforderung zur Ergebung wurde verächtlich zurückgewiesen. 92 Leichen bedeckten den Hof des Tempels, als die Engländer ihn nach hartem Kampfe endlich genommen hatten.

In tiefe Trauer ist die Breklumer Mission versetzt. Ihr Telugu-Missionar Harleß ist nach zehnjähriger Wirksamkeit jählings aus seiner Arbeit heimgerufen.

Er hatte eben keine Familie, welche zur Erholung nach Europa reiste, nach Madras begleitet. Im nächsten Jahre wollte er ihr selbst dahin folgen. Auf der Rückreise wurde er vom Fieber ergriffen und wurde trotz treuester Pflege nach nur 9tägiger Krankheit eine Beute des Todes. Sein Verlust ist um so schmerzlicher, da er ein hervorragend begabter, wissenschaftlich durchgebildeter, sprachgewandter, klar- und weitblickender Missionar war und in segneter Arbeit stand. (Brekl. M. 33 ff.)

Die Rheinische Mission in Kaiser Wilhelmsland trägt sich trotz aller schweren Erfahrungen dieses Missionsfeldes mit der Hoffnung, die Arbeit dort auszudehnen. An Stelle der verlassenen Station auf der Dampier-Insel soll eine neue Station in Bongu östlich von Bogadjim angelegt werden. Um weiterhin mit den Küstenstämmen in Berührung zu kommen, soll ein kleiner Kutter mit Petroleum-Motor angeschafft werden, der längs der Küste von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm fahren und Anknüpfungspunkte suchen soll.

Erklärung.

Leider sehr spät werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß in der Besprechung meiner Missionsstudien und Kritiken in diesem Blatte 1895 S. 165 eine Unrichtigkeit mit untergelaufen ist. Ich schrieb nicht, daß mich der braune Pastor betrogen habe, sondern daß ich von ihm um 100 R. beschwindelt wurde. Ersterer Ausdruck ist um so unzutreffender, als inzwischen das Geld von ihm zu dem von mir für den Fall einer Rückzahlung bestimmten Zweck bar erstattet worden ist. Der Ausdruck „beschwindeln“ gründete sich auf den offiziellen Bericht eines Missionars, aus welchem hervorging, daß die mir vorgelegten Thatfachen, unter welchen ich mich zu der betr. Zahlung aus Mitleid bewegen ließ, unrichtig, resp. gröblich gefälscht waren. Ich mußte diesem Berichte um so mehr Glauben schenken, als über den Betreffenden in jener Zeit eine empfindliche Strafverurteilung verhängt wurde. Erst im vorigen Jahre sind mir von einem andern Missionar Mitteilungen gemacht worden, nach denen der oben erwähnte Bericht auf Irrtum beruhen mußte. Hätte ich diese letzteren vor Abfassung meines Buches gehabt, so würde ich diesen Fall überhaupt nicht erwähnt haben. — Ich bedaure auch, daß dieser Fall in der Besprechung berührt ist, ohne daß andererseits der trefflichen braunen Pastoren, denen ich ein außerordentlich günstiges Zeugnis geben konnte, gedacht wurde.

März bei Belgij, 2. Mai 1896. R. Grundemann.

Zu beachten: Der unterzeichnete Herausgeber wohnt nicht mehr in Rheinsberg, sondern

Julius Richter, Pfarrer.



Die Barmer Mohammedaner-Mission.

Von P. Ed. Kriele, theol. Lehrer am Missionshause in Barmen.

„Gott will es! den Mohammedanern das Evangelium!“ — mit diesem Beufuf hat bekanntlich P. Faber das Interesse gerade für diesen Zweif der Missionsarbeit in unserm Vaterlande wachgerufen. Jeder, dem die Ausführung des letzten Testaments unsers Heilandes am Herzen liegt, kann dem nur freudig zustimmen. 175 Millionen, ein gutes Achtel der ganzen Menschheit ist dem Islan verfallen. Nächst dem Buddhismus ist der Islan der größte Feind des Christentums, die geschlossenste Burg, welche dem Siegeszuge Jesu Christi den zähesten Widerstand entgegensetzt. Wir sind als Missionsfreunde in unserm Jahrhundert an große, weitausschauende Pläne gewöhnt; wir schrecken selbst vor dem umfassenden Gedanken der Weltmission nicht zurück; weite Kreise in der Christenheit legen sich deshalb ernstlich die Frage vor: wie kann in dieses mächtige Bollwerk des Islan Bresche gelegt werden? Die Thore zu der Hauptburg, den Stammländern des

Islan, Arabien, der Türkei, Persien, sind noch fest verrammelt; Gottes Stunde ist noch nicht gekommen! Das beweist die Geschichte aller Mohammedaner-Missionen in neuerer Zeit; in Aden und am Persischen Meerbusen, in Konstantinopel und Jerusalem, in Bagdad und Basra, in Teheran und Urumia, überall stehen die evangelischen Missionare vor verschlossenen Thüren; überall können sie mit ärztlicher Hilfsleistung und Schriftenverbreitung nur vorbereitende Arbeit verrichten. Das hat auch der von Faber mit so viel edler Begeisterung unternommene Vorstoß in Persien bewiesen. Menschen mögen an verschlossenen Pforten rütteln, so viel sie wollen. Es wird umsonst sein! Gott muß die Thüren sprengen, und er wird es thun — zu seiner Zeit.

Es ist auf Grund aller dieser Erfahrungen unsere Überzeugung, daß man vorläufig den Feind, da die Citadelle noch uneinnehmbar ist, auf den Außenseldern

angreifen muß. Auf diesen Weg weist uns die ganze Missionsgeschichte unsers Jahrhunderts. Es ist ja gewiß Gottes Fügung, daß fast zwei Drittel aller Mohammedaner, fast alle außerhalb der eigentlichen Stammländer des Islam lebenden Anhänger Mohammeds in den Kolonien christlicher Völker, besonders in den englischen und niederländischen Besitzungen in Asien wohnen. Dort sind sie überall für die Mission zu erreichen; dort ist zum großen Teil auch schon seit Jahrzehnten im Zusammenhang

wollen wir Mohammedaner-Mission treiben, nicht als etwas Besonderes, sondern in um so festerer Angliederung an die alten Muttergesellschaften.

Auch die deutschen Missionen haben solche Felder, in denen die Heidenmission unausweichlich zur Mohammedaner-Mission wird. Von einem der interessantesten wollen diese Zeilen berichten. Auf all ihren niederländischen Arbeitsfeldern kommt die Rhein-Mission zwar in mehr oder weniger direkte Berührung mit dem Islam; nirgends aber



Sumatranische Malayen.

mit der Heidenmission an ihnen gearbeitet. So ist also die Heidenmission ganz von selbst zur Mohammedaner-Mission geworden, letztere ist also nicht etwas Besonderes, sondern nur ein Zweig, der mit einer gewissen Naturnotwendigkeit aus dem großen Baum der Heidenmission erwachsen ist. Wir sehen darin einen Fingerzeig von oben und eine Weisung für die Zukunft. In Anlehnung an die alte, reichsegnete Heidenmission und, sagen wir, an die alten, reichsegneten Missionsgesellschaften sollen und

mehr als in dem südlichen Teil ihrer gesegneten Batta-Mission auf Sumatra; hier kann von einer Mohammedaner-Mission im eigentlichen Sinne des Wortes gesprochen werden; auf dem Hochplateau von Sipirok haben es unsere Missionare wesentlich nur noch mit bereits dem Islam Zugewandenen zu thun. Es sind bekanntlich die Malayen gewesen, welche mit ihrem wachsenden Einfluß und der Verbreitung ihrer Sprache dem ganzen heutigen malayischen Archipel nicht nur den Namen gaben, sondern auch die Religion Mohammeds

brachten. Dieser durch die Jahrhunderte hindurch gehende Prozeß der Mohammedanisierung ist durch die holländische Besitzergreifung des größten Teils jener Inselwelt nicht zum Stillstand gekommen,

Unterbeamten der Regierung wurden die mächtigsten Beförderer des Islam.

Auch die Insel Sumatra war fast in ihrer ganzen Ausdehnung bereits diesem Prozeß anheimgefallen. Außer einigen an-



Kirche in Bungabondar.

sondern im Gegenteil noch befördert worden. Denn nun wurde erst recht die malayische Sprache als Regierungssprache die lingua franca, und die zahlreichen malayischen, mohammedanischen eingebornen

deren kleineren Stämmen hatte nur das Volk der Batta, in der Mitte des nördlichen Drittels der Insel, ihm Widerstand geleistet und sein Heidentum, wir dürfen wohl den Ausdruck gebrauchen, gerettet.

Da erschien — es war gegen Ende des Jahres 1861 — der von Borneo durch das in der Missionsgeschichte traurigst bekannte Blutbad vertriebene Missionar Klammer und gründete die Station Sipirok; einige holländische Missionare, die kurz zuvor ins Land gekommen waren, schlossen sich ihm an. Das war der Anfang der an Erfolg so überaus reichen Battamission; die ganze Folgezeit bis auf den heutigen Tag hat es immer klarer werden lassen, wie wunderbar die Vorsehung Gottes war, die die Rheinische Mission nach Sumatra überhaupt und in Sumatra zuerst gerade nach dem Hochplateau von Sipirok führte. Die hier kurz hintereinander angelegten drei Stationen, außer Sipirok selbst Bungabondar (siehe die Kirche dieser Station S. 171) und Frau Sorat, waren der starke Damm, an dem die Wellen des Islams sich brachen. Gedeckt durch diesen Damm, konnten nordwärts die Stationen im Batang-Toru-Thal, in Silindung und späterhin in Toba angelegt und die dortigen Heiden dem Evangelium zugeführt werden.

Die drei genannten Stationen auf dem Hochplateau von Sipirok verleugneten ihren Grenzwachtharakter nicht. Klammer hatte nach jahrelangen Kämpfen zu Sipirok eine kleine Gemeinde von vielleicht 150 Seelen gesammelt; es waren eben „nicht viel Edle nach dem Fleisch,“ — meistens arme und geringe Leute und Sklaven; auch in Bungabondar war ein kleiner Anfang gemacht. Da machte der Islam einen neuen Versuch, sich in jener Gegend festzusetzen und das nationale Heidentum ebenso wie das noch nicht tiefgewurzelte Christentum zu verdrängen. Die Reichen und Vornehmen hießen ihn willkommen, weil sie sich in ihrer Fleischesfreiheit und in ihrer Herrscherwillkür von dem Evangelium bedroht sahen.

Das Jahr 1867 brachte die Entscheidung; die Krisis wurde beschleunigt durch die Krankheit und den Tod der Frau des Oberhäuptlings von Sipirok. Dieser neigte schon längst im geheimen dem Islam zu, während seine Frau mit Zähigkeit am alten Heidentum festhielt. Nach der Geburt eines toten Mädchens wird sie krank. Klammer und der kurz zuvor ins Land gekommene Missionar von Frau Sorat Schreiber (der heutige Missionsinspektor) besuchen sie, und bieten ihr Hilfe an; nicht umsonst haben

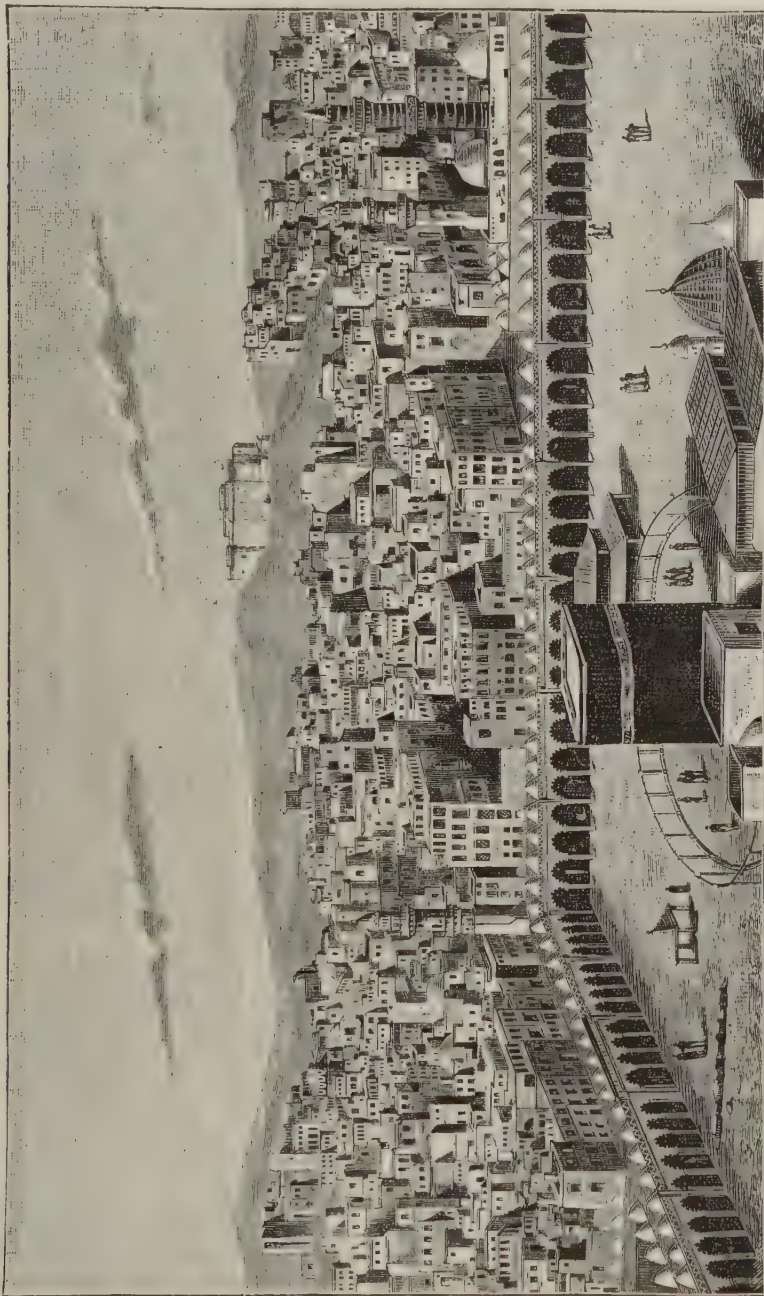
sie vor ihrer Aussendung einen ärztlichen Kursus durchgemacht; sie erkennen, wo das Übel sitzt, und daß ein kleiner operativer Eingriff sie retten kann; geschieht der nicht, so ist sie rettungslos verloren. Sie sagen ihr das offen, sie aber will von den Missionaren, den Dienern des Evangeliums, nichts wissen, weist sie ab und ist bald darauf eine Leiche. Und ihr Mann, der Oberhäuptling? Es war, als wenn er nur auf den Tod seiner Frau gewartet hätte. Wenige Monate danach war seine neue Frau, eine Mohammedanerin, bereits im Anzug; sie stammte aus einer andern Landschaft und hatte an ihre Hand die Bedingung geknüpft, daß der Oberhäuptling mit seiner ganzen Sippe zum Islam übertrete. Diese Bedingung wurde mit Freunden erfüllt. An einem Mittwoch im August — es war zufällig derselbe Mittwoch, an dem auf der bekannten Barmer Festwoche das Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft gefeiert wurde — wurde der ganze Anhang des Oberhäuptlings, er selbst an der Spitze, mit mehreren Unterhäuptlingen in die Gemeinschaft des Islam aufgenommen; die vornehmsten Familien folgten.

Nun folgte der Umschwung; auf dem ganzen Hochplateau von Sipirok gab es bald kaum noch Heiden: auf der einen Seite das kleine Christenhäuflein, auf der andern Seite die festgeschlossene Masse des Islam, letzterer im Besitz äußerer Machtmittel, von denen er den ausgiebigsten Gebrauch machte. Neben den christlichen Kirchen erhoben sich bald die stattlicheren mohammedanischen Mandersas (Versammlungshäuser). Seitdem heißt dort die Losung: Evangelium oder Islam, Bibel oder Koran, Christus oder Mohammed; seitdem ist die Mission auf dem Hochplateau von Sipirok eigentliche Mohammedaner-Mission.

Freilich rechtgläubige Mohammedaner, bewußte Anhänger der mohammedanischen Glaubenslehre mag es wenige geben, wenn deren überhaupt viel in der mohammedanischen Welt zu finden sind. Der Koran und seine Lehren sind weitaus den meisten unbekannt; ja die Mohammedaner fühlen, daß unsere Missionare zum Teil mehr von ihrer Religion wissen als sie selber. In äußeren Übungen, Waschungen, Gebetsformeln, Enthaltung von Schweinefleisch etc. besteht die Erfüllung ihrer religiösen Ver-

pflichtungen. Aber eins ist dem gesamten Islam, wo er auch immer ist, eigen: der fanatische Haß gegen das Christentum; und

wie ein Hund begraben; man schlingt ein Seil um seinen Hals und schleift ihn so zu Grabe.



Die Kaaba in Mekka.

es hat oft den Anschein, als wenn der Fanatismus mit dem Grade der Unwissenheit wüchse. Wo ein einzelner Christ mitten unter Mohammedanern stirbt, wird derselbe

Dieser Fanatismus wird nachgehalten und immer wieder von neuem geweckt durch die Mekkapilger, die sogenannten hadjis. Unter den Tausenden und aber

Tausenden, die bekanntlich jahraus, jahrein nach Mekka wallfahrten, befindet sich auch immer eine ganze Reihe Batta, denen so wie so die Reiselust im Blute steckt. Hier holen sie sich neue Begeisterung für ihre Religion; von hier nehmen sie einen neuen Ansporn zu ihrer Ausbreitung mit; denn nirgends so wie hier, wo „die Gläubigen“ aus aller Herren Länder zusammenströmen, thun sie einen Blick in die imponierende Herrlichkeit des Islams; hier stellt sich ihnen der Mohammedanismus als eine Weltmacht ersten Ranges dar. Von Mekka aus empfangen die „Gläubigen“ aller Länder ihre Weisungen, nicht nur durch die zurückkehrenden fanatisierten hadjis, sondern auch durch Leute, die dauernd in Mekka ihren Wohnsitz haben. Das gilt auch von den Battas. So erzählt der Missionar Friele von Geheimbünden. „Leute, welche zu diesen gehören, müssen, wie man sagt, unter allerlei Ceremonien einen Eid leisten, allezeit gemäß dem Koran zu leben und fest und unbeweglich den Führern und Lehrern nachzufolgen. An der Spitze dieser Geheimbündnisse stehen Leute aus den Battaländern, welche in Mekka leben.¹⁾ Von diesen Leuten kommen fort und fort Briefe, die hier die Mohammedaner unterrichten, wie sie sich verhalten sollen.“ Überhaupt steht die gesamte mohammedanische Welt in einem wunderbaren Zusammenhang untereinander; ein stark ausgeprägtes Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit schließt sie eng zusammen und erfüllt sie mit den kühnsten Hoffnungen.

Das also ist die Macht, gegen die unsere Missionare nun seit fast drei Jahrzehnten im Sipirotischen Gebiet zu Felde liegen, und, Gott sei Dank, nicht nur in der Abwehr als Grenzwächter, sondern auch im festen, entschiedenen Frontangriff. Der Islam ist hier in seinem Siegeslauf nicht nur aufgehalten, sondern es ist ihm auch bereits erworbenes Terrain wieder abgenommen worden. Es ist freilich nicht immer nur so von Sieg zu Sieg gegangen; die Missionare haben die ganz besondere Schwierigkeit der Mohammedaner-Mission vollauf erfahren

müssen. Die Mohammedaner waren eben nicht wählerisch in ihren Mitteln; sie hatten zudem die Macht in Händen, die Oberhäuptlinge waren und sind noch Mohammedaner. Das Recht ist mehr wie einmal verkehrt worden, die Schwachen wurden unterdrückt, die Christen unter dem Schein des Rechtes mißhandelt u. s. w. Es hat infolge dessen auch nicht an Niederlagen gefehlt. Es kamen wohl Zeiten, wo alles aus zu sein schien; tiefbetäubende Abfälle wurden gemeldet. Ein Schüler Dr. Schreibers, Dja Muda, der eigentlich der Mission alles verdankte, was er war, trat zum Islam über und ward ein fanatischer Feind des Christentums; die Station Frau Sorat mußte aufgegeben werden u. s. f. — Und doch, trotz alledem, wenn wir jetzt zurückblicken auf die Zeit, die dahinten liegt, das gesamte Resultat ist doch ein Sieg, der noch weiter zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die Mission auf dem Plateau von Sipirot hat gezeigt, daß die Arbeit unter den Jüngern Mohammeds nichts weniger als erfolglos ist. Wir haben in jenem Gebiet jetzt 2867 Christen. Denken wir daran, daß vor 28 Jahren, als der Islam kam, vielleicht 300 Christen vorhanden waren, und daß sich gegenwärtig außer den Getauften noch an 700 Mohammedaner im Taufunterricht befinden, so müssen wir doch sagen, das sind dankenswerte Früchte der Mohammedaner-Mission.

Das Auf und Nieder dieses Kampfes können wir leider nicht ausführlich schildern; aber eine kleine Episode wenigstens mitzuteilen, können wir uns nicht versagen.

Ein mohammedanischer Mann aus der Gemeinde des Missionars Schütz, Namens Si Dali, hatte sich vorgenommen, nach Mekka zu pilgern d. h. also hadji zu werden. Schütz mußte nun, was für eine Gefahr seiner Gemeinde drohe, wenn der Mann sein Vorhaben wirklich ausführe. Nachdem er ihn vergebens zurückzuhalten versucht hatte, bat er den Herrn im stillen und auch öffentlich in der Kirche, er möge doch verhindern, daß der Si Dali hadji werde; er solle doch bedenken, daß er in Bungabondar schwache Schafe habe, unter denen ein hadji leicht wie ein reißender Wolf haufen könne. Si Dali war gegangen; die Mohammedaner hatten ihm das Geleit gegeben; Missionar Schütz aber

¹⁾ Nicht bloß die mohammedanischen Batta sind auf diese Weise mit Mekka verknüpft; vielmehr umspannt ein Netz politisch-religiöser Bestrebungen von Mekka aus die ganze Welt des Islams und droht den christlichen Mächten und ihren Kolonien gefährlich zu werden.

blieb still mit seiner Gemeinde am Beten. Von Zeit zu Zeit kamen Briefe; man hörte, daß Si Dali nach Mekka gekommen sei, man hörte auch, daß er auf dem Rückwege sei; er landete auch wirklich auf Sumatra und zog landeinwärts auf Bungabondar zu. Die Mohammedaner triumphierten und jubelten; sie höhnten die Christen und verlachten den Tuan Schüh; das Gebet der Christen habe nichts genützt; ihr Gott habe ihnen nicht geantwortet; sie schmückten das Haus des hadji von oben bis unten, verabredeten ein großes Fest und zogen ihm dann entgegen. Der hadji kam immer näher; schon war er nur noch wenige Stunden von Bungabondar entfernt, schon wurde der Jubel seiner Anhänger immer größer, da — wurde der Mann plötzlich krank, er ließ sich noch eine Strecke tragen, aber nach Bungabondar ist er nicht mehr gekommen; fast angesichts der Station, wenige Stunden nach seiner Erkrankung ist er gestorben. Ganz heimlich in der Nacht haben sie seine Leiche ins Dorf gebracht und sofort begraben. „Ich stand,“ schrieb damals Schüh, „starr vor Staunen, als die Leute mir am nächsten Morgen sagten: „Tuan, der hadji ist tot eingezogen.“ Wir können uns denken, daß dieses sichtliche Eingreifen Gottes einen gewaltigen Eindruck auf die Christengemeinde gemacht hat und nicht minder auf die Mohammedaner.

Es waren gerade die erfreulichen und mutmachenden Erfahrungen, die die Rheinische Mission mit der Mohammedaner-Mission im Sipirolschen Gebiet gemacht hatte, die sie vor kurzem veranlaßte im Glauben noch einen weiteren Versuch zu machen und ein ganz neues Gebiet in Angriff zu nehmen. Es ist dies die sogenannte Padang Bolak, d. h., der nach Osten zu bis zur Straße von Malakka sich erstreckende Abfall des Gebirges, auf dem die Missionsstationen in Silindung und Sipirol liegen. Von diesen Gebirgszügen aus kann man nach Osten und Norden weit, weit in das Land hineinschauen; im Südosten stellt es eine weite Ebene dar; im Nordwesten aber wird es von den Ausläufern des westlichen Gebirges durchzogen; es ist ein wild zerklüftetes Terrain. Hohe, steile Berge wechseln mit tiefen Schluchten, durch die sich die reißenden Gebirgswasser einen Ausweg suchen; dann wieder große Urwälder mit Schlangen und Tigern; die Dörfer weit zerstreut in den

einzelnen Thälern; das Ganze ein Land voller romantischer Schönheiten, dem Wanderer aber unsagbare Schwierigkeiten bereitend.

Schon Dr. Schreiber war bis an den Rand dieser Padang Bolak gekommen und hatte dort im Gebiet eines besonders fanatischen mohammedanischen Häuptlings ein Jilial, Gunung Manungkap angelegt. Ein weiteres Vordringen war damals 1870 aus verschiedenen Gründen unmöglich; aber oft genug ist der Blick Dr. Schreibers damals in die blaue, weite Ferne hinübergeschweift, und dann erhob sich ganz von selbst bei ihm die Frage: wann wird auch dorthin einmal das Evangelium dringen?

Die Zeit sollte kommen; und wieder zeigte es sich, daß es gerade die rechte Zeit war. Freilich war ein großer Teil des Landes bereits dem Islam verfallen, aber viele Leute waren doch noch schwankend. Immerhin standen auch diese letzteren auf dem Sprunge Mohammedaner zu werden. Da setzte die Rheinische Mission ein und zwar in einer für sie bis dahin neuen, noch nicht geübten Weise. Einer unserer tüchtigsten eingebornen Gehilfen nämlich, zugleich einer unserer ersten Pandita (d. h. eingebornen ordinierten Pastoren), erhielt 1884 den Auftrag, sich in der Padang Bolak niederzulassen und das Land zu bereisen, um überall in den Dörfern das Wort Gottes zu verkündigen. Dieser Versuch gelang auf das beste. Der Name des wackern Batta verdient genannt zu werden; er ist auf das engste mit der Missionsgeschichte der Padang Bolak verknüpft: Markus Siregar. Mit zäher Unermüdlichkeit hat er das Land nach allen Windrichtungen hin durchzogen. Es fehlte nicht an Strapazen und mancherlei Gefahren, auch nicht an Anfeindungen seitens der mohammedanischen Priester und hadjis. Aber er ließ sich nicht irre machen. Er hatte eine ganz besondere und sehr praktische Weise, wie er in den Dörfern, in denen er noch unbekannt war, sich einführte und die Leute zusammenbrachte. Sobald er nämlich angekommen war und sich in dem Sopo (Versammlungshaus, zugleich Herberge für Fremde, vgl. S. 176) niedergelassen hatte, holte er seinen treuen Begleiter, sein Horn, hervor und blies hell und laut einen Choral in die Welt hinaus, so daß es von den Bergen widerhallte. Das war ein ganz neuer, in jenen einsamen Thälern

noch niemals gehörter Klang, der natürlich von weit und breit die Leute herbeilockte. Und wenn sie dann fragten, was das für ein Instrument sei, und was der fremde Klang zu bedeuten habe, so legte er sein Instrument beiseite und sagte ihnen, das sei ein christliches Lied, welches er da auf seiner „Sarune“ geblasen habe. Indem er ihnen nun die battaschen Worte des Liedes sagte, war er sogleich mitten in seiner Arbeit, in der Verkündigung des Evangeliums.

Mehrere Jahre hat Markus wacker allein gearbeitet; es war eine gediegene Vorarbeit für einen europäischen Missionar.



Ein Versammlungshaus (Sopo) auf Sumatra.

1888 ließ sich Missionar Friele mitten in der Padang Bolak in Sipiongot, d. h. auf deutsch „Wespenneft“, nieder. Die Christen von Bungabondar, die den dreitägigen Weg nicht scheuten, halfen mit ihren Bosaunen das Missionshaus einweihen; Dank der Wirksamkeit des Markus konnten gleichzeitig an verschiedenen Stellen Filiale angelegt werden. Bald wuchs die Arbeit dem Missionar Friele über den Kopf; von allen Seiten kamen Bitten; überall thaten sich die Thüren auf, oft in ganz überraschender Weise an Stellen, an denen es der Missionar am allerwenigsten erwartet hätte. Vielfach waren es sogar die moham-

edanischen Radja (Häuptlinge), die ihn riefen. Da haben vielleicht Streitigkeiten den Anlaß gegeben, den „Tuan Friele“ zu rufen; der „Tuan Friele“ kam; die Streitsache wurde besprochen — und die Leute, der Häuptling an der Spitze, erklärten, nun wollten sie auch „lernen“, d. h. in den Taufunterricht eintreten. Oder aber der „Tuan Friele“ wird nach einem weit entfernten liegenden Dorfe eingeladen. Er macht sich auf den Weg: „Als wir in die Nähe von Gonding Bange (so hieß das Dorf) kamen,“ erzählt Bruder Friele, „wurden wir mit den üblichen battaschen Ehren empfangen, die Frauen und Mädchen, Männer

und Jünglinge kamen uns mit Musik entgegen und wünschten uns einen gesegneten Einzug in den Kampong (Dorf); sie gingen dann voraus; die Musik folgte nach; so geleiteten sie uns nach dem Kampong, in den großen Sopo. Als wir uns gelagert hatten, traten die Frauen zurück, und der Radja erklärte uns nun, weshalb er uns habe rufen lassen; zur Befräftigung seines Wortes wolle er uns einen Stier schlachten und damit seinen Kampongs-Bewohnern öffentlich und feierlich erklären, daß er jetzt Gottes Wort annehmen wolle.“ —

Ein andermal, es sind jetzt etwa anderthalb Jahre, erhielt er eine Einladung von einem Radja, den er einmal beim holländischen Gouvernement hatte verklagen müssen, weil er Christen gemißhandelt hatte. „Ich hätte eher an meinen Tod gedacht,“ schreibt Friele, „als an eine solche Einladung.“ Es war der Radja Sa Oduan im fernen Si Mambu im äußersten Norden der Padang Bolak. Mit einigen Christen machte sich Friele auf; unterwegs stießen noch mehrere Häuptlinge und Lehrer und der Pandita Markus zu ihm. Gegen Mittag des zweiten Tages kamen sie in Si Mambu an, wurden feierlich empfangen und in das Haus des

Radja geführt. „Dort,“ erzählt Irle weiter, „saßen alle seine näheren Verwandten und hießen uns willkommen. Nachdem wir mit Kaffee und Reis versorgt waren, wurde in einer feierlichen Sitzung für den nächsten Tag der Festtag für die Rampongsbewohner und uns festgesetzt und damit nach battascher Sitte die förmliche und feste Zusicherung gegeben, daß der Radja von nun an unser Freund und Glaubensgenosse werden wolle. Am folgenden Festtage wurde uns zu Ehren ein Büffel geschlachtet; es waren frohe Stunden; das Schönste aber war doch, daß sich gleich an diesem Festtage 80 Seelen zum Taufunterricht meldeten.“

So hat sich also hier in der Badang Bolak der Rheinischen Mission ein schönes, großes und geeignetes Arbeitsfeld aufgethan, und die Befürchtung ist gründlich zu schanden geworden, der ein unserer Sache wohlwollender holländischer Beamter damals, als Irle nach Sipiongot gehen sollte, Ausdruck gab: hier kommt die Mission zu spät; der Islam hat bereits alles mit Beschlag belegt. Gerade unter den Mohammedanern hat Irle seine schönsten Erfolge. Es ist freilich auch ein besonders beschwerliches Arbeitsfeld, vielleicht das beschwerlichste auf Sumatra, und stellt an die körperliche Leistungsfähigkeit des Missionars die denkbar höchsten Ansprüche. Tag um Tag fast auf den Beinen zu sein, ohne Weg und Steg über Berge zu klettern, Abhänge hinabzurutschen, durch Flüsse zu waten, durch den Urwald sich Bahn zu brechen, das hält nur eine kernfeste Gesundheit aus. Aber wie gern leistet ein Missionar auch das Menschenmögliche, wenn er nur sieht, daß es voran geht. Und das eben darf Irle reichlich sehen. Er hat jetzt in dem weiten Gebiet außer Sipiongot bereits sechs Filiale angelegt; daß er nicht noch mehr hat, liegt im Grunde nur daran, weil es ihm an Lehrern fehlt, um alle Punkte zu besetzen. Seine über all diese Filiale zerstreute Gemeinde zählt jetzt 373 Glieder; nicht weniger als 640, zum weitaus größeren Teil Mohammedaner, befinden sich im Taufunterricht.

Erwähnen müssen wir noch Mandheling. Es ist das die große, ganz mohammedanische Landschaft im Süden von Sipirof, die gleichfalls von Batta bewohnt wird. Wiederholt ist es der Rheinischen Mission

nahegelegt worden, auch dort mit der Arbeit zu beginnen. Besonders sind es einige englische Christen, die sich dafür interessieren; sie drangen in unsere Gesellschaft, auch dorthin zu gehen und schickten sogar Geld zu diesem Zwecke. Dieses Interesse für Mandheling hat auch die Engländerin Miß Reedham in unsere Dienste geführt; sie war die erste „Missionschwester“ in Diensten der Rheinischen Mission. Obwohl sie zunächst im Thal Silindung Arbeit fand, stand ihr doch immer als Ziel ihrer Sehnsucht Mandheling vor Augen. Dorthin ist sie auch im vergangenen Jahre auf eigne Faust gegangen, um zu evangelisieren, mit ihr ist ein Batta-Evangelist gezogen.

Die Rheinische Missionsgesellschaft selbst hat je und je Mandheling im Auge behalten; Schreiber hat seinerzeit die Landschaft durchzogen; Bibelfolporteur und Evangelisten haben wiederholt Reisen dorthin gemacht. Zu einer eigentlichen Missionsarbeit ist es aber noch nicht gekommen.

Das ganze Barmer Missionsgebiet auf Sumatra gleicht einer Insel, die rings von den Fluten des Islam umbrandet ist; im Süden ist die Mission reine Mohammedaner-Mission geworden. Dem Erfolg derselben haben wir es zu danken, daß in Silindung die Arbeit im wesentlichen ungestört gethan werden konnte, wenngleich es nicht ausblieb, daß vereinzelte mohammedanische Vorstöße auch dorthin erfolgten, die aber bis jetzt immer zurückgeschlagen werden konnten. Jetzt dringen die Missionare immer weiter nach Norden vor in die Landschaften am Tobasee, in den eigentlichen uralten Sitz des battaschen Heidentums. 10 Stationen sind dort bereits in den letzten 15 Jahren angelegt. Noch haben es die Missionare dort mit reinen Heiden zu thun. Es ist aber bekannt, daß vom Norden und vom Osten her der Islam auf eben diese Landschaften einen Vorstoß unternimmt. Die ersten Anzeichen zeigen sich bereits auch dort. Es thut darum Eile not; die Missionare müssen immer weiter vordringen, damit das Evangelium möglichst viel Terrain besetzt, ehe es der Islam mit seinem Bann schlägt. Das ist die Frage, die auch im Norden am Tobasee in den nächsten Jahrzehnten immer brennender werden wird: nem soll das Land gehören, dem Herrn Jesu oder dem falschen Propheten?

John Coleridge Patteson,

der Missionsbischof von Melanesien.

Zum fünfundzwanzigjährigen Gedächtnis an seinen Märtyrertod.

Von Georg Richter, Pastor in Gollantsch, Prov. Posen.

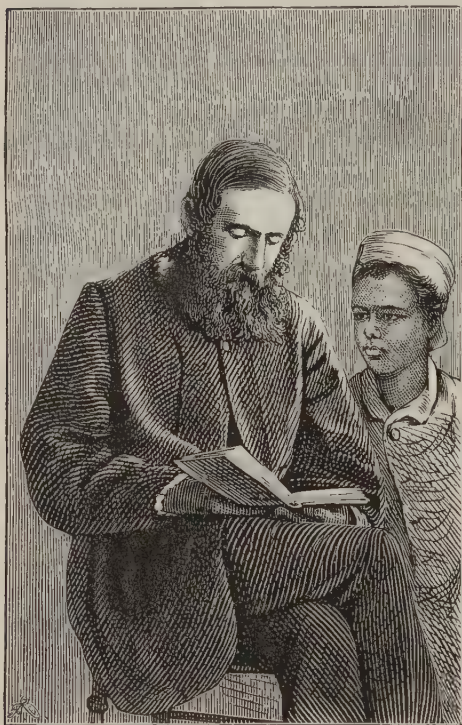
In der neueren Missionsgeschichte giebt es wenige Namen, die einen so hellen Klang hätten wie der Pattesons, des Missionsbischofs von Melanesien. Und in der That verdient er einen Ehrenplatz unter den Helden der streitenden Kirche, nicht

mangelt, ließt sich deshalb fast wie ein Erbauungsbuch, und niemand wird sie ohne Gewinn für seinen inwendigen Menschen aus der Hand legen.¹⁾

1. Pattesons Jugend und Berufung.

Geboren war John Coleridge Patteson am 1. April 1827 zu London. Sein Vater war ein hochangesehener Rechtsgelehrter, Mitglied des obersten Gerichtes des Landes und später Mitglied des geheimen Rates der Königin, ein in jeder Hinsicht bedeutender Mann. Wie ein Patriarch waltete er im Kreise seiner Familie, erfüllt von einem tiefen Gefühle der Verantwortlichkeit für seine und der Seinen Führung und dabei von bezaubernder Herzensgüte. Nichts Schöneres läßt sich denken als das Verhältnis dieses Vaters zu seinem Sohne: von seiten des Vaters vollstes Vertrauen, von seiten des Sohnes kindlichste Hingabe bis ans Ende. Nicht minder achtungswert war die Mutter, ein sanftes und frommes Wesen, überaus anhänglich und liebevoll, ohne ein Körnlein Selbstsucht, dabei von festem Beharren in Grundsätzen und Pflichten. So sog unser Coley, wie er von seinen Angehörigen gerufen ward, von frühester Kindheit an die gesunde Luft eines echten, werththätigen Christentums ein, und dem bewahrenden Einflusse des Elternhauses hat er es zu verdanken, daß er auch später nie in grobe Sünden und Ausschweifungen gefallen ist.

Im übrigen konnte man es dem Knaben und Jüngling noch wenig anmerken, was dereinst aus ihm werden sollte. Er selbst beklagt es später oft, daß er seine Jugendzeit nicht besser ausgekauft habe. Sein Sinn schien mehr auf Spiele und Leibesübungen hin gerichtet zu sein als auf die ernste wissenschaftliche Arbeit der Schule. Er that sich unter seinen Kameraden durch



John Coleridge Patteson.

nur wegen seiner Erfolge bei der Heidenbekehrung, sondern auch wegen der engelgleichen Lauterkeit seines Charakters und wegen seiner glühenden Hingabe in den Dienst des Herrn, die er durch den Märtyrertod bewährt hat. Wir sehen in ihm eine ehrfurchtgebietende Kirchengestalt in der kräftigen Weise des Altertums, die uns doch wieder traulich nahe gebracht ist durch den verwandten Pulsschlag, der die Angehörigen desselben Jahrhunderts verbindet. Seine Lebensbeschreibung, obwohl sie des Interessanten durchaus nicht er-

¹⁾ Der obigen Darstellung liegt zu Grunde das Buch von W. Baur, jetzigem Gen.-Sup. der Rheinprovinz: John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien. Gütersloh 1877, C. Bertelsmann. 2,80 M., geb. 3,50 M.

Kraft, Geschicklichkeit und kühnen Wagemut hervor, so daß sie ihm willig eine Art Führerrolle zuerkannten. Indessen blieb bei allen Ausbrüchen des jugendlichen Übermutes der Grundzug seines Wesens ein ernster, und das Ziel, welches er sich schon frühe vorgesteckt hatte, nämlich ein Geistlicher zu werden, ließ er sich durch nichts verrücken. Bei seiner außergewöhnlichen Begabung wurde es ihm nicht schwer, den vorgeschriebenen Anforderungen zu genügen. Nachdem er seine Studien an der altberühmten Hochschule zu Oxford und durch einen längeren Aufenthalt in Deutschland vollendet und sein Examen mit Ehren bestanden hatte, wurde er zum Prediger in Alington, einem kleinen Dorfe im südlichen England, berufen.

Seine dortige Stellung bot ihm viele Annehmlichkeiten. Sein Verhältnis zum Kirchenpatron, der sein leiblicher Oheim war, war das denkbar beste. In unmittelbarer Nähe lag der Landsitz seines Vaters, so daß er während des Sommers fast täglich Gelegenheit hatte, ein Stündchen im Kreise seiner Lieben zu weilen und sich an der Zwiegespräche mit ihnen zu erquicken. Allerdings fehlte es auch nicht an saurer Arbeit. Die Gemeinde war infolge langer Kränklichkeit seines Vorgängers ziemlich verwahrloßt; weite Kreise waren der Kirche entfremdet, und Sektenwesen machte sich breit. Da war viel seelsorgerisches Geschick nötig, um wieder Ordnung hineinzubringen, und das bewies er in seltenem Maße. Bei allem Ernst war er so heiter und liebenswürdig, bei allem Eifer für die Sache seines Gottes so voll persönlicher Teilnahme für jeden Einzelnen, daß die Leute bald mit einer geradezu schwärmerischen Verehrung an ihm hingen. Alles ließ sich aufs schönste an. Er stand in einer reichgesegneten Wirksamkeit, die ihn vollauf befriedigte; seine Neigung für Kunst und edle Geselligkeit fand reichliche Nahrung; bei seinen Gaben und Verbindungen schien ihm eine glänzende Laufbahn in der Heimat bevorzustehen; kurz, wer den sechsundzwanzigjährigen Pfarrer John Coleridge Pattenon kannte, mußte den Eindruck empfangen, daß ihm vor anderen das Los aufs Liebliche gefallen sei. Aber es sollte anders kommen.

Schon während seiner Knabenjahre war ihm manchmal der Gedanke aufgetaucht, ob er nicht vielleicht den Beruf hätte, als

Missionar zu den Heiden hinauszugehen, ohne daß er jedoch damals zu einem festen Entschlusse gelangt wäre. Nun traf es sich, daß etliche Monate nach seinem Ants-antritte in Alington der Bischof Selwyn von Neuseeland, auf einer Erholungsreise in seine Heimat begriffen, auf einige Tage zum Besuche in das Elternhaus Pattenons, mit dem er durch die innigste Freundschaft verbunden war, kam. Im persönlichen Verkehr mit diesem ausgezeichneten Manne erwachte der Missionsgedanke in ihm mit neuer Stärke, und es wurde ihm zu völliger Gewißheit, daß sein gottgewiesenes Arbeitsfeld draußen unter den Heiden wäre. Er selbst war denn auch gleich bereit, alles, was er hatte, zu verlassen und hinzugehen, wo man ihn hinsenden würde, vorausgesetzt, daß sein Vater seine Einwilligung dazu gäbe. Man kann sich denken, wie schwer es dem alten Manne wurde, diese Einwilligung zu geben. Empfiand er doch gerade für diesen Sohn eine ganz besondere Zärtlichkeit; und war doch die tägliche Unterhaltung mit ihm ein süßer Trost seines Alters. In der ersten Aufwallung des Schmerzes rief er darum aus: „Ich kann ihn nicht ziehen lassen.“ Aber im nächsten Augenblick schon drängte er alle selbstischen Gefühle zurück, und am Schlusse der Unterredung, die er dieserhalb mit dem Bischofe hatte, sagte er: „Wohlan, ich gebe ihn ganz, ohne jeden Gedanken, ihn je wiederzusehen.“

Und in der That war es ein Abschied für immer von seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft und von seines Vaters Hause, als Pattenon im März des Jahres 1855 England verließ, um zunächst als Gehilfe des Bischofs Selwyn nach Neuseeland zu gehen. Wohl zog es ihn später oft mächtig zurück in die Heimat und in die Gemeinschaft seiner Lieben, denen er lebenslänglich mit der treuesten kindlichen und geschwisterlichen Liebe zugethan blieb, und an Gelegenheit, diesen Wunsch zu erfüllen, hätte es ihm auch nicht gefehlt; aber sein strenges Pflichtgefühl erlaubte es ihm nicht; er gewann es nicht über sich, den Posten, auf den ihn der Herr einmal gestellt hatte, für mehrere Monate zu verlassen, um seinen Privatneigungen Genüge zu thun. Er wollte eben fortan dem Herrn allein angehören. Nie hat ein Vöte des Evangeliums mit mehr Festigkeit die

Hand an den Pflug gelegt; und nie ist sowohl von dem Ausziehenden selbst als auch von seiten seiner Angehörigen ein größeres und reineres Opfer gebracht worden.

2. Melanesien.

Die Überfahrt nach Neuseeland verlief glücklich und bot ihm hinlänglich Muße, das Studium der Sprache der Maoris,

bekannt waren. Das kam nicht bloß ihm selbst bei seiner Missionsarbeit zu statten, sondern er hat dadurch auch der Sprachwissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet, indem er die Ergebnisse seiner Forschungen in Schriften, besonders in Übersetzungen von biblischen Büchern, niederlegte.

Die Obliegenheiten, die des jungen Missionars warteten, waren sehr mannigfaltig. Während des Winters, — d. h. wäh-



Melanesische Wald-Landschaft.

der Eingebornen von Neuseeland, das er schon in der Heimat begonnen hatte, zu vervollständigen, so daß er gleich nach seiner Ankunft sich fließend mit den Eingeborenen verständigen konnte.

Es sei hier beiläufig erwähnt, daß Potteson ein hervorragendes Sprachengenie war. Mit erstaunlicher Leichtigkeit eignete er sich eine große Menge von Sprachen an, die vorher den Europäern völlig un-

rend der Zeit, wo es bei uns hier Winter ist, während die südliche Halbkugel, auf der Neuseeland liegt, dann ihren Sommer hat, — hatte er Schule zu halten. Er bewohnte gemeinsam mit seinen Zöglingen ein höchst einfaches Haus und hatte außer der Erteilung des Unterrichtes auch die niedrigsten Dienstleistungen wie Feueranmachen, Kochen, Reinigen des Hauses, der Kleider und Decken teils selbst zu verrichten,

teils zu überwachen. Daneben übte er Seelsorge an den Kranken des Hospitals zu Auckland, der Hauptstadt von Neu-Seeland, leistete in verschiedenen Kirchen beim Gottesdienst Hilfe und ging dem Bischof bei der Erledigung seiner Amtsgeschäfte zur Hand, wo er nur konnte. Den Sommer hindurch dagegen befand er sich fast beständig auf Reisen. Er eilte von Insel zu Insel, um neue Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen oder schon bestehende zu pflegen. Auf einzelnen Inseln nahm er auch monatelangen Aufenthalt, um dort Schule zu halten und das Evangelium zu predigen.

Er bewährte sich in jeder Hinsicht so vorzüglich, daß er im Februar 1861 als dreihunddreißigjähriger Mann zum Missionsbischof von Melanesien geweiht werden konnte. Die Kunde hiervon war die letzte große Freude, die seinem Vater auf Erden zu teil ward; wenige Wochen später ging er nach langem, mit christlicher Ergebung getragenen Leiden in festem Glauben an seinen Erlöser heim.

Unter dem Namen „Melanesien“, das ist verdeutsch: schwarzes Inselreich, begreift man den Teil der zahllosen Inseln des stillen Oceans, welcher nördlich vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Äquator hin zwischen dem 130. und 170. Grade östlicher Breite liegt, und dessen Bewohner sich durch eine dunkle Hautfarbe vor den übrigen Südsee-Inulanern auszeichnen. Melanesien zerfällt wieder in mehrere Inselgruppen, von denen Patteson die Salomons-, Santa Cruz-, Royalitäts-Inseln und die nördlichen Neuhebriden als seinen Sprengel zugewiesen erhielt.

Werfen wir zunächst einen Blick auf Land und Leute von Melanesien! Die Mehrzahl der Inseln ist bergig, mit herrlichem Pflanzenwuchs bedeckt. Bananen und Brotfruchtbäume wachsen wild; die Cocospalme und andere stattliche Baumarten bilden dichte Waldungen, und von Stamm zu Stamm ziehen sich malerische Schlinggewächse von seltener Üppigkeit. In den feuchten Niederungen wuchert Zucker- und Bambusrohr und riesige Baumfarren. Die Felder sind meist mit Taro und der Yamswurzel bebaut. Weniger mannigfaltig ist die Tierwelt. Unter den Säugetieren spielen Ratten und Fledermäuse die Hauptrolle, unter den Vögeln

Papageien und Tauben, unter den Insekten Schmetterlinge und Moskitos; von Eidechsen wimmelt es nur so; Fische und Muscheln liefert selbstverständlich das Meer in großer Menge.

Der Charakter der Landschaft ist überwiegend lieblich: Wälder, Seen und Bäche, sanfte Bergrücken mit tiefeingeschnittenen Thälern, friedliche Buchten, in denen das Wasser spiegelglatt daliegt, bald goldig funkelnd, bald tiefblau oder violett schimmernd, von der Brandung an den Korallenriffen wie von einem weißen Gürtel eingeschlossen, dahinter die unendliche See und darüber der klare Tropenhimmel. Aber auch das Wildromantische fehlt nicht. Da ist z. B. der Vulkan Tenakulu, der bis zu 2000 Fuß Höhe von allen Seiten schroff aus dem Meere emporsteigt. Besonders wenn man des Nachts daran vorüberfährt, gewährt er einen großartigen Anblick: der Gipfel eingehüllt in dunkle Rauchwolken, von denen die rote Glut sich um so schauerlicher abhebt, Minute um Minute Ströme von feuriger Lava auspeiend, die an den Seiten herniederfließen, dann wieder große Steine aus seinem Innern emporzuschleudernd, die an den steilen Felswänden herunterhüpfen, manchmal 400—500 Fuß mit einem Sake durchmessend, um schließlich mit mächtigem Rauschen ins Meer zu stürzen, aus dem Schaum und Rauch aufwallt.

Patteson's Seele war sehr empfänglich für alle diese Naturschönheiten, und er hat manche begeisterte Schilderung davon entworfen. Und wem unter uns wäre wohl noch nie das Herz weit geworden von Sehnsucht nach jenen paradiesischen Tropenländern? Aber das freundliche Bild hat doch einen düsteren Hintergrund, über den Patteson auch seine Betrachtungen angestellt hat. Er fand, daß das milde Klima und die übergroße Fruchtbarkeit des Bodens etwas Entnervendes hätten. Es ist für den Menschen nicht gut, wenn er Tag aus Tag ein weiter nichts zu thun hat als zu essen und zu trinken und im Schatten der Bäume träumend dazuliegen und sich in der kühlen Brandung zu baden; er wird dabei träge und charakterlos und kommt auf schlechte Gedanken. Wir können Gott danken, daß er uns unter einem Klima und in einem Lande hat geboren werden lassen, wo die Gewinnung der Lebensbedürfnisse gerade Schwierigkeiten genug

bietet, um stetigen Fleiß zu erfordern, und wo doch die Natur nicht so streng ist, daß die Sorge um das tägliche Brot unsere ganze Kraft in Anspruch nähme und die Entwicklung unserer geistigen Fähigkeiten hemmte.

Die Einwohner Melanesiens sind, wie schon erwähnt, von dunkler Hautfarbe. Ihr Körper ist nicht stattlich, aber kräftig, weshalb sie gern zur Arbeit in den Plantagen

schließen lassen. Die Berichte der europäischen Reisenden gehen denn auch fast übereinstimmend dahin, daß sie einen abstoßenden und widerwärtigen Eindruck machen. Es ist ein Triumph der christlichen Liebe, daß sie Pottesons Augen schön und lieblich erschienen. Namentlich an den Kindern hatte er seine helle Freude. „Liebe kleine Kerlchen“ nennt er sie; „nie sah ich so durchaus anziehende Kinder, was Er-



Melanesisches Dorfbild.

verwandt werden. Eine schmale Stirn, stark gekräuselttes Haar, tiefliegende Augen, flache und breite Nase, großer Mund, aufgeworfene Lippen, vom Betellauen entstellte Zähne, ein dicker Bauch bei schlanken Armen und Beinen, aber großen Händen und Füßen, im Gesicht ein Ausdruck von Wildheit und Mißtrauen: man wird gestehen müssen, daß diese Merkmale nicht gerade auf eine vorteilhafte äußere Erscheinung

scheinnung und Manieren anbelangt. Die Kleidung ist äußerst dürftig; die Männer gehen fast ganz nackt, und die Frauen begnügen sich mit dem Allernötigsten. Desto mehr Wert legen sie auf Schmuck. Hals und Arme und Beine sind mit Ketten von Samenkörnern, Zähnen, Knochen und dergleichen mehr behängt; die Stirn ist mit weißen Muscheln geziert; die Ohrläppchen beschweren sie mit Zieraten, so daß sie

tief herunterhängen; die Nasenwand durchbohren sie gleichfalls und stecken Holz, Steine oder Schweinszähne hinein. Vor allem auf das Haar verwenden sie so viele Künste, daß sie es darin mit den Frauen der gebildeten Welt aufnehmen können.

In Bezug auf die Nahrung sind sie wenig wählerisch; den Hauptbestandteil derselben bilden Wurzeln, Früchte und Fische; Schweine und Hühner werden gern

sind ihre hervorstechendsten Charaktereigentümlichkeiten.

Die Dörfer liegen meist versteckt im dichtesten Urwald, oft an geradezu romantischen Orten im Schatten hochragender Palmen. Die Häuser stehen auf mehr oder weniger hohen Pfosten je nach der Feuchtigkeit des Bodens oder der Liebhaberei der Erbauer. Neben den mit Palmblatt gedeckten Wohnhäusern (Bild S. 182 links)



Ein melanesisches Wohnhaus mit seinen Bewohnern.

gegessen, wo man sie haben kann; aber auch Ratten und Fledermäuse, selbst Spinnen und Käferlarven werden nicht verschmäht. Leider kommt bei ihnen noch vielfach Menschenfresserei vor, und diese eine Thatfache kennzeichnet schon genugsam die tiefe Stufe der Barbarei, auf der sie sich befinden.

Argwohn, Grausamkeit und Aberglaube

stehen die Versammlungshäuser, die zugleich als Herberge der jungen Leute und der Fremden dienen (Bild S. 183) und die Totenhäuschen, in denen die Vorfahren bestattet sind (Bild S. 182 rechts). Besonders die letzteren sind mit phantastischem Schmuck, Totenköpfen, Masken, Ahnenbildern u. dgl. über und über behangen.

(Schluß folgt.)

Die Missionskirche in Uganda.

Vom Herausgeber.

Uganda ist wohl dasjenige Feld der evangelischen Mission, auf welchem das Auge des Missionsfreundes mit der ungeteiltesten Dankbarkeit ruht. Von allen innerafrikanischen Missionen hat dies Land die merkwürdigste Geschichte gehabt. Noch sind es nicht zwanzig Jahre, daß der erste Missionar seinen Fuß auf Ugandas Boden setzte; erst zwölf Jahre sind verflossen, seit der Erstling dieses Volkes getauft wurde. Dann kam die blutige Christenverfolgung Mwangas, in welcher mehr als die Hälfte aller Christen ermordet wurden. Und deren Wunden waren noch nicht geheilt, da drohten langjährige Bürgerkriege die noch unbefestigten evangelischen Gemeinden in dem Strudel des politischen Parteigetriebes zu zerreiben. Und nach allen diesen Stürmen und Gefahren steht heute fast das ganze Uganda in einer Weise der Predigt des Evangelii offen wie kein anderes Land der Erde. Die letzten Nummern des Intelligencer, des vorzüglich geleiteten und zuverlässigen Organs der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, enthalten eine große Fülle von Briefen und Berichten aus Uganda. Wenn man sie liest, ist es, als würde man in einen herrlichen Frühlingsgarten versetzt, in dem auf allen Seiten Blumen sprießen und duften.

Der evangelische Missionsbischof Tucker, der im Oktober vorigen Jahres eine stattliche Schar von Missionaren nach Uganda führte, findet nicht Worte genug, um die Veränderung des Landes zu schildern, die seit seinem ersten Besuch im Jahre 1890 vor sich gegangen sei. Auf dem Wege von der Landesgrenze bis zur Hauptstadt zählte er gegen 20 Kirchen, welche die Höhen der Hügel krönten. Es sollen im ganzen Lande schon gegen 200 evangelische Kirchen und Kapellen vorhanden sein; in der Umgegend der Hauptstadt Mengo stehen 23 Kirchen, in denen regelmäßig Gottesdienst gehalten wird; und die neuerbaute Kirche der Hauptstadt auf dem Missionshügel Namirembe faßt allein 4000 Menschen und ist fast bei allen Gottesdiensten voll.

Es ist für den Missionsfreund ebenso erfreulich wie lehrreich, einen Blick in das

innere Getriebe dieser weitverzweigten Missionsarbeit zu thun. Den Schwerpunkt der Mission bildet die hauptstädtische Gemeinde und den Mittelpunkt die Kirche auf dem Namirembe-Hügel. Alle Kirchen in Uganda dienen zugleich als Schulen und Konfirmandenzimmer, da es ein Schulwesen unabhängig von der eigentlichen Missionsarbeit nicht giebt. Das ist überhaupt das unterscheidende Merkmal der christlichen Bewegung in Uganda, daß die treibende Kraft derselben eine geradezu unersättliche, in Afrika bisher unerhörte Lernbegierde ist. So bilden die sonntäglichen, zahlreich besuchten Gottesdienste nur einen kleinen Teil der Arbeit der Missionare. An allen Wochentagen finden vormittags und nachmittags zahlreiche Stunden oder „Klassen“ statt, welche bald mehr den Charakter von Unterrichtsstunden, bald mehr von Bibelfunden annehmen. Teils sind es Stunden für die Anfänger im Lesen, welche sich noch an den Fabeln, den „walifu“, oder den einfachen Lesebüchern, den „mateka“, abmühen, teils sind es lehrreiche und erbauliche Auslegungen einzelner Bücher der heiligen Schrift, teils sind es catechetische Vorbereitungen auf die Taufe, die Konfirmation und das heilige Abendmahl. Wie groß die Zahlen der Schüler in diesen Klassen sind, merkt man, wenn man hört, daß 1895 in Uganda 2921 Seelen getauft und 450 zum heiligen Abendmahl zugelassen wurden, und daß Bischof Tucker im Oktober und November 1895 gleich nach seiner Ankunft 495 Waganada konfirmieren konnte.

Die Verwaltung der gesammelten Christengemeinden ist, um die europäischen Missionare für die eigentliche Missionsarbeit freizuhalten, in die Hände von eingeborenen Geistlichen gelegt. Unter ihrem Vorsitz finden auch die Kirchenratsitzungen jeden Sonnabend vormittag statt; und das Arbeitsprogramm, das sie dabei zu bewältigen haben, ist größer und schwieriger als wahrscheinlich in den meisten unserer Kirchenratsitzungen. Hier kommen Männer, die ihre Weiber verlassen wollen; dort Weiber, welche ihrer Männer überdrüssig sind. Diese verwickelten Zustände sind noch ein



Empfang beim König Mwanga von Uganda.
 (Rechts oben König Mwanga, links sein Ratikero oder Minister Ragwa Apollo.)

Erbe und Überbleibsel des eben überwundenen Heidentums; da waren vielfach die Leute gezwungen, mit solchen zusammen zu leben, die sie nicht mochten. Männer, die als Heiden in Vielweiberei gelebt haben, müssen sich als Christen entscheiden, welche von ihren Frauen sie als ihr rechtmäßiges Weib behalten, und welche sie entlassen wollen. Oder es ist Kirchenzucht zu üben; da hat der Gemeinde-Kirchenrat einen vom höchsten Adel, den Mutwenda, den Gouverneur der Provinz Singo, wegen seines unsittlichen Lebens in den Bann ge-



König Mwangi.

than. Es wird berichtet, ein armer Harfenspieler an seinem Hofe habe die Aufforderung, mit dem Gebannten zusammen zu speisen, mit Entrüstung von sich gewiesen: „Ich bin ein Christ und kann nicht mit einem zusammen essen, der seine Religion weggeworfen hat. Ich spiele die Harfe, weil ich dein Sklave bin, und das ist meine Pflicht; aber mit dir zu essen, wäre nur ein Vergnügen, des muß ich mich weigern.“

Besondern Wert legen die Missionare auf die Heranbildung eines eingeborenen Lehrerstandes. Sie sind ja bei ihrer ge-

ringen Anzahl gar nicht instande, das ganze Land mit dem Schall des Evangelii zu erfüllen. Da werden nun alle irgend tüchtigen jungen Männer bis in die entlegensten Ortschaften der Provinzen ausgesandt, um dort Kirchen zu bauen, Unterricht einzurichten und den Verneifer zu wecken. Die hauptstädtische Gemeinde ist die aussendende Missionsgemeinde; allmonatlich findet eine große Missionsversammlung statt, wo heimgelehrte Lehrer von ihrer Thätigkeit und ihren Erfolgen berichten, neue Lehrer abgeordnet und durch freiwillige Sammlungen die Kosten für die Aussendung und den Unterhalt derselben aufgebracht werden. Freilich ist der Maßstab, den wir an diese Lehrer legen dürfen, kein sehr hoher; wenn sie fließend lesen können, die Evangelien verstehen und volle Kirchenglieder sind, so genügt das für ihre Ausrüstung; und ihr Gehalt steht mit diesen bescheidenen Ansprüchen in dem rechten Verhältnis, sie bekommen nur 30 M. im Jahr; was sie etwa darüber hinaus nötig haben, müssen ihre Schüler an Lebensmitteln liefern. So ursprünglich und mangelhaft diese ganze Einrichtung zu sein scheint, von so großem Segen hat sie sich doch für das Land bewiesen. Viele von den Lehrern haben in dem Unterricht, den sie zu erteilen hatten, erst den rechten Lerneifer bekommen; und wenn sie dann nach der Hauptstadt zurückgerufen wurden, so nahmen sie dort mit doppeltem Eifer an den für die angehenden Lehrer besonders eingerichteten Kursen teil und entwickelten einen geradezu rührenden Lerneifer. Immer wieder betonen die Missionare in ihren Briefen, wie sie von den Fragen dieser jungen Leute über alle möglichen Gegenstände der heiligen Schrift geradezu verfolgt würden, und daß die Lerneifrigen sich nicht beruhigen ließen, bis sie eine volle, befriedigende Antwort auf ihre Fragen erhalten hätten.

Will man die Erfolge, welche diese einfachen Lehrer gewonnen haben, recht beurteilen, so muß man dabei zweierlei in Rechnung ziehen. Es ist in Uganda jetzt fast Modesache geworden, Christ zu sein. Die Leute in der Umgegend der Hauptstadt schämen sich ihres früheren Lubare Heidentums und wollen davon nichts mehr wissen. Manche gehen soweit, die Missionare zu überlisten, um sich in die

christlichen Gemeinden hineinzuschwindeln; sie legen ein paar Monate ihre heidnischen Sünden ab, lernen fleißig und unterziehen sich allen Prüfungen, und wenn sie dann getauft sind, lehren sie zu ihrem alten ausschweifenden Leben zurück. Nur durch sorgfältige Prüfungen, nach bestem Wissen und Gewissen eingezogene Erkundigungen und fortwährende, strenge Kirchenzucht kann unter diesen Umständen dem Eindringen eines gefährlichen Namenchristentums ge-

verließ, wurden sie von ihren Freunden umarmt, welche mit ihnen herumtanzten und laute Glückwünsche und Loblieder sangen. Es war ein wirklich anregender Anblick, ihre Freude in dem Herrn zu sehen."

Noch ein anderer Umstand kommt den Lehrern im ganzen Lande zu gute, um ihren Eingang zu erleichtern. Das Lernbedürfnis, vor allem das Verlangen lesen zu lernen, ist in Uganda geradezu unglaub-



Bibelverkauf in Uganda.

wehrt werden. Glücklicherweise gehören diese unlauteren Elemente zu den Ausnahmen; die Mehrzahl hat ein wirklich ernstes Verlangen nach der Taufe, manche fangen bitterlich an zu weinen, wenn sie bei der Prüfung nicht bestanden haben. Andernorts herrscht eine geradezu kindliche Freude, wenn wieder eine Tauffeier stattgefunden hat. „Die Scene nach dem Taufgottesdienst,“ schreibt einer der Missionare, „spottet aller Beschreibung. Wie einer von den Getauften nach dem andern die Kirche

lich. In zwei Provinzen, in denen die Missionsarbeit noch kaum begonnen hatte, fand der zum ersten Male inspizierende Missionar in der einen 8398, in der andern 6580 „Leser“, davon studierten in der einen schon 1941, in der andern 1578, so gut sie es verstanden, in den Evangelien. In den ersten zehn Monaten des Jahres 1895 wurden von der Centralverkaufsstelle in Mengo ausgegeben 13 211 Bibeltheile, 4036 Katechismen und 15 227 große und kleine Lesebücher. Man bedenke,

in einem Lande, wo es vor 5 Jahren kein Schulwesen gab, wo alles Lernen völlig freier Wille ist, und wo noch vor zehn Jahren fast kein Mensch lesen konnte! In Afrika ist so etwas noch nicht dagewesen. Bischof Tucker erzählt von einem Mann, der zum ersten Male das zweite Buch Moßis las. Er lag ganz hingenommen im Schatten der Veranda des Missionshauses; nur ab und zu unterbrach er seine Lektüre mit Ausrufen des Entzückens wie: „O dies Buch! O dies Buch!“

Ein andermal erzählt Tucker von dem Schriftenverkauf auf einer der Jesse-Inseln. Die Bevölkerung dort ist so arm, daß sie nur mit großen Opfern das Geld zusammenbringen können, um ein kleines Buch zu

vorher eine solche errichtet hatten; dann werden Sonntagsgottesdienste, Unterrichtsstunden für ABC-Schützen, Lesestunden für die Fortgeschrittenen und Vorbereitungsunterricht für Taufbewerber eingerichtet. Alle diese Abteilungen kommen gewöhnlich schon in wenigen Wochen in Gang; diese Arbeiten, an denen sich die tüchtigsten Missionare in andern Ländern jahrelang vergeblich abmühen, machen sich hier wie von selbst. Nun ist es eine große Aufgabe für die Missionare, diesen eingeborenen Bahnbrechern zu folgen und in die offenen Thüren einzugehen. Es wäre verkehrt, wollten sie die mangelhaft vorgebildeten und in ihrem Charakter unbefestigten Lehrer sich selbst überlassen, sie bedürfen der sorgfältigsten Aufsicht, steter Anleitung, brüderlichen Rates und freundschaftlicher Unterstützung. Deshalb haben die Missionare angefangen, über das ganze Land hin und her neue Mittelpunkte und Hauptstationen zu gründen, um die herum sich die Arbeit der Lehrer kristallisieren kann. Die 23 Missionsarbeiter, die jetzt im Lande sind, reichen noch bei weitem nicht aus, um die unabsehbar große Ernte einzuheimsen. Wir hören, daß die



Dorfbild aus Uganda.

laufen. „Es war,“ schreibt Tucker, „geradezu rührend, die Freude der Leute zu sehen, wie sie die glücklichen Besitzer dieses oder jenen Buches, vielleicht nur einer einzigen Epistel, werden. Manchmal gerieten sie vor Freude fast außer sich. Sie drückten das Buch an die Brust, sprangen auf und hüpfen umher; dann öffneten sie es, lasen ein paar Zeilen, machten es wieder zu und drückten es von neuem an die Brust.“

So ist es nicht zu verwundern, daß die Lehrer überall gern aufgenommen werden. Wenn sie in das Dorf kommen, wo sie sich niederlassen sollen, fangen sie an, die etwa schon vorhandenen „Leser“ zu sammeln; dann wird eine Kirche gebaut, wenn nicht etwa die Dorfleute sich schon

hundert Missionare nach Uganda zu senden beabsichtigt und davon zehn ganz mit literarischen Arbeiten, Bibelübersetzungen u. dgl. beschäftigen will, ein großartiger Plan.

Dürfen wir die Frage aufwerfen, welchen Grad sittlichen und religiösen Lebens die christlichen Waganda erreicht haben? Wir werden uns den Durchschnitt nicht zu hoch denken dürfen. Die Waganda sind ein gewecktes Volk; für körperliche Arbeit sind sie nie eingenommen gewesen; der fruchtbare Boden ihres Landes schenkt ihnen ihre einfachen Lebensbedürfnisse ohne Schweiß und Anstrengung. So können sie bei weitem den größten Teil ihres Lebens dem süßen Nichtsthun widmen. Früher brachten die regelmäßigen Kriegszüge willkommene

Abwechslung in das öde Einerlei dieses Faulenzer-Lebens. Diese Kriege- und Siegesherrlichkeit ist nun vorbei. Da hat das Evangelium einen neuen Inhalt in das arme Volksleben gegossen, und die Baganda haben diesen idealen Inhalt mit aller Kraft und Lust eines jugendlichen Volks erfasst und weitergetragen. Das ist die Triebkraft, welche der Botschaft des Evangelii Flügel verliehen hat. Das ist zugleich der Grund, weshalb überall die christliche Strömung mehr in die Breite als in die Tiefe geht.

Doch müssen wir hervorheben, daß die Missionare von einigen bewährten Baganda-Christen des Lobes voll sind. Von zwei christlichen Häuptlingen in der Provinz Singo, Tera und Matajo, rühmt Missionar Fisher, je mehr er von ihnen sehe, um so mehr danke er Gott für die Hilfe zweier so aufrichtiger und gründlicher Diener Christi. Und von dem verstorbenen christlichen Häuptling Nicodeo Sebwafo rühmte der eingeborene

Prediger in der Leichenrede: „Gott hatte der Baganda-Kirche eine Art geliehen. Diese Art hat ihr Werk gethan; jetzt hat Gott sie zurückgefordert.“

Leider ist der dem Namen nach protestantische König Muanga noch immer ein schwankendes Rohr; bald liebäugelt er mit den Katholiken und dann wieder fängt er bei den evangelischen Missionaren an zu lernen. Er ist dem bösen Gaufräuchen ergeben und kann sich von seinen Weibern nicht trennen. Die Engländer haben ihm den Schein afrikanischer Machtherlichkeit gelassen.

An jedem Abend rufen an Stelle der noch fehlenden Glocken die bekannten Wirbel der Karawanentrommel die Christen im ganzen Lande zum Abendgebet. „Sage mir,“ fragte ein Katholik einen evangelischen Christen, „warum schlägt ihr die Reisetrommel, wenn ihr betet?“ „Weil wir auf der Reise zum Himmel sind; wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir,“ antwortete schlagfertig der Baganda-Christ.

Vom großen Missionsfelde.

Die Sekte der Babis in Persien.

Die Ermordung des Schahs Nasreddin von Persien am 1. Mai dieses Jahres durch einen Babi hat die öffentliche Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die eigentümliche Sekte der Babis gerichtet. Da diese Sekte in allen neueren Plänen und Hoffnungen auf Evangelisierung des persischen Reiches eine Rolle spielte, seien hier einige Angaben über ihr Wesen und ihre Ziele gestattet. Die Freunde der Babis irren unserer Ansicht nach eben so sehr, wenn sie im Babismus einen Übergang aus dem Islam zum Christentum, eine mit christlichen Elementen durchdrungene Abart des Islam sehen, wie ihre Feinde eine falsche Anklage erheben, wenn sie die Babis zu einer politischen Partei, zu Revolutionären machen. Der Babismus muß aus ganz eigentümlichen Strömungen innerhalb der Welt des Islam verstanden werden.

Bekanntlich hatte Mohammed die weltliche und geistliche Gewalt vollständig in seiner Person vereinigt, er war absooluter Monarch und Prophet in einer Person.

Mohammed hatte keinerlei Anordnungen getroffen, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte; er hatte weder die weltliche und geistliche Gewalt getrennt noch die Personen bestimmt, welche die eine und die andere übernehmen sollten. Aus der dadurch hervorgerufenen Unsicherheit entsprangen die furchtbaren Wirren, welche das Jahrhundert nach Mohammeds Tod bezeichnen. Die Frommen bildeten sich, unbefriedigt von den trostlosen Zuständen der Gegenwart, allmählich eine kühne Zukunftshoffnung aus, zu deren Gestaltung wahrscheinlich die christliche Wiederkunftshoffnung beigetragen hat. Sie hofften, es werde ein Mann aufstehen, der Mohammeds Werk fortführen und zum Siege bringen werde.

In den westlichen Ländern des Islam nahm diese Hoffnung mehr eine politische Färbung an, sie fand ihre Verkörperung in den Mahdis, die seither von Zeit zu Zeit auftauchen. Im Osten, in Persien, richtete sich die Hoffnung fast ausschließlich auf die geistliche Seite, ein großer Lehrer, der Imam, sollte kommen und neue

Offenbarungen vermitteln. Dieser Imam, der von allen Frommen Persiens erwartete Prophet, zu sein, behauptete um die Mitte dieses Jahrhunderts Mirza Mohammed Ali aus Schiras und nannte sich deshalb „Bab“, die Pforte, d. h. der einzige Offenbarungsmittler zwischen dem fernen Gott und der Menschheit seiner Zeit. Er fand in Persien ungeheuren Anhang; auch nachdem die persische Regierung ihn im Jahre 1848 in kurzfristiger Verblendung unschuldig hatte hingerichten lassen, wuchs die Zahl seiner Anhänger, und zwei Schüler des Bab wußten sich geschickt und mit Erfolg als die Fortsetzer seines Werkes darzustellen. Leider wütete die Regierung, die offenbar für diese grübelnden Sonderlinge durchaus kein Verständnis hatte, mit Feuer und Schwert gegen die Babis und folterte und peinigte sie in unerhörter Weise. Das Blutbad, welches sie 1852 unter ihnen anrichtete, gehört zu den furchtbarsten Bluthatzen unsers Jahrhunderts. Erst dadurch brachte sie ein politisches Moment in die Bewegung; die Zertretenen und Verfolgten rotteten sich zusammen und empörten sich. Die Mehrzahl der Perser, besonders im Süden und Westen des Landes, ist arischer Abstammung, in diesen Kreisen hatte der Babismus seinen Nährboden; es ist ein Tropfen indogermanischen Blutes, wie die frommen Grübeleien der Hinduphilosophen in Indien und die der Mystiker im Mittelalter. Die Herrscherfamilie der Kadschoren in Persien ist fremdländischen, türkischen Blutes, ihr Joch wird von dem zertretenen Volke als Fremdherrschaft empfunden, Befreiung von den fremden Tyrannen, Aufrichtung einer nationalen Dynastie wurde die Losung der Verfolgten. Aber es sind nur wenige, welche diese politische Wendung nehmen. Die Führer des Babismus haben sich grundsätzlich von aller Einnischung in die Politik fern gehalten.

Das Wunder eines heiligen Wandels.

„Im Jahre 1875 predigte ich,“ so erzählt der englische Missionar Griffith John in China, „wie gewöhnlich in einer meiner Kapellen in Hankau und sprach mit besonderem Nachdruck über eine Wahrheit, die meiner eigenen Seele in der letzten Zeit wichtig und löstlich geworden war: Jesus der Befreier von Sünden. Drei oder vier meiner Zuhörer schienen tiefe Eindrücke empfangen zu haben, und ich lud sie ein,

mir zu folgen. Mit ihnen trat auch ein Mann ein, der mich fragte: „mein Herr, ich hörte Sie soeben sagen, daß Jesus von Sünden erretten könne, ist das wahr?“ „Vollkommen wahr,“ versicherte ich ihm. „Kann er auch mich erretten?“ „Welches sind denn die Sünden, an die du gekettet bist?“ „O, alle möglichen Sünden!“ erwiderte er, und dann zählte er auf echt chinesische Weise an seinen Fingern auf: „ich bin ein Opiumraucher, ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Ehebrecher und ein verlorener Sohn: ich bin alles, was schlecht ist, kann Jesus mich dennoch erretten?“ Es wurde mir nicht schwer, den Worten des Mannes Glauben zu schenken, denn er trug das Gepräge aller der Sünden, deren er sich angeklagt. „Ja,“ sagte ich mit Nachdruck, „Jesus kann dich von alledem befreien, glaube nur!“ Wir beteten zusammen, und ich glaube gewiß, daß er sich zu jener Stunde gründlich bekehrte. Von der Zeit an besuchte er nicht nur regelmäßig unsere Versammlungen, sondern es wurde auch seine größte Freude, diejenigen unter den Schall des Evangeliums zu bringen, die bis dahin die Genossen seiner Sünde gewesen waren. Seine Botschaft lautete: „Jesus ist in die Welt gekommen, Sünder zu erlösen; er hat mich, den Gekerkerten unter allen, erlöst, und er kann auch dich erlösen, glaube nur!“ In sein väterliches Dorf zurückgekehrt, predigte er von Jesu, dem Seligmacher, mit so viel Segen, daß viele sich von den toten Götzen zu dem lebendigen Gott bekehrten. Was aber den tiefsten Eindruck auf die Leute machte, das war der völlig veränderte Wandel des Mannes, der 50 Jahre lang ein Lasterleben geführt und nun als ein Umgewandelter ihnen in allen Stücken voranleuchtete. „Eine Religion,“ sagten seine Landsleute, „die solche Wunder bewirken kann, muß göttlich sein!“

„Wenn Gott mir die Macht, Wunder zu thun, verleihen wollte, so würde ich nur das eine bitten, das Wunder eines heiligen Lebens zur Anschauung bringen zu können,“ das war die Antwort des heil. Ansgar, des Apostels der Skandinavien, als ihn die Heiden fragten, ob er Wunder thun könne oder nicht? Welcher Einfluß zum Guten würde auch von uns ausgehen, wenn wir vor Gott wandelten und ein heiliges Leben führten. Barmer Miss.-Bl.

Neueste Nachrichten.

Gottes Hand ruht noch immer schwer auf der seit Jahresfrist so oft heimgesuchten Baseler Mission in Westafrika. Vier weitere Missionare, der eine seit 1894, die andern erst seit Anfang dieses Jahres auf dem Missionsfelde, sind dem Fieber zum Opfer gefallen; ihre Namen sind: Bruder Grözmacher, Lienhard, Nonnenmacher und Martin.

Die Nachrichten aus Deutsch-Südwestafrika lauteten recht beunruhigend. Wie die Zeitungen schon berichteten, war der Krieg zwischen den Deutschen und den sog. Sambertischen Hottentotten von Gobabis ausgebrochen. Auch einige Herero hatten sich den letzteren angeschlossen. Dazu gehörten leider auch die Häuptlinge Rahimemna und Nikodemus. Auf Seiten der Deutschen gegen die Aufständischen traten ein Teil der Herero unter Führung des Oberhäuptlings Samuel Maharero, die Bastards von Rehoboth und Namaqua-Leute unter Führung ihrer Häuptlinge, besonders des bekannten Hendrik Witbooi von Gibeon. Am 18. und 19. April sind die Aufständischen zweimal bei Gobabis geschlagen, und am 7. Mai hat Major Leutwein die Werst des Häuptlings Rahimemna gestürmt und ihn gefangen genommen. Nikodemus hat sich dann selbst gestellt. So dürfte der Aufstand jetzt bewältigt sein.

Römische Priester haben wiederholt vergeblich versucht im Hererolande, das von der Rheinischen Mission schon mit einem ganzen Netz von Stationen überzogen ist, Fuß zu fassen; kürzlich ist wieder ein solcher dort angekommen.

Die Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika hat einen wichtigen Fortschritt gemacht; der englische Kommissar H. Johnston hat nach und nach alle arabischen Sklavenhändler am Süd- und Nordende des Njassa-Sees unterworfen und ihre Dörfer zerstört. Die letzten entscheidenden Schläge sind im Dezember 1895 geführt worden. Die alten berühmten Räuberhäuptlinge Mlozi und Kopakopa leisteten bis zuletzt zähen Widerstand. Letzterer fiel im Kampfe, der andere wurde gefangen genommen und gehängt; 1184 Sklaven wurden befreit. Mit diesen Erfolgen darf das Njassa-Land, ehemals eine der Hauptburgen und

Heerstraßen des fluchwürdigen Handels, als gereinigt angesehen werden.

Zum erstenmal ist ein Vollblutneger von der Königin Viktoria in den Adelsstand erhoben. Sir Samuel Lewis, ein Schwarzer von der Sierra Leone-Küste in Westafrika, hat sich als Gouverneur dieser Kolonie und als hervorragender Rechtsanwalt in schwierigen Prozessen so bewährt, daß ihm diese Auszeichnung zu teil werden konnte. Wir freuen uns hinzusetzen zu dürfen, Sir Lewis ist ein treuer Christ, ein eifriges Mitglied der Methodistenkirche in Freetown.

Im Innern unserer Togo-Kolonie schreitet die Missionsarbeit voran. Dort wohnen die Adeli, ein Ewe-Stamm, der wenig oder keine Verbindung mit seinen Nachbarn und der entfernten Küste unterhält. Die außer Dienst gestellte Regierungsstation Bismarcksburg dort wird wahrscheinlich den Baseler Missionaren zur Verfügung gestellt werden, und ihr Eintreten in die Arbeit wird seitens der deutschen Behörden warm willkommen geheißen.

Ein schweres Jahr hat Missionar W. Petersen von der Hermannsburg'schen Te-lugu-Mission in Venkatagiri durchlebt, ein Jahr voll Mühe und Arbeit, voll Leiden und Trübsal, aber auch reich an göttlicher Durchhilfe und an Trost. Viel Arbeit machten ihm der Umbau des Missionshauses und die Reisen nach Rapur, während der dortige Missionar Einsfeld zur Erholung auf den Bergen war. Durch Überanstrengung stellte sich Fieber ein, das immer wiederkehrte und ihn mehr als zwanzigmal an den Rand des Grabes brachte. Auch seine Frau erkrankte am Fieber und ward von Gott abgerufen.

In den Tagen vom 27. April bis zum 5. Mai fand die Konferenz der Missionare von Sumatra in Guta Barat (Silindung) statt. Diese Versammlung bot ein anschauliches Bild von der großen und reich-gesegneten Arbeit, die Gott der Herr der Rheinischen Mission auf Sumatra anvertraut hat. Sämtliche 23 in Sumatra anwesenden Battamissionare nahmen an den Beratungen teil. Auf der Konferenz waren ferner anwesend die 20 ordinierten eingebornen battaschen Prediger und ein großer Teil der 143 eingebornen Lehrer und Evangelisten. Auch sehr viele der 523

Gemeindeältesten, die zum Teil sehr treue Mitarbeiter der Missionare sind, sowie eine ansehnliche Zahl der christlichen Häuptlinge hatten sich bei Gelegenheit der Konferenz in Guta Barat eingefunden. Es wurde berichtet über den Stand der Missionsarbeit auf den 22 Haupt- und 109 Außenstationen. Die Zahl der letzteren ist in stetigem und überaus schnellem Wachstum begriffen. Auch die Anlage einzelner neuer Hauptstationen wurde in Aussicht genommen, so in Barhor. Dort sind etwa 6000 Menschen, die entweder schon dem Mohammedanismus zur Beute gefallen sind, oder doch in Gefahr stehen, Mohammedaner zu werden. Auch soll in Pangaribuan ein Missionar stationiert werden und auf Samosir und Uluu je eine zweite Station angelegt werden. Der Stand der Battamission ist ein überaus erfreulicher.

Leider nehmen die erschütternden Nachrichten über Christenverfolgungen aus Armenien noch immer kein Ende. Jeder Missionsbericht der Gesellschaften, die in Kleinasien und Syrien arbeiten, enthält neue furchtbare Einzelheiten. Es ist selbst in den schlimmsten Zeiten der älteren Christenverfolgungen unter Decius und Diocletian nicht mit solch teuflischer Beharrlichkeit der

Plan verfolgt worden, ein ganzes hochbegabtes christliches Volk mit Stumpf und Stiel auszurotten. Es ist geradezu unbegreiflich, daß die europäischen Großmächte dem mörderischen Sultan Abdul Hamid nicht mit einem klaren Machtwort wehren. Die Herzen der Christen bluten auf dem weiten Erdenrund, und das Blut der hunderttausend Erschlagenen und in den Büsten und Steinflüsten Verhungerten schreit um Rache gen Himmel.

Es ist kaum glaublich, mit welcher Rücksichtslosigkeit auch heute noch weiße Leute schwarze behandeln zu dürfen glauben. Missionar Hey von der Brüdergemeinde kam auf einer Untersuchungsreise von der Papua-Station Mapoon in Nordaustralien aus auf die Viehzuchtstation eines reichen Engländers. Er erfuhr dort, daß noch bis ganz vor kurzem alle Schwarzen, die sich innerhalb des sehr ausgedehnten, viele Quadratmeilen umfassenden Bereiches dieser und benachbarter, ähnlicher Stationen hätten blicken lassen, einfach wie wilde Tiere niedergeschossen seien. Kann es da wunder nehmen, wenn die Papuas von tödlichem Haß gegen die weißen Eindringlinge erfüllt sind und denselben Gleiches mit Gleichem vergelten?

Bücherbesprechungen.

Kleinere Schriften. **Waierein, Vademeum. Daheim und auf Reisen.** Dresden, Justus Naumann. Broich. 1 M., geb. 1,60 M. Ein kurzes Gebet- und Erbauungsbuch für evangelische Christen mit reichem, gediegenem Inhalt. — **Ein Sieg über den Islam.** Basel, Missionsbuchhandlung. 10 Pf. Ein Bericht über ein interessantes Religionsgespräch im nördlichen Indien im Jahre 1894 und die sich daran schließenden Entwicklungen. — **Blicke in die Tagesarbeit einer Senana-Arbeiterin.** Von H. E. Kbiem. Basel, Missionsbuchhandlung. 10 Pf. Ein vortrefflich geschriebener Traktat, der tiefe Blicke in das indische Volksleben thun läßt; zum Vorlesen in Missionsnähvereinen hervorragend geeignet. — **Stoß, Die Aufgabe der Mission in Indien nach ihrer innern Gestalt.** Konferenzvortrag. Buchhandlung der Berliner Miss.-Gesellschaft. 20 Pf. Ein geistvoller Vortrag, welcher in die geheimnisvollen Tiefen des Geisteslebens der Hindu einführt; er ist wert, von nachdenkenden Missions-

freunden sorgfältig studiert zu werden. **Kurze, Nicht geheilt und doch genesen.** 10 Pf. Derselbe: **Morgenrot über den Bergen Afghanistans,** 10 Pf. Verlag der akademischen Buchhandlung Leipzig. Zwei gut geschriebene Erzählungen aus dem Kampf des Christentums mit dem Islam; zur Verbreitung im Volk geeignet. — **Kühnle, Die Arbeitsstätten der Basler Mission.** Basel, Missionsbuchhandlung. 60 Pf. Eine sehr sorgfältige Übersicht über die Arbeit der Basler Mission, welche nach Art eines Lehrbuches in Kapitel und Paragraphen eingeteilt, in gedrängter Kürze alles mitteilt, was zur Orientierung über alle Basler Missionsgebiete erforderlich ist. Gut gewählte Bilder, Karten und ein sorgfältiges Inhaltsverzeichnis erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Dasselbe wird allen Freunden der Basler Mission als Nachschlagebuch um so mehr unentbehrlich sein, als es eine zusammenhängende Geschichte der Basler Mission bis jetzt noch nicht gibt. —



John Coleridge Patteson,

der Missionsbischof von Melanesien.

Zum fünfundzwanzigjährigen Gedächtnis an seinen Märtyrertod.

Von Georg Richter, Pastor in Gollantsch, Prov. Posen.

(Schluß.)

3. Das Hauptquartier der Mission auf der Norfolk-Insel.

Diesen Melanesiern sollte Patteson das Evangelium bringen. Das war eine überaus schwierige Aufgabe schon wegen der Sprachen-Verwirrung, die in Melanesien herrscht. Zählt man doch allein auf der Gruppe der Neuhebriden 25 verschiedene Sprachen! Und giebt es doch Inseln, die kaum sechs Stunden lang sind, und auf denen trotzdem mehrere Mundarten vorkommen! Eine weitere Schwierigkeit ergab sich aus der räumlichen Ausdehnung des Sprengels. Hätte er auf jeder Insel auch nur einen Missionar stationiert, so hätte er deren wohl über 100 bedurft. Und dabei stand er in der ersten Zeit ganz allein, wenigstens als ordinierter

Geistlicher. Erst nach und nach gesellten sich andere zu ihm, die ihm teils aus der Heimat zugeschiedt, teils von ihm selbst zum Missionsdienst vorbereitet und geweiht waren. In der besten Zeit konnte er über zehn verfügen. Aber was war das unter so viele? Was sollte aus der Menge der Inseln werden? War es zu verantworten, wenn man einstweilen nur diese oder jene Insel in Angriff nahm und die übrigen ruhig ihrem Schicksale überließ?

Diese Erwägungen hatten schon den Bischof Selwyn bestimmt, einen ganz eigenartigen Plan für die Missionsarbeit in Melanesien festzustellen, einen Plan, der von Patteson fortgeführt und weiter ausgestaltet wurde. Er verlegte den Schwerpunkt der Arbeit in den Betrieb einer

Schule, in welcher von möglichst vielen Inseln eingeborene junge Leute, Knaben und Jünglinge, später auch in einer besonderen Abteilung Mädchen und Jungfrauen, gesammelt und gründlich unterrichtet wurden. Die begabtesten Schüler gedachte er so weit zu fördern, daß sie als Prediger des Evangeliums unter ihre Stammesgenossen ausgesandt werden könnten; er hoffte, daß sie leichter Eingang finden und einen nachhaltigeren Einfluß gewinnen würden, als ausländische Missionare. Andere sollten im Schuldienst verwandt werden. Noch andere, die in den Wissenschaften keine sonderlichen Fortschritte machten, sollten wenigstens nach ihrer Rückkehr in die Heimat durch ihren christlichen Wandel ihren Volksgenossen ein heilsames Vorbild geben und so dem Evangelium den Weg bahnen helfen. Dieses Ziel konnte natürlich um so eher erreicht werden, wenn man den zum Christentum bekehrten Jünglingen christliche Ehefrauen zugesellen konnte, damit den Heiden die Bedeutung und der Segen eines christlichen Familienlebens vor Augen gestellt würde. Denn darüber war sich Potteson klar, daß jede wahre Erneuerung des Volkslebens von der Familie ausgehen muß. Und das war der Grund, weshalb eine besondere Mädchen-Abteilung eingerichtet wurde.

Der Sitz der Schule war anfänglich auf Neuseeland. Es stellten sich aber hier bald mancherlei Unzuträglichkeiten heraus. Vor allem konnten die Kinder der heißen Zone den Aufenthalt in dem gemäßigten Klima Neuseelands nicht vertragen. Obwohl sie während der Wintermonate meist in ihre wärmere Heimat zurückgebracht wurden, kränkelten sie doch während des Sommers fortwährend an Husten, Lungenentzündung und Ruhr, und viele Todesfälle waren zu beklagen. Potteson hatte darum bald die Übersiedelung der Schule nach einer dem Äquator näher gelegenen Insel ins Auge gefaßt; aber erst nach langen Verhandlungen mit der Regierung erhielt er 1866 die Erlaubnis dazu, und zwar wurde ihm seinem Wunsche gemäß die Norfolk-Insel angewiesen.

Diese Insel erschien ihm für seinen Zweck vorzüglich geeignet. Denn erstens ist ihr Klima viel wärmer als das von Neuseeland. Zweitens liegt sie den melanesischen Inseln um 60 englische Meilen

näher; die Reise in sein Missionsgebiet war also bedeutend kürzer und gefahrloser. Drittens hat sie einen guten, fruchtbaren Boden, der bei einiger Kultur auch eine größere Niederlassung bequem ernähren kann. Viertens endlich wird das kleine Norfolk nur selten von Schiffen angelaufen; es ist sehr still dort, und diese Stille konnte seinem Werk nur förderlich sein. Auch blieben die Jünglinge dort vor vielen Versuchungen bewahrt, denen die Wilden im Verkehr mit den Europäern nur zu leicht unterliegen, namentlich vor der Versuchung, englische Manieren anzunehmen. Potteson huldigte nämlich dem gesunden Grundsatz, daß man die Eigenart jedes Volkes achten und schonen müsse; er wollte aus seinen Jünglingen keine Engländer machen, sondern melanesische Christen; ihre heimatische Lebensweise sollte durch das Evangelium nicht abgethan, sondern geheiligt und verklärt werden; nur dann — so meinte er mit Recht — würden sie ein wirkliches Salz für ihre Volksgenossen werden.

Auf der Norfolk-Insel, die früher ganz menschenleer gewesen war, war bereits einige Jahre zuvor das kleine Völkchen der Pitcairner angesiedelt worden, dessen Geschichte so merkwürdig ist, daß sie einen fast wie ein Roman anmutet.

Es war im Jahre 1789, als das englische Schiff *Bounty* von Tahiti absegelte, um den Brotfruchtbaum nach Westindien zu bringen. Unterwegs brach infolge der Strenge des Kapitäns eine Meuterei aus, an deren Spitze sich der junge Steuermann Christian Fletscher stellte. Man setzte den Kapitän nebst seinen Getreuen in einen kleinen Kahn und stieß sie in das weite Meer hinaus. Nach 41 Tagen der Angst und des Gebetes erreichten die Verstoßenen ein freundliches Ufer und wurden nach England gerettet. Mittlerweile war Fletscher mit seiner Bande nach Tahiti zurückgefahren und stürzte sich dort in den Taumel eines wüsten, ausschweifenden Genußlebens. Aber sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Darum beredete er einige seiner Genossen und sechs Männer von Tahiti, wieder mit ihm in See zu stechen; sie nahmen sich Frauen von Tahiti mit und schifften sich ein. Lange waren sie ziellos dahingefahren, da kamen sie an ein kleines, völlig unbewohntes Eiland; dort beschloßen sie zu bleiben. Unter großer Mühe brachten sie

ihre Geräte, Sämereien, Bücher und was das Schiff sonst noch Wertvolles barg, zu Lande, verbrannten dann das Schiff hinter sich und waren so von der Welt völlig abgeschlossen. Bis zur ersten Ernte lebten sie von Fischen; dann aber gab es Nams und andere Erdfrüchte in Fülle; denn die Insel hatte zwar wenig Feld und wenig Wasser, aber guten Boden; auch Holz war genug vorhanden. So hätten sie ganz glücklich leben können; aber es mangelte ihnen an Frieden. Die tahitischen Männer erschlugen die Engländer, und die tahitischen Weiber derselben rächten sich dafür, indem

Er durchmusterte die Bücher, die bisher unbeachtet dagelegen hatten, und fand darunter eine Bibel und ein Predigtbuch. Er las nun eifrig darin, und durch Gottes Gnade schöpfte er daraus den Trost der Sündenvergebung und die Kraft eines neuen Lebens. So vorbereitet nahm er die Kinder in seinen Unterricht, und bald bildete das ganze Geschlecht seine Schule; er ward ihr Lehrer, ihr Priester, ihr Richter, ihr Vater.

Ein Vierteljahrhundert war darüber hingegangen, da kamen zwei englische Kriegsschiffe in die Nähe der Insel, die sie auf ihren Karten nicht einmal verzeichnet fanden.



Das Hauptquartier der melanesischen Mission auf der Norfolk-Insel.

sie die tahitischen Männer ermordeten. Bald war nur noch ein einziger Mann auf der Insel übrig, Johann Adams, der dem gegen ihn gerichteten Mordanschlage glücklich entronnen war. Aber bereits wuchs aus den Ehen der Engländer mit den Tahitierinnen ein neues Geschlecht heran.

In dieser verzweifelten Lage trat Adams an die Spitze des kleinen Häufleins, und es gelang ihm, Bucht hineinzubringen. Durch all die wunderbaren Erlebnisse, durch die Todesgefahr, in der er geschwebt hatte, und durch den in so grauenvoller Weise zu tage getretenen Fluch des Bösen aufs tiefste erschüttert, ging er zunächst selbst in sich.

Umsomehr waren sie erstaunt, reinliche Häuser auf ihr zu erblicken; und ihr Erstaunen wuchs noch, als sie ein Boot auf sich zurudern sahen, das von zwei schwarzhaarigen Jünglingen geführt wurde, die sie auf englisch grüßten. Was sind das für Menschen? Man lädt sie aufs Schiff und bewirtet sie; züchtig verrichten sie ihr Tischgebet. Die Offiziere können's nicht lassen, der märchenhaften Insel einen Besuch abzustatten. Adams erscheint, gesteht seine Schuld und erklärt sich bereit, sich dem Gerichte ausliefern zu lassen. Der Kapitän aber, überwältigt von der Macht der Gnade Gottes, läßt dem Völklein seinen Patri-

archen, schenkt ihm noch obenein allerlei Nützliches und fährt mit Segenswünschen von dannen.

Die Schilderung dieses Besuches erregte begreifliches Aufsehen, und zehn Jahre später lockte die Sehnsucht nach dem Frieden Pitcairns, wie die Insel genannt wird, einen ehemaligen Steuermann G. Nobbs, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte, hin nach der stillen Insel. Er stand dem alten Adams erst treulich zur Seite, und nach dessen bald darauf erfolgten Tode trat er völlig an seine Stelle und führte das Werk in seinem Geiste fort. Als die Kolonie auf 190 Köpfe angewachsen war, hielt es die englische Regierung für gut, sie von dem kleinen, wasserarmen Eiland zu verpflanzen, und brachte sie eben nach der Norfolkinsel, wo sie sich unter Nobbs Führung häuslich einrichteten.

Neben diesen Leuten sollte nun also Potteson seine Niederlassung aufschlagen, und es ist ihm nicht schwer geworden, stets in einem freundlichen Einvernehmen mit ihnen zu bleiben.

Er hatte die Freude, sein Werk gedeihen zu sehen. Von der Regierung war ein Platz von 1000 Morgen für 40 000 Mark gekauft worden. Darauf wurden zunächst die Missionsgebäude errichtet, einfach zwar, aber doch zweckentsprechend und für Pottesons bescheidene Ansprüche völlig ausreichend. Er machte sich bisweilen sogar ernstliche Gedanken, ob er nicht etwa zu großen Luxus triebe, wenn er sich sein Zimmer mit allerhand Kleinigkeiten behaglich ausschmückte. Besonders lieb war es ihm, daß von seinem Zimmer eine Thür, die nur mit einem wollenen Vorhang verschlossen war, unmittelbar in die Kapelle führte, so daß er zum Gottesdienste morgens und abends, zum Unterricht der Täuflinge, Konfirmanden und Kommunikanten jederzeit leicht seine Herde erreichen konnte. Seine Wohnung war ihm dadurch zu einem Heiligtum geweiht. Vor den Gebäuden dehnten sich die Ländereien aus. In sanftem Abhänge fielen sie zu einem kleinen Flusse ab, der auch in den trockensten Sommern reichlich Wasser spendete. Im Garten blühten farbenprächige Blumen, der Acker brachte Mais, Kartoffeln, Melonen und Arrow-Root, Kaffee und Zuckerrohr, Citronen, Bananen, Ananas und andere Südfrüchte in üppiger Fülle, und auf dem

Weidelande tummelten sich neben einigen Pferden und einem Duzend Kühe Herden von Schafen und Schweinen. Rings umsäumt war das Grundstück von frischem Walde, dessen schönste Zierde die berühmte Norfolkstanne bildet; darüber hin schweift der Blick zu den Abhängen des 1000 Fuß hohen Pittberges — eine anmutige, friedliche Landschaft.

Jedoch der eigentliche Acker, dessen Bestellung Potteson oblag, war das Herz der melanesischen Jugend. Und mit Dank gegen Gott konnte er bekennen, daß auch dieser Acker nicht undankbar war. Zwar in seinem natürlichen Zustande trug er nur Dornen und Disteln; aber wenn er erst gereinigt und umgebrochen und mit dem guten Samen des göttlichen Wortes besät war, zeitigte er auch edle und reichliche Früchte. Potteson hatte eine eigene Gabe, die guten Triebe in den scheinbar ganz verkommenen Heiden zu erwecken. Das macht, er brachte ihnen eine unbegrenzte Liebe und ein starkes Vertrauen entgegen. Er sah in ihnen seine rechten Brüder und Schweftern, deren Elend ihn aufs tiefste jammerte, und denen zu helfen ihm Herzensbedürfnis war. Nie kam ihm der Gedanke, als ob er, der feingebildete Engländer, sich zu den rohen Melanesiern herabließe, und als ob das Leben unter ihnen ein Opfer für ihn wäre, sondern er pries sein glückliches Los, daß es ihm vergönnt war, ihre Wunden zu verbinden, ihre Bande zu lösen und ihnen Licht und Trost und Frieden zu bringen. Er zweifelte auch nicht im mindesten daran, daß sie durch die Gnade Christi ebenso gut errettet werden könnten wie wir, und daß sie mit uns zu derselben Herrlichkeit berufen wären. „Gewiß,“ schreibt er, „wenn ihre Leidenenschaften erregt sind, begehen sie furchtbare Thaten, und sie sind meist Kannibalen; aber die Empfänglichkeit für das christliche Leben ist da; wie sehr es auch mit den ungeheuerlichsten Gestalten von Aberglauben oder Grausamkeit oder Unwissenheit überzogen sein mag, dennoch kann das Gewissen auf die Stimme des Evangeliums der Wahrheit Antwort geben.“

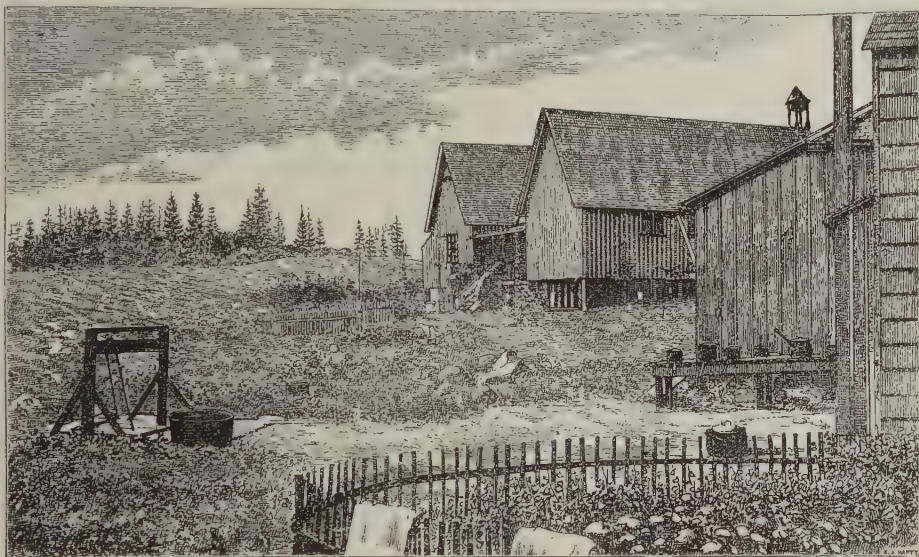
Da ist es denn kein Wunder, daß ihm die Herzen der Melanesier wieder in Liebe und Vertrauen entgegenschlügen. Sein Zusammenleben mit seinen Jünglingen war wie das eines Vaters mit seinen Kindern.

Seine Thür stand ihnen jederzeit offen, und es war ihm sehr angenehm, wenn sie mit ihren kleinen Sorgen und Nöten zu ihm kamen, wenn ihn z. B. der eine bat: Schreibe mir mein Gebet auf, oder der andere Belehrung suchte über etwas, was er beim Unterrichte nicht verstanden hatte, oder der dritte ihm sein Heimweh klagte. Und wie fürsorglich ging er dann auf ihre Bedürfnisse ein, und wie zartfühlend neigte er sich zu ihrem Verständnis herab!

Man kann sich denken, daß die Arbeitslast, die auf seinen Schultern ruhte, eine ganz bedeutende war, und er konnte sie auch nur dadurch bewältigen, daß er regelmäßig früh morgens vor 5 Uhr aufstand

den Unterricht der Täuflinge und der Konfirmanden vorbehalten. Desgleichen verwandte er viel Mühe auf die Fortbildung derjenigen Schüler, welche durch ihren Eifer und ihre Gaben zu der Hoffnung berechtigten, daß sie dereinst als Prediger des Evangeliums zu ihren Landsleuten würden ausgesandt werden können, indem er mit ihnen die heilige Schrift in der Ursprache las und sie in das Studium der christlichen Glaubenslehre und der Kirchengeschichte einführte. —

Die schwersten Zeiten waren es für Patteson, wenn in der Schule eine Krankheit ausbrach. Die Kinder der heißen Zone sind im allgemeinen schwächlich und



Im Missionsgehöft auf der Norfolk-Insel.

und hernach jede Stunde des Tages gewissenhaft ausnützte. Da gab es nicht nur Gottesdienst zu halten, Seelsorge zu treiben, Unterricht zu erteilen, sondern auch Rechnungen zu schreiben, Korrespondenzen zu erledigen und sogar das Haus- und Küchenwesen zu überwachen. Natürlich konnte er nicht alle Arbeiten, welche eine so große Niederlassung mit sich brachte, allein verrichten. Wuchs ja doch die Zahl der Zöglinge allmählich bis auf 150! Und wie verschieden waren sie nach Alter, Geschlecht, Sprache und Anlage! Er mußte deshalb vieles seinen Gehilfen überlassen; aber so viel er konnte, griff er überall selbst mit ein. Namentlich hatte er sich

neigen sehr zu Lungen- und Magenkrankheiten; auf vereinzelte Todesfälle mußte man deshalb immer gefaßt sein. Aber zweimal ward die Schule von verheerenden Seuchen heimgesucht; das eine Mal war es Ruhr, das andere Mal Typhus. Pattesons weiches Herz litt unsäglich beim Anblick der Leiden seiner Schüler. Er konnte sich in ihrer Pflege nicht genug thun. Tagelang kam er dann nicht ins Bett, sondern er eilte von einem Kranken zum anderen, hier Worte des Trostes spendend, dort ihren Atem beobachtend, dort sie zum Tode vorbereitend oder ihnen die gebrochenen Augen zudrückend. Bisweilen nahm er sie auch wohl in sein

eigenes Zimmer, um sie stets unter den Augen zu haben und gleich zur Stelle zu sein, sobald sie nach ihm verlangten. Und ach, wie oft verlangten sie nach ihm! Er ersetzte ihnen in vollem Maße die fernem Angehörigen, und in seinen Armen schliefen sie friedlich ein.

Mit solchen Trübsalszeiten wechselten dann aber auch wieder Freudentage ab. Besonders fröhlich ging es bei den Hochzeitsfeiern her. Er veranstaltete dann gern ein kleines Volksfest, wobei er Cricket, Sacklaufen, Wettlaufen und ähnliches spielen ließ, alles mit Preisen, und es war ihm eine Genugthuung, wenn seine Schüler so recht nach Herzenslust jubelten und guter Dinge waren. Überhaupt war er darauf bedacht, ihnen öfters harmlose Vergnügungen zu bereiten, damit sie eine glückliche Jugend hätten. Er wollte sie eben nicht zu sauersehenden Kopfhängern erziehen, sondern zu wohlgenuteten Gotteskindern, die durch ein dankbar fröhliches Wesen ihren Vater im Himmel preiseten und die Frömmigkeit in der Welt zu Ehren brächten.

4. Auf Reisen.

Hatte Patten den Sommer über voll auf mit der Schule zu thun, so benutzte er den Winter, wo die meisten Kinder in ihrer Heimat weilten, dazu, um seinen Sprengel zu bereisen. Und damit kommen wir nun zu dem anderen Hauptzweige seiner Thätigkeit.

Er verfolgte bei seinen Reisen, für welche ihm von Missionsfreunden ein eigenes Schiff, das „Südliche Kreuz“ zur Verfügung gestellt war, einen dreifachen Zweck. Erstens wollte er Schüler sammeln. Denn auf Zuspruch von benachbarten lernbegierigen Heiden konnte er ja nicht rechnen, zumal seit die Schule nach Norfolk verlegt war, welches überhaupt keine eingeborene Bevölkerung hatte. Die Schüler mußten vielmehr aus weiter Ferne von vielen, vielen Inseln zusammengeholt werden. Um sie aber zu bekommen, mußten die heidnischen Eltern erst willig gemacht werden, ihm ihre Kinder anzuvertrauen. Zweitens mußte er die Kinder beim Eintritt der rauhen Jahreszeit auf ihre heimatlichen Inseln zurückbringen. Drittens wollte er aber auch den erwachsenen Heiden das Evangelium verkündigen. Denn wenn er auch keine Hoffnung vornehmlich auf das spätere

Geschlecht, das unter dem Einfluß der in Norfolk von ihm erzogenen Leute heranwachsen würde, setzte, so wollte er doch auch jetzt schon nichts unversucht lassen, um möglichst viele zu retten. Er ging dabei nach einem bestimmten Plane vor. Das erste Mal, wenn er eine Insel besuchte — und sein Herz war allen Inseln seines Sprengels zugewandt, wenn seine Kraft auch nicht ausreichte, um mit allen in nähere Berührung zu treten —, beschränkte er sich auf eine kurze Landung, gewissermaßen, um das Terrain zu erkunden. War die Probe günstig ausgefallen, so begleitete er das nächste Mal die Eingeborenen bis in ihr Dorf. Das dritte Mal schloß er dann eine Nacht am Ufer, ein vorzügliches Mittel, um sich ihr Vertrauen zu gewinnen. Das vierte Mal endlich verweilte er etwa zehn Tage in ihrer Mitte, und da bot sich dann schon Gelegenheit, manch gutes Samenkorn auszustreuen, wenn auch die Verständigung oft nur mangelhaft war. Die Tage vergingen ihm in der Regel unter Lehren und Lernen; er war umlagert von Neugierigen, die alle möglichen Fragen an ihn richteten, und von Kranken, die man zu ihm brachte, damit er sie heile. „Die Nächte aber“, schreibt er, „wenn ich in einer langen Hütte unter 40 oder 50 nackten Männern, Kannibalen, liege, der einzige Christ, das ist die Zeit, um das Herz in Gebet und Flehen auszuschütten, daß diese finsternen, wilden Heiden vom Satan zu Gott bekehrt werden möchten.“

Die Aufnahme, die er auf den einzelnen Inseln fand, war je nach dem Charakter ihrer Bewohner sehr verschieden: hier harmloser Empfang, dort lauerndes Umschwärmen und feindliches Bogenspannen, bisweilen gar mörderischer Überfall. Zwei Beispiele mögen das veranschaulichen!

Im Juli 1856 landete er auf der Insel Spiritu Santo von der Gruppe der Neuhebriden. „Wir ruderten auf eine halbe (engl.) Meile weit ans Ufer. Es war ein sehr lieblicher Anblick; eine Bucht in dem Korallenriff bildete einen schönen Hafen für die Boote; das Wasser so klar wie ein Kristall, das Laub am Ufer so glänzend, wie die tropische Sonne es um die Mittagszeit nur machen konnte. Eine Menge Kinder spielten am Ufer oder liefen auf den Felsen und im Sande umher, und auch einige Männer waren da, alle natür-

lich nackt, und da sie wie die Amphibien leben, finden sie das auch höchst bequem. Keine Blödigkeit von seiten der Kinder; sie drängten sich um mich und betasteten meinen Rock mit den Taschen und meine Socken; sie konnten sich's offenbar nicht erklären, wozu dieselben dienen sollten; ich schien ihnen zwei bis drei Häute zu haben. Die Männer kamen auch heran, und bald schüttelten wir uns die Hände; aber sie

Meilen davon gefeiert wurde; aber Frauen und Kinder waren genug da. Eine Menge Schweine und Hunde, welche sie essen, sowie auch einiges Geflügel liefen umher. Speere sah ich nicht, wohl aber Bogen und Pfeile. Ich nahm einem Manne den Bogen aus der Hand und spannte ihn; er machte ein Zeichen, daß er nur Vögel damit schieße. Keulen besitzen sie auch, aber, so viel ich weiß, nur um Schweine zu töten.“



Ein melanesisches Dorf im Palmenwalde.

schienen diesen Gebrauch nicht zu kennen. Ein Mann aus Kengone war am Ufer, und mit ihm konnte ich ein wenig sprechen. Bald ging ich Arm in Arm mit ihm; ein kleiner Knabe hielt meine andere Hand, und so wanderten wir, das Boot verlassend, landeinwärts in das Gebüsch, um das Dorf der Eingeborenen zu besuchen. Der Häuptling und die meisten Männer waren leider abwesend bei einem großen Feste, das einige

Und nun ein Gegenstück dazu, welches wir ebenfalls mit Pattesons eigenen Worten berichten: „Am 15. August 1864 war ich in Santa Cruz. Ich hatte die Insel bereits vor drei Jahren einmal besucht, und es lag mir sehr am Herzen, die Bekanntschaft mit den Leuten, die sehr stark und zahlreich sind, zu erneuern. Begleitet von etlichen jungen, vielversprechenden Missionsgehilfen stieg ich in das Boot und landete

an zwei Stellen unter viel Volks, ohne daß etwas Außergewöhnliches dabei passiert wäre. Alles schien angenehm und hoffnungsvoll. Am dritten Platz landete ich inmitten eines großen Haufens; ich watete über das breite Riff, das bei dem niedrigen Wasserstande teilweise unbedeckt war, ging in ein Haus, setzte mich eine Weile hin und kehrte dann, von den Leuten umringt, zum Boote zurück. Schon während ich im Wasser watete, suchten mich zwei Männer an den Händen festzuhalten; doch gelang es mir, mich von ihnen loszumachen. Als wir nun ungefähr 45 Fuß von dem Riff, auf welchem viele Eingeborenen standen, entfernt waren, begannen sie, ich weiß nicht warum, auf uns zu schießen. Ich hatte das Steuerruder noch nicht ins Boot gelegt; so hielt ich's empor in der Hoffnung, es werde uns vor vielen Pfeilen, die geradeaus flogen, schützen. Aber als ich eine Minute nachher mich umwandte, sah ich einen meiner Gefährten zwischen dem Gebälk liegen mit dem langen Schaft eines Pfeiles in seiner Brust; ein anderer hatte einen Pfeilschuß in seinem linken Auge; ein dritter stieß einen matten Schrei aus; er war durch das Handgelenk geschossen. Kein Wort ward gesprochen außer meinem: Vorwärts! Gebraucht die Ruder! Fest vorwärts! Wir wurden mit Pfeilen förmlich überschüttet, und von allen Seiten umschwärzten uns feindliche Rähne, welche uns bis zum Schiffe verfolgten. Wie wir noch davon kamen, ich weiß es nicht. Durch Gottes Barmherzigkeit ward keiner mehr getroffen, und in zwanzig Minuten waren wir an Bord. Was ich um meine Brüder, meine Kinder litt, kann ich nicht beschreiben, vielleicht habe ich einen solchen Schmerz noch nie gefühlt. Zunächst aber galt es, mitten im tiefsten Schmerz mit klarem Auge und fester Hand die Pflichten des Arztes zu erfüllen, die Pfeile herauszuziehen, mit Schneiden nachzuhelfen, Umschläge zu machen und die Verbundenen zu pflegen." Zwei von ihnen erlagen leider trotz der sorgfältigsten Pflege ihren Wunden, darunter der achtzehnjährige Fischer Young, Pottesons besonderer Liebling. Er war ein durch und durch lauterer und selbstloser Charakter und trotz seiner Jugend schon tief gegründet im Glauben und im Gehorsam gegen Gott. Sein Benehmen auf dem Sterbelager war derartig, daß Potteson

fast von Ehrfurcht vor ihm ergriffen wurde. „Am fünften Tage nach der Verwundung wurden seine Rinnladen steif, eine Wirkung des Giftes, in welches die Pfeilspitze getaucht war, und nun war an dem tödlichen Ausgange kaum noch zu zweifeln. Sein ganzer Körper war kalt wie eine Eisenstange, während seine Eingeweide von rasenden Schmerzen durchwühlt wurden. Aber wie gut war er selbst in seinen Kämpfen, in seinen furchtbaren Zuckungen! Nie verlor er auch nur für einen Augenblick seinen Halt in Gott. Er beruhigte uns alle. Er redete ziemlich viel irre; aber auch dabei bezogen sich seine Worte nur auf reine und heilige Dinge. Welch eine Lektion für uns! In der siebenten Nacht sprach er mit matter Stimme: „Küssen Sie mich, Bischof! Ich bin sehr froh, daß ich meine Pflicht gethan habe. Sagen Sie meinem Vater, daß ich auf dem Wege der Pflicht war, und er wird sehr froh sein. O armes Volk von Santa-Cruz!“ Den nächsten Tag lag er völlig bewußtlos da; aber um vier Uhr morgens fuhr er auf wie von einer Entzückung. Seine Augen trafen die meinen, und ich sah, wie das Bewußtsein ihm nach und nach wiederkehrte. „Sie hören da droben nimmer auf zu singen, nicht wahr, Herr?“ fragte er; denn seine Gedanken waren bei den Engeln im Himmel. Dann nach kurzer Zeit das letzte Ringen, und er schlief ein.“

So fuhr Potteson unter vielen Mühsalen und Gefahren mit dem Brote des Lebens von Insel zu Insel. Er begnügte sich jedoch nicht mit solchen flüchtigen Besuchen, sondern auf einzelnen Inseln nahm er auch längeren Aufenthalt. Das war für ihn selbst lehrreich. Er lernte dabei ihren heidnischen Aberglauben und ihre götzendienerischen Gebräuche näher kennen. Ein oberflächlicher Beobachter bekommt davon wenig zu sehen und möchte daher glauben, daß die Mehrzahl dieser Insulaner ganz ohne Religion dahinlebt. Das ist aber nicht der Fall. Potteson fand, daß sie sehr wohl an höhere Wesen glauben, wenn dieser Glaube auch in ihrem Leben keine große Rolle spielt. Die Mota-Leute zum Beispiel nennen ihren obersten Gott Ikat; er hat mehrere Brüder, von denen einer beständig seine Absichten zu durchkreuzen sucht, etwa so wie in der altnordischen Götterfage der böse Loki der Widerpart

der guten Götter ist. Sie glauben auch an ein Fortleben der Seele; die Geister der Abgeschiedenen versammeln sich des Nachts, und man muß sehr vor ihnen auf der Hut sein, da sie einem gern etwas anthun. In den weißen Leuten dagegen sehen sie die Geister ihrer lieben Freunde, die sie wieder besuchen. Auf manchen

Inseln besteht auch eine Art freimaurerischer Weihe für die männliche Jugend. Wer in den Orden aufgenommen werden soll, zahlt zunächst Ferkel und ortsübliche Münzen; dann wird er einen Monat lang an einem geheimen Platze eingeschlossen, wo er in Matten eingewickelt liegen muß und reichlich mit Speise versehen wird; schließlich wird er mit großem Ceremoniell unter Gesang feierlich aufgenommen. Es wird streng darauf gehalten, daß kein Uneingeweihter von diesen Dingen etwas erfahre. Bei jedem Dorfe befindet sich ein eigener Kochplatz für die Mitglieder der Bruderschaft; keine Frau, kein Kind, kein Fremdling darf von der dort gekochten Speise essen oder auch nur den Weg, der zum Platze führt, zu betreten wagen, und wenn dort eine Feierlichkeit vorgeht, sind alle Zugänge abgesperrt.

Indessen der persönliche Gewinn, der Patteson aus der Bereicherung seiner Kenntnis des heidnischen Wesens erwuchs, war ihm nur Nebenache; vor allen Dingen wollte er durch sein längeres Verweilen auf einzelnen Inseln den Bewohnern derselben nützen. Es sollten dadurch Lichtpunkte geschaffen werden in der dunklen Heidenwelt, um welche die heilsbegierigen Seelen sich einstweilen sammeln könnten, bis die Zeit zur Errichtung von festen Missionsstationen gekommen sein würde.

Für ihn selbst brachte solch ein Aufenthalt große Strapazen und Entbehrungen mit sich. Denn das Missionsgeschiff fuhr

ja weiter und er blieb meist allein zurück. Viele Konserven und sonstigen Mundvorrat konnte er nicht mitnehmen, weil das bei dem feuchtwarmen Klima bald verdarb, und hernach war er mit seiner Nahrung auf das angewiesen, was die betreffende Insel gerade bot; und das war oft weiter nichts als ein paar Bissen Yams und Taro, hin



Baumhaus der Melanesier.¹⁾

und wieder auch ein mageres Hühnchen, das aber in einfachster Weise zwischen Steinen geröstet werden mußte und dabei so zähe wurde, daß man das Fleisch kaum beißen konnte; dazu ein Schluck mehr oder weniger

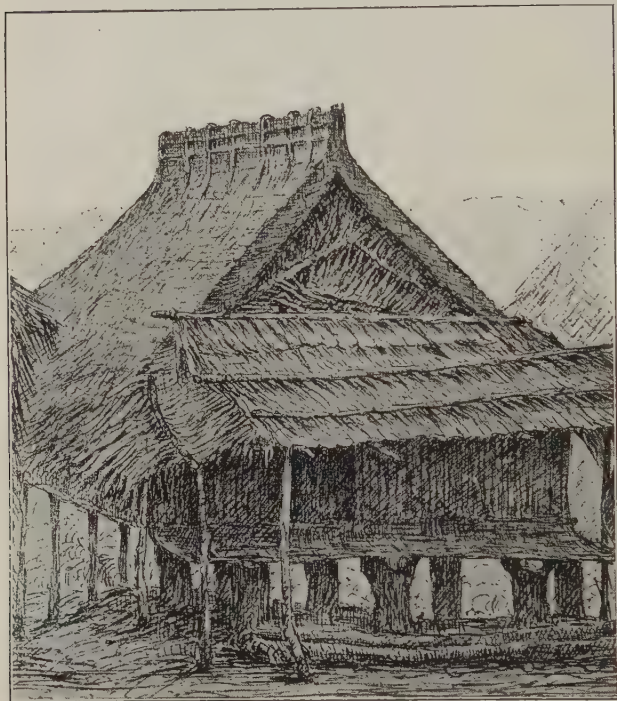
¹⁾ Diese Baumhäuser dienen den Melanesiern als Zufluchtsstätte in Zeiten der Gefahr und des Kriegs. Sie sind auf Neu-Guinea und den deutschen Salomonen-Inseln üblich.

salzigen, abgestandenen Wassers, das aus irgend einem Loch in den Korallenfelsen, wo es in der Regenzeit zusammengelaufen war, geschöpft werden mußte. Mit den Wohnungsverhältnissen sah es nicht besser aus: eine alte Hütte, auf der einen Seite ganz offen, auf der andern nicht zu, so daß der Wind frei hindurchstreichen konnte. Des Nachts schlief er auf dem harten Tische; denn den Luxus eines Bettes konnte er sich dort nicht erlauben, und am Erdboden konnte er es der Ratten wegen nicht aus-

nicht verdrießen, wenn er nur Seelen für Christum gewinnen konnte. Unermüdblich war er von früh bis spät thätig im Unterrichten, Gottesdiensthalten und im Erlernen der fremden Sprachen. Er ging den einzelnen nach in ihre Häuser, um religiöse Gespräche mit ihnen anzuknüpfen. oder er versammelte sie vor seinem Hause und sprach dort zu ihnen; der Andrang der Leute war oft so stark, daß er nicht einmal Zeit zum Essen fand. Aber er machte die Erfahrung, daß die Melanesier durchschnittlich viel zu leichtfertig waren, um sich zu einer nachhaltigen Sorge um ihrer Seelen Seligkeit aufzuraffen. Sie hörten ja das Wort mit Freuden und wollten auch gern einen Lehrer bei sich haben; aber wenn sie nun Ernst machen sollten mit den Forderungen des Christentums, gingen sie hinter sich; das deutete sie zu hart.

Den günstigsten Boden fand er noch auf der kleinen Insel Mota von der Gruppe der Banks-Inseln. Dort richtete er deshalb eine Central-Winterschule ein, in die er auch von den benachbarten Inseln Schüler aufnahm, und für die er später ein eigenes Grundstück kaufte. Seit dem Jahre 1860 ließ er, wenn er es irgend ermöglichen konnte, keinen Winter vorübergehen, ohne dort einige Wochen zu verweilen, und während seiner Abwesenheit mußte einer von seinen Gehilfen die Schule versehen.

Aber auch dort vergingen erst mehrere Jahre, bis das Ernten von Früchten beginnen konnte. Den Eingeborenen selbst dauerte es viel zu lange, sie begriffen nicht, weshalb mit ihrer Taufe noch gezögert werden sollte. Stimmtten sie doch der Heilsbotschaft zu und fühlten ihr Herz davon bewegt; es kam vor, daß sie nach einer Predigt Patefons begeistert ausriefen: „Jedes Wort ist wahr; wie thöricht sind wir gewesen!“ Sie bildeten sich auch ein, daß sie längst bekehrt wären; „denn,“



Bischof Patefons Haus auf der Insel Pfabel (Deutsche Salomons-Inseln).
Nach einer eigenhändigen Skizze des Bischofs, die uns die Missionsleitung freundlichst zur Verfügung stellte.

halten. Freilich vor den Eidechsen war er auch auf dem Tische nicht sicher; denn sie krabbelten am Dache hinauf, ließen sich dann herunterfallen und bisßen ganz gehörig. Oft mußte er in der Nacht aufstehen und Jagd auf die Tiere machen. Wie sehr wünschte er bisweilen, daß er etwas von den Künsten des Maurers, des Zimmermanns, des Glasers, des Metzgers und des Kochs gelernt hätte; er hätte es dort gut gebrauchen können.

Er ließ sich jedoch alle Beschwerden

sagten sie, „wir fechten, streiten, stehlen und lügen nicht mehr so viel als früher; wir sind nun alle recht.“ Es kamen sogar etliche von ihnen allabendlich in der Hütte eines Eingeborenen zusammen, um sich aus der Schrift vorlesen zu lassen, ihre Meinungen darüber auszutauschen und mit Gebet zu schließen — der richtige Anfang einer Erbauungstunde. So sehr Patteson sich über dies alles freute, täuschte er sich

nun zögerte er nicht länger, sie zu taufen. In diesem einen Jahre konnte er auf Mota 289 Seelen, junge und alte, in das Reich Christi aufnehmen.

Wir erkennen aus diesem Beispiele, daß Pattesons Absehen nicht war auf große Massen von Bekehrten, sondern auf gründliche Bekehrungen. Überhaupt wäre es ganz verkehrt, wenn man die Bedeutung seiner Wirksamkeit nach äußeren Erfolgen, die



Kapelle in einem melanesischen Dorfe.¹⁾

doch nicht darüber, daß in ihrem Herzen das heidnische Wesen noch die Oberhand hätte, und mit einer bloß äußerlichen Ausnahme christlicher Gebräuche war ihm nicht gedient. Endlich im Jahre 1871 bemerkte er bei ihnen die Anfänge eines selbständigen Geisteslebens, das von oben stammte und sich im Thun des Wortes bewährte; und

sich in Zahlen ausdrücken lassen, bemessen wollte. Wir dürfen nicht vergessen, daß er im großen und ganzen eine vorbereitende Arbeit zu verrichten hatte; er hatte den Grund zu legen, auf dem sich später der Bau der melanesischen Kirche erheben sollte; und daß er diesen Grund fest gelegt hat, hat die Folgezeit bewiesen. Die Schule in Norfolk blüht noch heute, und es geht viel Segen von ihr aus. Die von ihm eingerichteten flüchtigen Niederlassungen

¹⁾ Links ein eingeborener Lehrer, rechts heidnische Melanesier. Vor der Kapelle spielen Kinder.

haben sich zu festen Missionsstationen fortentwickelt, die größtenteils von Eingeborenen verwaltet werden, die er zum Kirchen- und Schuldienste herangebildet hat. Ihm war es nur erst beschieden, die Anfänge dieser Entwicklung zu sehen. Immerhin war das, was er zu sehen bekam, schon hinreichend, um sein Herz voll Lobens und Dankens zu machen. Namentlich an den jungen Leuten hatte er seine Freude. Bei dem traulichen Verkehr, in dem er mit seinen Zöglingen stand, konnte er das Wachstum des Werkes der Gnade in ihnen so recht deutlich beobachten. Sie thaten oft Fragen, die einen Durst nach Wahrheit verrieten, wie man ihn in der Heimat selten findet, und ihre Gespräche zeugten oft von so tiefem Nachdenken und von einer so ernsten Auffassung, daß er selbst davon überrascht war. So sprach einmal einer zu ihm: „Mancher weiß nicht, wie schmutzig und voll Spinnweben sein Zimmer ist, weil es ganz dunkel darin ist; ein anderer dagegen, dessen Zimmer nicht halb so schmutzig ist, denkt, sein Zimmer sei viel schlechter als das des anderen, weil die Sonne hineinscheint und den Schmutz zeigt. So ist's mit unseren Herzen. Jetzt ist's für uns schlimmer, zornig zu sein oder einen Menschen zu töten, als es früher war, und je mehr die Sonne hineinscheint, desto mehr werden wir Schmutz und Spinnweben darin finden; ja, wir wissen jetzt, was das bedeutet.“

Einer von seinen liebsten Schülern war Wadrukola, ein bereits verheirateter Mann. Eines Abends sagte er: „Ich habe gelesen, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer das Gesetz wohl kannten, und doch waren sie nicht gut. Ich weiß nun auch etwas von der Bibel und kann schreiben; aber ich fürchte gar sehr, ja ich bin oft sehr erschrocken, daß ich nicht gut bin; ich thue gar nichts Gutes.“ Als er einmal vom Bischof geneckt ward, er trage wohl seine schlechten Kleider jetzt, um die guten mit in seine Heimat nehmen zu können, ward er sehr traurig, nahm seine Schiefertafel und schrieb in feierlichem Stile darauf: „Herr Patterson, dies ist mein Wort; ich bin unglücklich, daß Ihr gesagt habt, mein Sinn stehe nach Kleidern. Ich habe meine Heimat verlassen. Ich suche nicht Kleider für den Leib. Was soll ich mit den Kleidern machen? Kann mein Geist mit

Kleidern für den Leib gekleidet werden? Ich forge nur um eins, daß ich das Leben für meinen Geist empfangen möge. Darum bekenne ich und sage es Euch: Nicht das Leibliche ist es, das mir not thut, sondern das eine Ding, das mir not thut, ist das Kleid für die Seele durch Christum unseren Herren.“

Die lieblichsten Erfahrungen aber durfte Patterson an Sterbebetten machen; da fand er manchmal so schön ausgereifte, volle Aehren, wie er es kaum erwartet hatte. Auf Mota war ein Mann bei einem der Kämpfe, die dort an der Tagesordnung waren, durch einen vergifteten Pfeil tödlich verwundet worden; er fühlte sein Ende herannahen. Aber im Glauben an Christum überwand er die Schrecken und die Bitterkeit des Todes. Er sagte, daß er seinem Feinde, der ihn geschossen, nichts Böses wünsche, sondern sich nur mit der zukünftigen Welt beschäftigen wolle. „Ich verlange nach dem Heilande“, war sein ständiger Seufzer, und inbrünstig betete er zu ihm: „Hilf mir! Mache mein Herz licht und nimm meine Finsternis hinweg! Ich sehne mich nach dir; ich möchte zu dir gehen; ich möchte an diese Welt nicht denken.“ Und dieser Mann war ein Heide, der erst wenig von Christo gehört hatte; doch konnte er in Anbetracht seines echten Glaubens noch vor seinem Hinscheiden getauft werden. — Ein anderer, der schon zwei Sommer hindurch die Schule besucht hatte, wollte gern zum dritten Male mit; weil er aber stark an Auszehrung litt, gedachte ihn Patterson lieber zu Hause zu lassen. Da rief er: „Laß mich doch mit! der Himmel ist von Neu-Seeland nicht weiter als von Kengone.“ Kurze Zeit darauf hielt er seine Heimfahrt. — Ein Jüngling, Namens Walthier Hotaswol, war schwindsüchtig und hatte sich durch das heilige Abendmahl auf seinen nahe bevorstehenden Tod vorbereiten lassen. Tags darauf saß Patterson bei ihm; da hob der Kranke auf einmal an: „Sehr gut!“ „Was ist sehr gut, Walthier?“ „Des Herrn Abendmahl.“ „Warum meinst du das?“ „Ich kann darüber nicht reden; ich fühle es hier (auf sein Herz deutend); ich habe es früher nicht so gefühlt wie jetzt.“ „Aber du hast doch schon lange an ihn geglaubt.“ „Ja, aber ich fühle es jetzt anders; ich habe keine Angst mehr vor dem

Tode; mein Herz ist stille.“ Sein Blick war ernst, als er fortfuhr: „Ich glaube, daß ich jetzt zu ihm gehe, Bischof. In der vorletzten Nacht sah ich einen Mann dort stehen, der sagte zu mir: Dein Atem ist schlecht; aber ich will dir einen neuen Atem geben.“ — „Nun, und was dachtest du dir dabei?“ — „Ich dachte, er meinte: Ich will dir ein neues Leben geben; ich dachte, es müßte Jesus sein.“ Er konnte noch das Weihnachtsfest mitfeiern, und am Tage der Heidenchristen, auf Epiphaniën, ging

Kirchenzucht den Schaden meist wieder gut zu machen und die Abtrünnigen zu einer aufrichtigen Buße zu führen.

5. Märtyrertod.

Durch die aufreibende Arbeit in dem heißen Klima war Pattesons ursprünglich gute Gesundheit sehr mitgenommen worden. Heftige Krankheitsanfälle hatten ihn schon mehrmals darniedergeworfen; doch hatte er immer bald wieder aufstehen können. Im Februar 1870 aber brach er so völlig zu-



Der Missionskirchhof auf der Norfolk-Insel.

er, geleitet von dem Stern, der ihm aufgegangen war, zu seinem Herren.

So könnte der stille Gottesacker auf Norfolk, den unser obiges Bild zeigt, noch manche Geschichte erzählen von der neuschaffenden, weltüberwindenden Macht des Evangeliums. Daß es daneben freilich auch an schmerzlichen Enttäuschungen für Patteson nicht fehlte, daß er auch den Rückfall manches hoffnungsvollen jungen Christen in heidnische Sünden erleben mußte, kann uns im Hinblick auf die eigentümlichen Verhältnisse der Missionsarbeit nicht sehr wunder nehmen. Doch wußte er durch ernste und liebevolle Handhabung der

sammen, daß er sich zu einer längeren Erholungsreise entschließen mußte. Er wandte sich nach Neuseeland, wo er in der ihm befreundeten Familie des Richters Martyn eine treue, aufopfernde Pflege fand. Auch in diesen Krankheitstagen bewies er eine wahre Seelengröße. Trotz aller Schmerzen, die er auszuhalten hatte, und trotz aller Abgespanntheit, die den schlaflosen Nächten folgte, war er nie verdrießlich oder verzagt, sondern allezeit geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung, beständig im Gebet. Er war auch nicht wie die meisten anderen Kranken von der Sorge um seinen eigenen Zustand in Anspruch genommen, sondern

war darauf bedacht, durch heitere und erbauliche Gespräche seinen Freunden zu dienen, so daß diese hernach bekannten, sie hätten weit mehr von ihm empfangen, als sie ihm geben konnten. „Sein Angesicht — so schreibt seine Pflegerin, Frau Martyn —, immer schön durch die weltlose Reinheit seines Ausdrucks, war, wenn er von der erfahrenen Gnade Gottes sprach, wirklich wie eines Engels Angesicht.“

Allmählich kehrten seine Kräfte zurück. Aber die Freude über seine Genesung wurde ihm getrübt durch traurige Nachrichten von dem Missionsfelde. Und zwar waren es seine eigenen Landsleute, die ihm diesen Kummer bereiteten. Auf einzelnen Südpazifik-Inseln waren nämlich große Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzungen angelegt worden, und zur Bearbeitung derselben brauchte man Menschen. Europäer konnten schon des Klimas wegen nicht verwandt werden; so mußte man also Eingeborene nehmen, und gerade die Melanesier erschienen ihres kräftigen Körperbaues wegen vorzüglich geeignet dazu. Die Pflanzer zahlten für jeden Arbeiter 160 Mark; das war genug, um die Habgier gewisser Schiffseigentümer aufzustacheln. Es wurde ein schwungvoller Menschenhandel angefangen, der bald in förmlichen Menschenraub ausartete. Man legte an der ersten besten Insel an, und wenn nun die Eingeborenen ahnungslos an Bord gekommen waren, um ihre üblichen Tauschgeschäfte zu machen, fuhr man plötzlich mit ihnen auf und davon. Man redete auch wohl den Leuten vor, daß man im Auftrage des erkrankten Bischofs käme, um sie zur Schule nach Norfolk abzuholen; oder man stellte gar eine Figur in schwarzem Talar, ein Buch in der Hand, auf dem Verdeck auf, um die Leute in den Glauben zu versetzen, der Bischof sei da, und sie so vertrauensfelig zu machen. Hatte die List nicht den gewünschten Erfolg, dann griff man zur Gewalt. Man warf mit einer Schlinge die Rähne der Eingeborenen um, gab einen blinden Schuß unter sie ab und in der dadurch entstandenen Verwirrung fischte man sie aus dem Wasser auf; oder man überfiel sie einfach in ihren Dörfern, schleppte weg, so vieler man habhaft werden konnte, und machte die sich Widerstehenden nieder. Die Schiffe, die sich mit diesem schmachvollen Handel befaßten, wurden „Snatsch = Snatsch“ (schnapp = schnapp) ge-

nannt. Eine andere Art hatte den noch graufigeren Namen „Kill-Kill“ (töte-töte); man erzählte von ihnen, daß sie das Morde regelrecht betrieben, weil auf manchen Inseln Menschenhädel ein gesuchter Artikel wären.

Bereinzelte Fälle dieses Unwesens waren ja auch in früheren Jahren schon vorgekommen; damals aber hatte es einen höchst bedrohlichen Umfang angenommen. Die Bevölkerung der Inseln schmolz sichtlich zusammen, und die Herzen der Zurückbleibenden wurden erfüllt mit einem tödlichen Haß gegen alles, was weiß von Angesicht war. Das ganze Missionswerk erschien gefährdet. Was mußte Patten bei diesen Nachrichten empfinden! Und wer mußte wohl nicht innerlich darüber empört sein, daß Mitglieder eines gebildeten Volkes sich einer so niederträchtigen und grausamen Handlungsweise gegen wehrlose Wilde schuldig machen konnten! Patten reichte dem englischen Gouverneur eine ausführliche Beschwerdeschrift ein. Aber so wohlwollend dieser auch persönlich war, konnte er doch wenig thun; denn die Händler hatten die Sache meist so schlau eingefädelt, daß ihnen mit den bestehenden Gesetzen nicht beizukommen war.

So begab sich denn Patten im Herbst 1870 mit schwerem Herzen auf die Reise in sein Inselgebiet; und was er dort sah, übertraf noch seine schlimmsten Befürchtungen. Überall stieß er auf Spuren der Verwüstungen, die die Diebeschiffe angerichtet hatten. Von den Banks-Inseln war schon ungefähr die Hälfte der männlichen Bevölkerung weggebracht. Andererseits aber empfing er auch viele erquickende Bemeise von Anhänglichkeit seitens seiner jungen Christen, und besonders seine nächste Reise, die er im Frühjahr 1871 antrat, war reich daran. Kaum jemals zuvor war er einem so allgemeinen Eifer zum Hören des Wortes und einem so aufrichtigen Heilsverlangen begegnet. Trotz aller körperlichen Schwäche und trotz der Menge der Arbeit war es eine köstliche Zeit für ihn, und immer wieder tönte ihm das Wort des Propheten in den Ohren: „Dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn die Menge am Meer sich zu dir befehrt, und die Macht der Heiden zu dir kommt.“ Hierdurch ermutigt beschloß er, den Santa Cruz-Inseln,

wo er vor sieben Jahren überfallen war, noch einen Besuch zu machen. Die Santa Cruz-Leute hatten sich bisher ganz unzugänglich gezeigt; er hatte dort noch nicht einmal die Ackerfrume gefunden, in die er ein Samenkorn des Evangeliums hätte einsenken können; „vielleicht, dachte er, wird mir's diesmal gelingen“.

Am 20. September war er in der Nähe der kleinen Insel Nukapu angekommen. Bei der Morgenandacht, die er regelmäßig mit seinen Schiffsgenossen abhielt, behandelte er die Geschichte vom Märtyrertode des Stephanus und sprach darüber ernste, tief ergreifende Worte. Dann befahl er, das Landungsboot niederzulassen und bestieg es mit vier seiner treuesten Gehilfen. Einige Rähne mit Eingeborenen ruderten ihm entgegen, und als er ihnen sagte, daß er ans Ufer kommen wollte, waren sie es gern zufrieden. Nun ist aber Nukapu rings von einem Korallenriff umgeben, welches etwa zwei englische Meilen von der eigentlichen Insel entfernt ist, so daß innerhalb desselben das Meer wie ein stiller See glatt daliegt. Bei dem niedrigen Wasserstande war es nicht möglich, mit dem Boote über das Riff hinwegzufahren; aber die Eingeborenen machten den Vorschlag, daß sie den Bischof in einen ihrer Rähne nehmen und so zu Lande führen wollten, und Pattlefon, arglos in der tiefen Sehnsucht, der Insel Gutes zu bringen, willigte ein; schien es doch kein besseres Mittel zu geben, sich ihr Vertrauen zu erwerben. Die vier Gehilfen sollten mit dem Boote am Riff warten, und bei ihnen blieben auch einige Rähne mit Eingeborenen zurück. Sie sahen von da aus noch den Bischof ans Ufer steigen und verloren ihn dann aus den Augen.

Eine halbe Stunde mochte seitdem vergangen sein, da stand plötzlich ein Eingeborener in seinem Rahn auf und schoß einen ellenlangen Pfeil ins Boot, und auf dieses Signal hin brach ein ganzer Hagel von Pfeilen los. Das Boot wandte sich zwar schnell und war bald außer Schußweite; aber drei von seinen Insassen waren schwer getroffen. Indes die treuen Männer kannten keine Furcht; sie ruderten nur zum Schiff, um sich die Pfeile aus dem Fleisch herausziehen zu lassen und sich Verstärkung zu holen; dann kehrten sie zurück, um nach dem Bischof auszuschauen.

Es dauerte lange, bis die Flut hoch

genug gestiegen war, um das Boot über das Riff bringen zu können. Endlich um fünf Uhr nachmittags gelang es ihnen, und schon sahen sie auch zwei Rähne vom Ufer abstoßen. Der eine davon kehrte bald wieder um; der andere aber, mit etwas Angestautem in der Mitte, trieb auf sie zu, und sie ruderten nach ihm hin. Im ersten Augenblicke witterten sie irgend einen neuen Verrat; aber einer von ihnen, der ausgespäht hatte, sagte: „Ich sehe des Bischofs Schuhe.“ Als sie den Rahn erreichten und das darin liegende Bündel von Mattenwerk lüfteten, ward vom Ufer her ein Freuden geschrei vernommen. Und nun bot sich ihnen ein trauriger Anblick dar. In eine Matte gewickelt, die an Kopf und Füßen befestigt war, fanden sie den Leichnam des Bischofs. Ein friedliches Lächeln war noch auf seinem Antlitz; ein Palmblatt, in das fünf Knoten gemacht waren, lag auf seiner Brust, und als man die Matte öffnete, zeigten sich fünf Wunden, nicht mehr; vier davon schienen ihm auch erst nach seinem Tode beigebracht zu sein. Im übrigen war der Leichnam respektvoll behandelt, und dies ist ein sicheres Zeichen, daß seine Ermordung zur Sühne für den Mord von fünf Eingeborenen dienen sollte. Fünf Männer, so erfuhr man später, waren von Nukapu durch Europäer gestohlen und auf den Witi-Inseln getötet worden, und dafür haben sich ihre Familien an dem Bischof gerächt.

Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß der, welchem das Herz brechen wollte über das Unrecht, das den Eingeborenen zugefügt wurde, um dieses Unrechtes willen sein Blut vergießen mußte. Ihren besten Freund erschlugen sie wie einen Feind. Und doch muß unser Unwille über diesen ungeheueren Frevel sich mehr gegen die schändlichen europäischen Händler richten, welche die armen Eingeborenen aufhekten und zur Verzweiflung trieben, als gegen diese. Sie wußten nicht, was sie thaten. Sie wußten auch nicht, daß sie durch die Fünfzahl der Wunden die heiligen fünf Wunden abgebildet haben, aus denen das Heil der Welt geflossen ist.

Pattlefon starb als ein rechter Jünger Christi aus Liebe zu seinen Brüdern und zur Sühne für fremde Missethaten.

Die Kunde von seinem Märtyrertode erregte überall in der Christenheit tiefe

Trauer. Aber auch an ihm bewahrheitete sich das Wort vom Weizenkorn, welches in die Erde fällt und erstirbt, um viel Frucht zu bringen. Sein Tod gab seinem Werk nur einen neuen Aufschwung. Frische Kräfte traten in die Lücke ein; reichere Mittel strömten zusammen, um seine Pläne durchzuführen; vor allem raffte sich die englische Regierung und Volksvertretung energisch auf, um dem Unwesen der Diebes-schiffe gründlich den Garaus zu machen.

Gar manches Denkmal wurde zu Patte-sons Ehren in England und Australien gestiftet; auch eine schöne Gedächtniskirche ist ihm auf der Norfolk-Insel errichtet

worden. Aber das ehrenvollste Denkmal für ihn ist doch das Zeugnis, welches ihm einer von seinen melanesischen Schülern gegeben hat: „Wie er gelehrt, so hat er sein Wort mit seinem guten Leben unter uns bestätigt, wie wir alle wissen. Was seinen Charakter und Wandel betrifft, so bestehen sie vor dem Gesetze Gottes. Auch hat er jeden, der um irgend ein Ding unglücklich war, vollkommen gut behandelt und hat ihm darüber Trost zugesprochen. Und wiederum, er verachtete niemanden, noch wies er jemanden mit Spott zurück, ob weiß oder schwarz; er hielt sie alle für eins und liebte sie alle.“



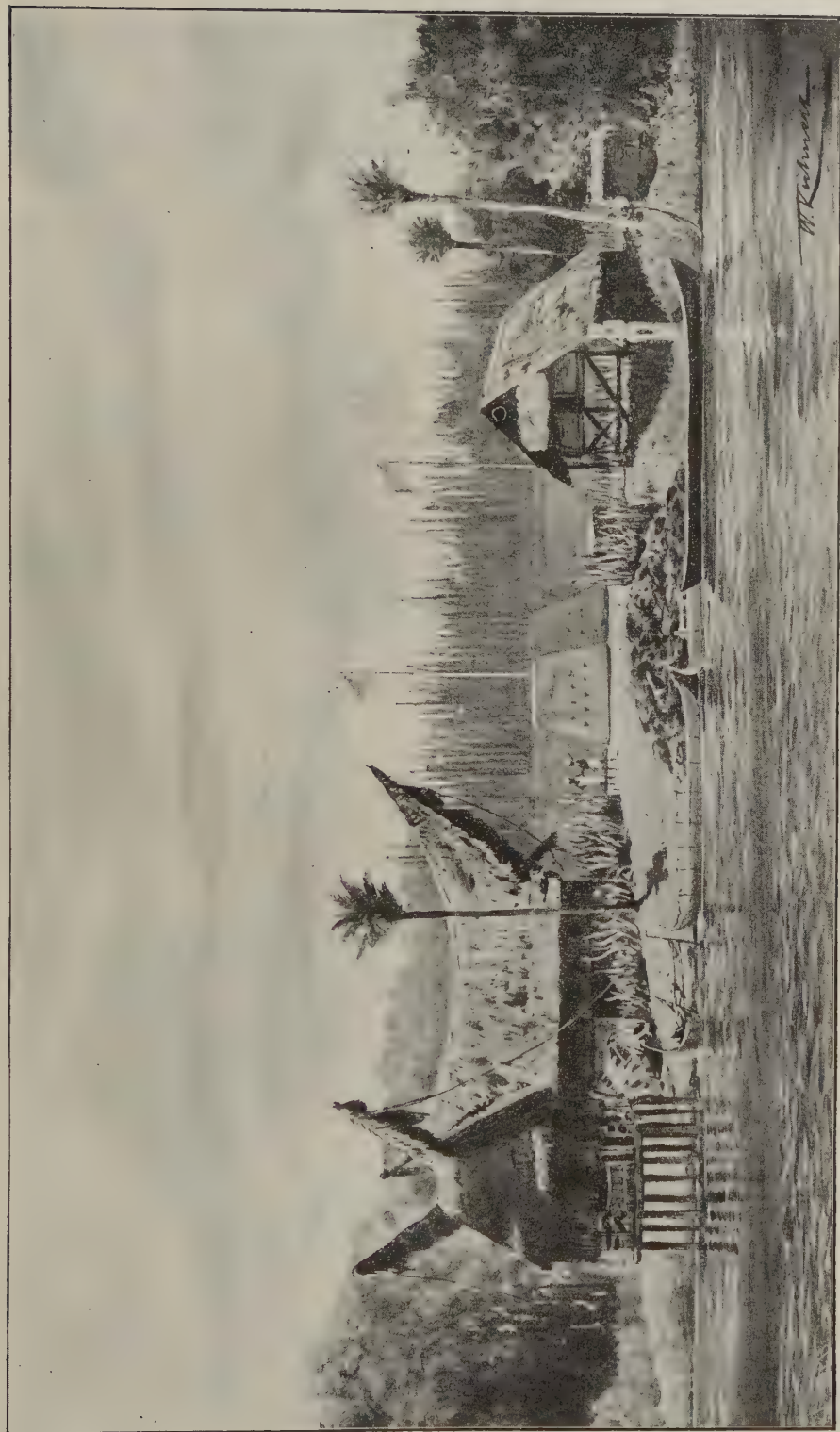
Die Buschfaklorei.

Ein Gang durch die Berliner Kolonialausstellung.

Vom Herausgeber.

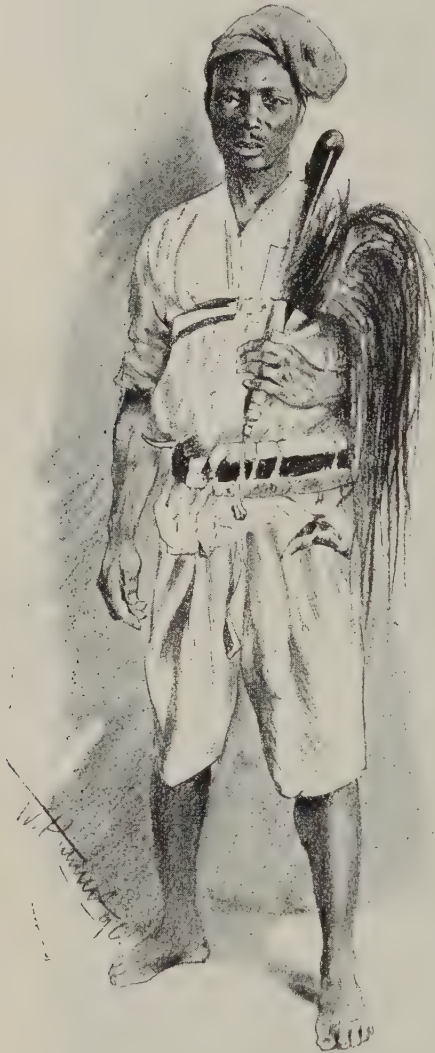
Viele unserer Freunde werden in diesem Sommer bei Gelegenheit einer Reise nach Berlin der großartigen Gewerbe-Ausstellung im Treptower Park einen Besuch machen; keiner von ihnen wird es versäumen, ein paar Stunden in der Kolonial-Ausstellung zuzubringen. Es ist, wie es scheint, fast nur eine Stimme unter den Besuchern der Ausstellung, daß gerade diese Abteilung derselben die Aufmerksamkeit in hervorragendem Maße verdiene. Wenn wir

heute unsere Leser zu einer kurzen Wanderung durch diese Kolonial-Ausstellung auffordern, so möchten wir dabei das Missionsinteresse in den Vordergrund stellen, wir können als Missionsfreunde viel dort lernen; ist es doch noch ein Unterschied, ob man eine schöne Beschreibung von einem fremden Lande liest, oder ob man ein Stück dieses Landes in aller seiner Eigenartigkeit unmittelbar vor die Augen gestellt sieht.



Das Dorf Taruwa vom Serpenteich aus gesehen.

Wenn man von dem Ausstellungsbahnhofe auf der großen Holzbrücke nach der Hauptausstellung schreitet, so liegt zur linken Hand die bunte Nachbildung der ägyptischen Stadt Kairo. Es ist, als sei man in ein Märchen von 1001 Nacht versetzt, so seltsam mutet uns das Leben und



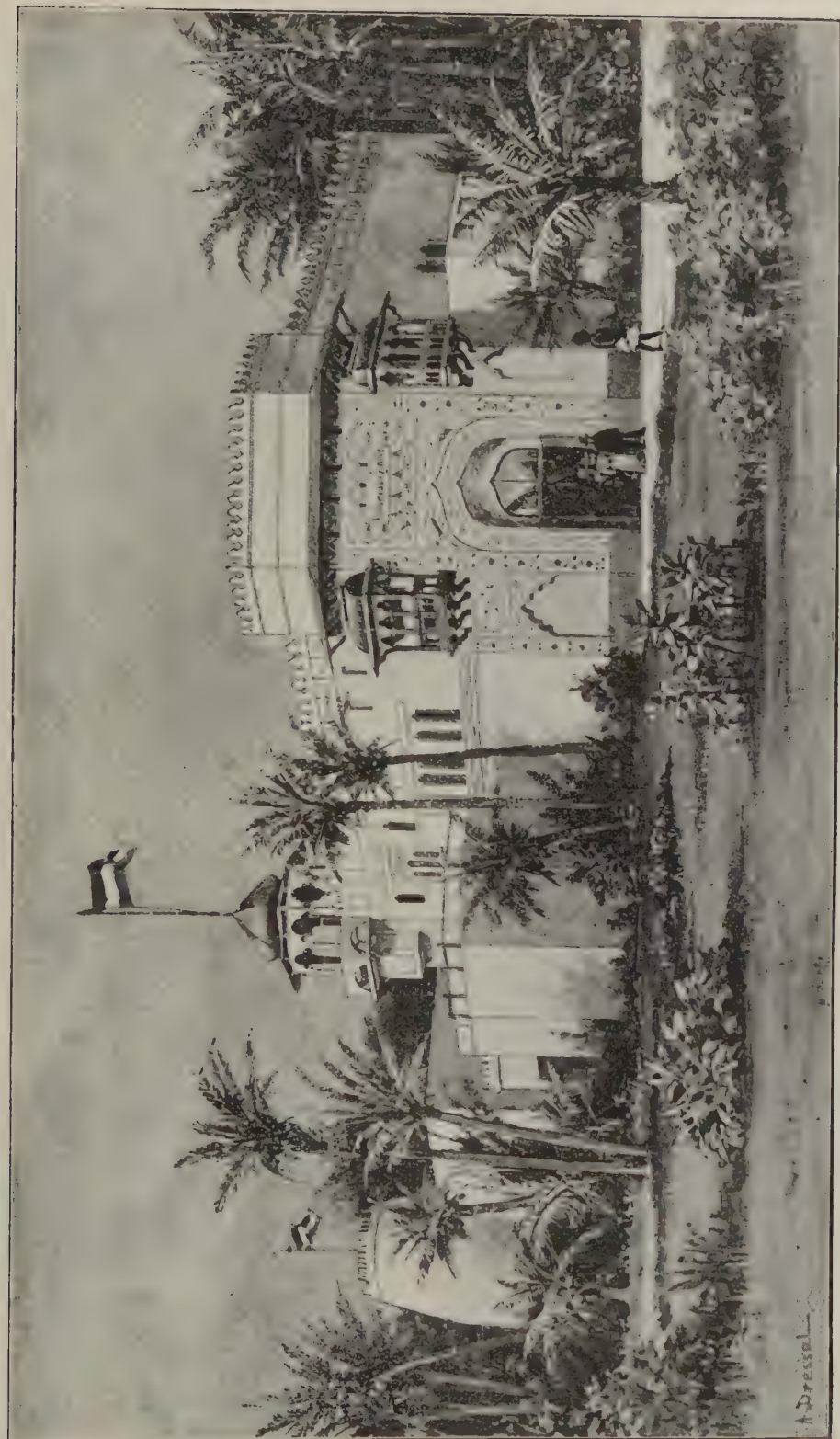
Ein Togoniger von der Ausstellung.

Treiben der orientalischen Stadt an. Die engen Gassen, die winkligen Häuser, die Erker und Veranden, die offenen Läden und bunten Waren, die Pyramide im Hintergrunde und der altägyptische Tempel mit den schwerfälligen Säulen, alles ist wie ein Stück Orients. Dazwischen die vielen braunen und schwarzen Gestalten der

Ägypter, vom dunkelsten Schwarz des Vollblutnegers bis zu dem fatten Hellbraun des reinen Arabers, die Kamele und Esel, das Fellachendorf und die Wasserschöpfstelle am Nil, — man muß sich hier ein Stündchen niederlassen, in Muße die verschiedenartigen Eindrücke auf sich wirken lassen und sich in den Orient träumen.

Doch wir gehen ein paar Minuten weiter, um nach der Kolonialausstellung selbst zu kommen. Wir betreten sie durch den Haupteingang, ein Neu-Guinea-Haus mit großen Flügelböckern. Unser Blick fällt auf das Dualladorf und die Buschfaktorei s. S. 208. Diese Buschfaktoreien sind die bescheidenen Handelsniederlassungen der großen europäischen Exportfirmen an der Westküste Afrikas. Wie klein und eng sind die viereckigen Häuschen der Dualla, die Bettstelle nimmt die Hälfte des Bodens ein, die Kalebassen, Holzstühle und einige andere Geräte vervollständigen die mangelhafte Einrichtung. Im angrenzenden Togodorf überrascht der Wechsel runder und viereckiger Hütten; ein fleißiger Togomann ist fast ununterbrochen beschäftigt, auf einem höchst einfachen Webstuhl buntcs Tuch zu weben. Verfolgen wir den Haupteingang weiter, so zieht links das Neu-Guinea-Dorf Tarawai s. S. 209 unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist ein ganzer Komplex von Häusern, ein Männer- und ein Frauenhaus, ein Baum- und ein Gasthaus, ein Versammlungs- und ein heiliges Haus, sogar ein Totenhäuschen fehlt nicht. Im See erhebt sich auf Pfählen das sogenannte „heilige Haus“, mit echtem Material, dem aus der Nipapalme gefertigten Atap, gedeckt und mit bunten Matten verziert. Noch charakteristischer ist das daneben liegende Versammlungshaus, dessen langgestrecktes Dach in zwei riesige Giebel endet, welche die mit kunstreich bemalten Matten belegten Seitenwände weit überragen. (Diese beiden Gebäude sind links auf unserm Bilde.) Am Ufer steht neben dem phantastisch geschmückten, fast überladenen Totenhaus ein großes, bunt bemaltes Idol; es ist ein sogenanntes Telum oder Ahnenbild und hängt ebenso wie die Masken und Amulette, mit denen alle Häuser reichlich geschmückt sind, mit dem einheimischen Götzen- und Ahnendienst zusammen.

Auf der andern Seite des Hauptweges stehen wir vor dem Kwikuru kwa Siffi



Die Kolonialhalle auf der Ausstellung.

(im Mittelgrunde des Bildes S. 209). Der Name Kwikuru bezeichnet in Deutsch-Ostafrika den befestigten Wohnsitz eines Häuptlings; dieses hier ist die Nachbildung der Burg des Häuptlings Siffi bei Tabora in der Landschaft Unjamwesi, deren Erstürmung den deutschen Expeditionen unter dem Grafen v. Schweinitz und dem Lieutenant Prince so viel Mühe machte und soviel Blut kostete. Es stellt sich uns als eine düstere, rote Wand von Lehm und Pallisaden dar, deren Spitzen mit Schädeln (in dieser Nachbildung natürlich aus Gips) verziert sind. Betritt man das Innere durch eine Fallthür aus dicken Baumstämmen, so steht man vor einem Tembenring, welcher diese eigentümliche Art der Bauten Ostafrikas recht gut charakterisiert. Es sind quadratische Bauten mit flachem Dach und großem, freiem Hofe in der Mitte. Auf diesem Hofe und dem anschließenden, verandaumschlossenen Gehöfte eines afrikanischen Arabers spielt sich nun ein gut Stück afrikanischen Lebens ab. Rings umher liegen die Wohnräume der Kameruner oder Dualla, der Togo (Bild S. 210) oder Gohheer aus Westafrika, der Suaheli und Massai aus Ostafrika. Hier kochen sie ihren Maisbrei und verzehren dazu wohlgefällig eine rohe Zwiebel nach der andern; dort sitzen sie beim einheimischen Brettspiel oder vertreiben sich die Zeit mit der Anfertigung sonderbarer Haarfrisuren. Da einige der Eingebornen des Deutschen und ziemlich viele des Englischen mächtig sind, ist es nicht schwer, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, zumal da sie die Missionsstationen und die Missionare ihrer Heimat recht gut kennen.

Ob solche Schausstellungen der Afrikaner sittlich berechtigt sind, unterliegt sehr schweren Bedenken. Sie lernen auf der Ausstellung nichts Gutes. Nicht nur, daß der Müßiggang, zu dem sie so lange Monate verurteilt sind, ihnen gewiß Schaden thut; schlimmer ist für sie, daß sie Tag für Tag der Gegenstand der Neugierde sind, und daß sie, um diese Neugierde zu befriedigen, veranlaßt werden, heidnische Unsitten, Tänze u. dgl. vorzuführen und gewiß bei dieser Gelegenheit nur allzuviel schlechte Witze und leichtfertige Äußerungen zu hören bekommen. Doch wagen wir zu hoffen, daß es vielen Missionsfreunden eine Anregung ihres Missionsinteresses sein wird, die Eingebornen, für welche sie beten und arbeiten,

einmal eine Stunde lang in ihrem alltäglichen Thun und Treiben beobachtet zu haben. Das ist zugleich eine Vorbereitung für den Besuch der Missions-Ausstellung, der wir uns nun zuwenden.

Nachdem wir die Eingebornen-Dörfer hinter uns haben, setzen wir unsere Wanderung auf dem Hauptwege fort; wir haben zur Rechten und zur Linken die Baracken für den ärztlichen Dienst in unsern Kolonien; besonders das freundliche Lazarett des Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien mit seiner sauberen Einrichtung hat ein schmerzliches Interesse, wird es doch nur allzuviel in Anspruch genommen! Wir überschreiten den Viadukt und kommen in die wissenschaftliche Abteilung der Kolonial-Ausstellung. Vor uns steht die stattliche Kolonialhalle s. S. 211, in arabisch-indischem Stile erbaut. Eine der ersten Gruppen links enthält die Missionsausstellung. Auf den ersten Blick mag mancher enttäuscht sein, sie stellt sich dem flüchtigen Wanderer nicht ohne weiteres imponierend dar; außer dem großen Modell der schönen Bremer Station Amedschowhe in Togo, dem Dampfboot Paulus auf dem Njassa und dem Ochsenwagen hat sie nichts sogleich in die Augen Fallendes. Aber sobald man sich ein wenig vertieft und sich von der fremdlichen, zu jeder Auskunft bereiten Führerin, der Braut eines Berliner Missionars, hat zurecht weisen lassen, erschließt sich der Reichtum und die Bedeutung dieser Ausstellung. Hier ist fast die ganze Litteratur zusammengetragen, welche von den Missionaren in den Sprachen unserer Kolonien verfaßt ist, eine erstaunliche Fülle in Anbetracht der Kürze unserer kolonialen Ara; wir finden Bücher von der einfachsten Schulbibel bis zu der vollständigen Bibelübersetzung und der für die eingeborene Geistlichkeit herausgegebenen Zeitschrift. Welch unendlicher Fleiß steckt in dem großen, zweibändigen Gohhe-Wörterbuch, das der Bremer Missionar Knüsli und seine Frau mit vollendet schöner Handschrift in jahrelanger Arbeit niedergeschrieben haben! Anziehend sind auch die in deutscher Sprache selbstverfaßten Lebensbeschreibungen der christlichen Gohhe-Jünglinge, Aufsätze, deren sich kein deutscher Präparand zu schämen brauchte.

Der hier gewährte Einblick in die innere Seite der Missionsarbeit ist auch offenbar

nicht nutzlos gewesen; der Missionsneger, der zum Empfang von kleinen Gaben bereit steht, hat in jedem Monat mehrere hundert Mark aufnehmen dürfen.

Der Ausschuß der deutschen Missionen hat,

Auch diejenigen unserer Leser, welche keine Gelegenheit haben, sich dieses Buch in der Missionsausstellung geben zu lassen, sollten nicht veräumen, sich die gediegene Schrift anzuschaffen; es wird ihnen ohne Zweifel



Die Missionsabteilung in der Kolonialhalle auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung.
Tisch, verfertigt v. Eingeborenen. Buntschiff. Schleiwagen. Missionshaus in Amelsbüchel.

um den Wert dieser Ausstellung zu erhöhen, eine Denkschrift verfaßt, „Die evang. Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten,“ in welchem von den berufensten Vertretern Auskunft über die evangelische Missionsarbeit in unsern Kolonien erteilt wird.

eine freudige Überraschung sein, zu lesen, in welchem Umfang bereits in unsern Kolonien von Deutschen und Engländern evangelische Missionsarbeit betrieben wird.¹⁾

¹⁾ Berlin, Buchhandlung der ev. Missionsgesellschaft. Friedenstr. 9. Preis brosch. 80 Pf.

Wir setzen unsere Wanderung fort. In der Kolonialhalle ist noch manches, das unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da ist eine kleine Baumwollplantage in natürlicher Größe, die Baumwolle quillt eben aus den gesprungenen Kapseln. Dort ist das Modell einer großen westafrikanischen Faktorei mit allem Zubehör, dort eine reizende Nachbildung der großen Tabakspflanzung Stephansort in Kaiser Wilhelmsland mit dem wundervollen Ausblick auf den dichten Urwald und die hochstrebenden Berge im Hintergrund. Dort wieder zieht uns eine Elfenbeinsammlung von den riesigen Elefantenzähnen bis zu den elegantesten Schachfiguren und Schnitzereien an. — Verlassen wir die Kolonialhalle, so haben wir vor uns das ganz aus Holz gebaute Tropenhaus des auswärtigen Amtes, wie solche für West- und Ostafrika in Hamburg hergestellt werden. Die unteren Räume enthalten in reichlicher Fülle alle Import- und Exportartikel, welche für den Handel mit unsern Kolonien von Bedeutung sind; leider merkt man gar bald, welche Rolle dabei die Branntweinfässer und Rumflaschen spielen. Die oberen Zimmer enthalten die vollständige Wohnungseinrichtung, wie sie für den Landeshauptmann in Togo, dem dieses Tropenhaus zugebach sein soll, bestimmt ist. — Die wissenschaftliche Sammlung endlich ist in einer Moschee untergebracht

und bietet für das sorgfältige Studium eine reiche Fülle von Material. Da ist eine Weltkarte, auf welcher die Reisewege der berühmtesten deutschen Entdecker eingezeichnet sind; in den Schränken sind die interessantesten botanischen und zoologischen Produkte unserer Kolonien vorgelegt; an den Wänden stehen in Zahlen und Würfeln große statistische Tabellen.

Die Kolonial-Ausstellung enthält soviel, daß wir unsere Leser nicht mit einer vollständigen Aufzählung ermüden wollen. Einen großen Dienst kann dieselbe unserer heiligen Missions Sache thun. Bei vielen Christen ist das Missionsinteresse nur ein theoretisches; es fehlt ihnen die lebensvolle Anschauung von den Missionsgebieten und von der Art, wie sich die Missionsarbeit in der Wirklichkeit gestaltet. Hier haben wir einen Anschauungsunterricht im großen; mit einiger Mühe und Phantasie ist es nicht schwer, sich mitten in die afrikanischen Verhältnisse hinein zu versetzen und ein Stück Missionsarbeit gleichsam mit zu erleben. Unser Missionsinteresse kann durch diese Befruchtung mit lebensvollen Anschauungen gewinnen; wie ganz anders kann man dann auf Missionsfesten und in Missionsstunden afrikanische und australische Verhältnisse schildern oder die Missionsberichte darüber lesen, wenn man sie einmal selbst gesehen hat!

Neueste Nachrichten.

Am 16. Juni hat auf Anregung des evangelischen Afrika-Vereins in Berlin eine von verschiedenen beteiligten Vereinen und Gesellschaften beschickte Konferenz getagt, welche sich die Bekämpfung der verheerenden afrikanischen Branntweinpest zur Aufgabe gesteckt hat. Besonders hat von den deutschen Kolonien Togoland infolge des geringen Einfuhrzolles unter dieser Plage zu leiden. Die Konferenz hat daher eine Eingabe an den Reichskanzler beschlossen, in welcher derselbe gebeten wird, zur Abstellung dieses Übels die geeigneten Schritte zu thun. Afr. 142 f.

In Deutsch-Südwest-Afrika haben sich die Herero, besonders die christlichen, erfreulicherweise an dem jüngst ausgebrochenen Aufstande fast nicht beteiligt, sondern haben

treu zu den Deutschen gestanden. Der Oberhäuptling Samuel Maharero erließ folgende Proklamation an seine Unterthanen: „Ihr Geliebten alle! Wir hören ein Gerücht. Wir hören, Mikodemus, Rahimemna und ihre Leute verbanden sich mit den Namaqua, um den Herrn Major und seine Leute zu bekriegen. Falls sie dieses thaten, sind sie in großer Schuld in unseren Augen und thaten, was wir nicht wollten. Wir ermahnen euch alle, daß ihr nicht in den Kampf geht, und daß ihr Frieden haltet. Wir haben es nötig, daß ihr gut mit den Deutschen bleibt, daß ihr sie nicht angreift, sondern ihnen helfst. Und den Mikodemus und Rahimemna oder einen jeglichen Herero, falls er wirklich in den Krieg gegangen ist, sollt ihr nicht in euer

Haus aufnehmen und dürft ihnen nicht helfen. . . . Wir grüßen euch alle und sagen: Bleibt mit Frieden!"

Rhein. Missions-Blatt 214.

Leider bringen die aus dem deutschen Namalande heimgekehrten rheinischen Missionare die Nachricht mit, daß es dort seit zwei Jahren nicht ordentlich geregnet hat. Die Trockenheit und Not ist infolge dessen sehr groß. Die meisten Eingeborenen müssen die Missionsstationen aus Mangel an Lebensmitteln verlassen, sodaß die Missionsarbeit schwer gehemmt wird.

Die evangelische Gemeinde in Windhoek wird von dem eigens zu ihrer Pastoringung hinausgesandten Pastor Siebe treu und mit Erfolg verwaltet. „Jeden Sonntag Morgen“, so schreibt er, „um 9 Uhr halte ich Gottesdienst in meinem Garten. Die (weiße) Gemeinde hat Schatten unter einigen Dornbäumen und ich unter einer Banane. Von den Zuhörern sitzen die Soldaten auf Mehlonnen, die Offiziere und Damen auf Stühlen. Die Aufmerksamkeit ließ bisher nichts zu wünschen übrig.“ Über den sittlichen Geist, der in der Garnison herrscht, kann sich Siebe im großen und ganzen zu unserer Freude auch befriedigend aussprechen, ganz besonders über den sittlichen Geist der „Herren an der Spitze.“ — Auch in Kamerun sind an zwei Stellen, in Bethel und Viktoria, regelmäßige Gottesdienste für die Deutschen eingerichtet.

Durch den Matebelenaufstand sind auch die Berliner Missionsstationen in Maschona-land gefährdet. Die dortigen Missionare haben sich auf Aufforderung der Behörden nach Fort Viktoria zurückziehen müssen. Durch das Zusammenströmen der Flüchtlinge sind dort die Lebensmittel knapp geworden, und die Preise dafür haben eine schier unerschwingliche Höhe erreicht.

Berl. M.-B. 327 f.

Von dem zivilisierenden Einfluß der Mission legt ein Bericht des stellvertretenden Bezirkshauptmanns am Njassa ein erfreuliches Zeugnis ab. Derselbe war zu Gerichtsverhandlungen in das Gebiet der Berliner Ronde-Mission gekommen. Er schreibt: „Bei den ganzen Verhandlungen war das segensreiche Wirken der Missionare recht bemerkbar, wie auch das zahlreiche Erscheinen der Häuptlinge, von denen sich verschiedene bisher keinem Stationsbeamten

gestellt hatten, sondern bei solchen Gelegenheiten einfach ausgerückt waren, auf diesen guten Einfluß zurückzuführen ist. Es gelang mir denn auch, die größeren und meisten Sachen auf gütlichem Wege zu erledigen, und fügten sich die Leute fast immer willig meinen Entscheidungen. . . .“ Die Plätze der Missionsstationen hält er für sehr glücklich gewählt, einige könnten geradezu als Sanatorien bezeichnet werden.

Miss.-Fr. 56.

In Nord-Afrika in der Stadt Sfax (Tunis) ist am 5. Mai der englische Missionsarzt Dr. Leach (sprich Litsch) mit seiner Frau und einem sechsjährigen Söhnlein von räuberischen Mohammedanern in seinem Hause ermordet. Der Missionar erhielt 10 Dolchstiche, seine Frau 4, dem Knaben wurde der Hals durchgeschnitten.

In China hat es auch in diesem Jahre nicht an Feindseligkeiten gegen die Mission gefehlt. In der Provinz Schantung im Nordosten des Reiches wurde eine amerikanische Missionsstation überfallen und dabei der chinesische Diener so mißhandelt, daß er wahrscheinlich erblinden wird; der Missionar wurde durchgeprügelt und ins Bein geschossen. Eine andere (englische) Missionsstation ist in der Provinz Fukien zerstört worden.

Calw. Miss.-Bl. 55.

In Japan hat das Kriegsjahr und die damit verbundene nationale Gärung einen Rückgang in der Zahl der Christen zur Folge gehabt. Von 39 240 abendmahlberechtigten Christen ist die Zahl 1895 auf 38 710 zurückgegangen, und 30 Außenstationen haben vorübergehend aufgegeben werden müssen. Trotzdem giebt die statistische Übersicht über die ganze japanische Mission, welche der amerikanische Missionar Loomis in Yokohama in jedem Jahre mit großem Fleiß ausarbeitet, erfreuliche Zahlen. Man bedenke, daß der erste evangelische Missionar Japan erst im Jahre 1859, also vor 37 Jahren betrat. Die Zahl der europäischen Missionare beträgt 231, die der unverheirateten Missionarinnen 225. Die Zahl der organisierten japanischen Christengemeinden beträgt 426, von denen 80 sämtliche Kosten ihrer geistlichen Versorgung tragen.

Auf dem niederländisch-indischen Missionsgebiet ist Borneo noch immer das Schmerzenskind der Rheinischen Mission. Auch im Jahre 1895 sind nur 58 Personen

getauft, wodurch die Zahl der Gemeindeglieder auf 1650 gestiegen ist. Doch haben sich jüngst an 3 verschiedenen Punkten neue Thüren aufgethan, wo man alsbald das Missionswerk in Angriff nehmen will. Auch

konnte endlich in Beto im hochgelegenen Inlande der Insel ein Hilfseminar zur Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger begründet werden.

Rhein. Miss.-Bl. 197.

Neueste Statistik der Weltmission.

Propst Bahl in Dänemark hat soeben eine Gesamt-Statistik für die evangelischen Missionen der Welt im Jahre 1894 veröffentlicht, welcher wir folgende Übersicht entnehmen:

Länder	Einnahmen Mark	Mis- sionare	Mis- sion- Frauen	Unb. Missio- narin.	Eingeb. Pred.	Eingeb. Helfer	Kommuni- kanten	Schüler
1. England	23280920	1917	534	1370	2178	22581	284630	353386
2. Schottland	3877000	277	48	231	40	2776	28634	45432
3. Irland	502280	27	?	16	3	243	908	1481
4. Niederlande	579900	158	?	4	12	686	86161	11823
5. Deutschland	4460200	587	265	149	79	3736	104295	23244
6. Schweiz	1133460	166	114	11	35	755	17427	13771
7. Dänemark	129200	11	8	3	3	42	230	70
8. Frankreich	391600	37	30	6	20	257	11962	8047
9. Norwegen	543900	50	?	20	59	1259	30902	37811
10. Schweden	450120	71	28	44	6	71	520	890
11. Finnland	84460	3	—	4	—	3	208	—
12. Vereinigte- Staaten	16272180	1516	954	1276	1247	10778	271253	156985
13. Engl. Nord- Amerika	1276860	118	74	105	36	211	10165	40
14. Westindien	126060	352	?	11	53	1221	119706	44863
15. Asien	302060	29	4	49	24	476	6695	440
16. Afrika	645020	191	11	41	90	640	44047	54
17. Australien	1128440	223	14	—	140	4061	43079	44007
Summa	55183660	5933	1904	3391	3815	49796	1060822	742344

Druckfehler.

Im Juli-Heft S. 166 Zeile 30 von oben und erste Zeile von unten der zweiten Spalte muß der Name des einen französischen Abgesandten heißen *Langa* (nicht *Lange*).



Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine.

Von Missionar G. Th. Reichelt.

I.

Indien ist von seiner Südspitze an bis zu dem hochragenden Grenzwall des Himalaya mit einem Netz evangelischer Missionen überzogen; fast jede bedeutende Stadt, jede Landschaft, jede Völkerschaft hat ihren Missionar; jedes Missionsgebiet hat seine Eigentümlichkeiten, seine Erfolge und Schmerzen. Eine der eigenartigsten und schwierigsten Missionen Indiens ist die der Brüdergemeine in den wildzerrissenen Hochthälern des Himalaya. Seit 40 Jahren stehen dort die deutschen Brüder im rauen Lande auf felsenhartem Missionsboden als einsame Vorposten an Indiens Völkerthor. Ihr Blick ist nach Tibet gerichtet; aber alle Thore sind bis jetzt fest verschlossen, sie müssen geduldig Wacht halten und im West-Himalaya weiter arbeiten. Zu einem Besuch dieser Brüdermission im Himalaya, landschaftlich einer der großartigsten und religionsgeschichtlich einer der interessantesten aller Missionen, laden wir den Leser ein.

Wir nehmen unsern Ausgangspunkt von Simla, der berühmten Sommerresidenz der indischen Vicekönige. 2180 m hoch auf den Vorbergen des Himalaya gelegen, bietet sie schon einen Blick in die Gebirgswelt, in welche unser Weg führt. (Siehe S. 218.) Tief eingerissen liegt zu unsern Füßen die das ganze Gebirge von NO nach SW durchschneidende Schlucht des Sotledschflusses, und nördlich davon steigt ein Höhenzug über den andern bis zu ewig weißen, 6—7000 m hohen Berghäuptern empor.

Wir folgen dem Sotledschstrome thalaufwärts, um nach der in dem Ländchen Runauer gelegenen Brüderstation Pu zu gelangen. Es ist eine lange, tiefe Schlucht mit manchmal fast senkrecht bis zu 10,000 Fuß aufsteigenden Seitenwänden, ein Bild von überwältigender Großartigkeit und erhabener Schönheit. Eine üppige, durch die häufigen Regen hervorgerufene Vegetation, vor allem die hochwachsenden

prachtvollen Deodar=Cedern schmücken die Thalseiten. Die erste größere Stadt, welche wir treffen, ist das malerisch gelegene Rampur, „die Stadt Ramas.“ (S. 219.) Sie ist der Sitz eines der kleinen Vasallenfürsten unter englischer Oberhoheit. Sein Palast liegt hart am Rande des Abhangs, der jäh zu den Häusern und Tempeln der Unterstadt abstürzt. Über den Sotledsch schwingt sich eine schwanke Rotangbrücke, vielleicht die lustigste und wenigst einladende Art des Brückenbaues! Bis zu dem Orte Tschini in der Mitte des Thales, wo demnächst eine Missionsstation angelegt

durchgängig direkt vom Wasser aus zu sehr bedeutender Höhe, und einzelne Bergspitzen sind über 20 000 Fuß hoch, d. h. mehr als 10 000 Fuß höher als die Thalsohle, und in Folge davon giebt es fast gar keine einigermaßen ebenen Flächen, die sich für den Landbau eignen, und müssen alle Felder auf künstlich aufgemauerten Terrassen angelegt werden.

Dennoch betreiben die meistens sehr armen Einwohner von Pu den Ackerbau mit größtem Eifer und unermüdlichem Fleiß und setzen manchmal die am Tag nicht vollendete Arbeit des Nachts bei



Blick auf die Schneekette des Himalaya von Simla aus.

werden soll, ist der Weg von der englischen Regierung gut in Stand gehalten.¹⁾ Weiter ostwärts nach Pu und der tibetischen Grenze zu geht er in einen unvollkommenen Saumpfad der Eingeborenen über, welcher sich weit vom Fluß entfernt und über hohe, monatelang verschneite Pässe führt.

In dem östlichen Teile des oberen Sotledschthales, in welchem Pu, 1200 Fuß über dem Flußbett, auf steil ansteigendem Bergabhang, auf der Nordseite des Flusses gelegen ist, erheben sich die Thalseiten fast

¹⁾ Das beigegebene Bild S. 221 zeigt uns ein Stück dieses Weges in der Nähe von Tschini und das tiefe Sotledschthal.

Jackelschein fort. Schon Ende Februar, nach dem kaum drei Monate dauernden Winter, beginnen sie die Landarbeit, und da sie so fleißig sind und die Sommerhitze, unter dem 32. Breitengrad, in dem eng eingeschlossenen Thal sehr bedeutend ist, so erzielen sie von vielen Früchten eine doppelte Ernte.

Die Nordseite der durch einen ausgeleiteten Gebirgsbach beständig berieselten Felder bepflanzen sie immer mit Aprikosensämlingen, und die in großer Menge gewonnene Aprikosenernte bildet einen Hauptbestandteil der Nahrung von Menschen und Vieh.

Im Juli werden die Aprikosen abgenommen, auf den flachen Dächern an der heißen Sonne getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Da wird dann jeden Morgen ein mit Aprikosen gefüllter Topf ans Feuer gestellt, und die säuerliche Aprikosensuppe wird mit geröstetem Gerstenmehl gegessen; und das Vieh bekommt auch seinen Aprikosenbrei. Die Steine werden sorgsam gesammelt und aufgeschlagen, aus den Kernen wird ein wohlchmeckendes Öl gepreßt, und selbst die Rückstände der Ölpresse werden noch verwertet, obgleich sie blausäurehaltig sind.

doppelte Ernte und außerdem auch Reis- und Theekultur gestattet. Die bis über 20,000 Fuß aufsteigende Rotangkette scheidet Kulu von Lahul, und sie müssen wir auf dem 13,300 Fuß hohen Rotangpaß überschreiten, um in das rauhe Gebirgsland zu gelangen, dessen zwei Thäler, das Tschandra- und das Bhagathal, 10 bis 11,000 Fuß Seehöhe haben, und welches auf allen Seiten von hohen, gletscherreichen Schneebergen eingeschlossen ist. Durch einen kurzen Abstieg in das nur 3000 Fuß unter dem Rotangpaß gelegene Tschandrathal gelangt, wandern wir an diesem Flusse bis dahin thalab-



Rampur am Sotledsch.

Sie bilden die Hauptwürze der faden Mehlsuppe und sind auch ein Leckerbissen für das Vieh.

Doch wir kehren nach Simla, unserm Ausgangspunkt, zurück, um unsern Weg in direkt nördlicher Richtung nach der Landschaft Lahul und der Missionsstation Kyelang einzuschlagen.

Der Weg dahin von Simla und vom Sotledschthale aus führt am Biasfluß hinauf, durch das fruchtbare, gut angebaute und bewaldete, 4 bis 5000 Fuß hochgelegene Ländchen Kulu, dessen mildes Klima den Anbau aller möglichen Früchte und Nährpflanzen, von vielen auch eine

wärts, wo der von Norden kommende Bhaga in ihn einmündet. An diesem Fluß geht unser Weg in nördlicher Richtung einige Stunden stromaufwärts; dann gelangen wir zu dem am rechten Ufer des Bhaga schön gelegenen Kyelang. Unser Bild S. 223 zeigt uns das stattliche, 1857 errichtete Wohnhaus der Missionare nebst den später entstandenen Nebengebäuden und daran stoßend einen Gemüsegarten und verschiedene landwirtschaftliche Anlagen und Baumgruppen. Das Bild S. 224 zeigt uns den Blick auf die Hochgebirgswelt von dem einige hundert Fuß über den Stationsgebäuden gelegenen Buddhistenkloster.

Die den Hintergrund bildenden hohen Schneeberge steigen vom Südufer des Tschandra-Bhaga empor. Sie sind in grader Linie gar nicht sehr weit entfernt, bilden aber für Lahul schon eine Fernsicht, denn gewöhnlich blickt man ja von den engen Himalayathälern aus nur auf nahe, steil ansteigende, unendlich hohe Berg- und Felswände, und auf die aus den Öffnungen ins Thal hinabreichenden Gletscher.

Der Baumwuchs bei den Ryelanger Stationsgebäuden zeigt uns, daß Lahul nicht wie Ladak und fast das ganze obere Industhal, eine beinahe gänzlich kahle und vegetationslose Gegend ist. Zwar einen Pflanzenwuchs und Walddreichtum wie in Kulu finden wir nördlich von der Rotangkette nicht, denn dazu ist die Lage zu hoch, die Luft zu kalt und der Regenschall infolge der durch die hohen Bergketten aufgehaltenen aus Indien kommenden Regenwolken zu gering. Aber dennoch finden sich an den Bergabhängen des Tschandrathales einige kleine Wälder von Koniferen und hochstämmigen Wacholderbäumen, höher hinauf auch Birken und unten im Thal Weiden.

Lahul, in welchem nach unserm Bilde Ryelang so schön gelegen ist, muß also als ein ziemlich raues Gebirgsland bezeichnet werden, und besonders in den Wintermonaten tritt die Rauheit des Klimas sehr stark hervor. Schon Ende September pflegt der Frost einzusetzen, und im Oktober toben manches Jahr auf dem Rotangpaß schon Schneestürme. Von Januar bis März liegt selbst im Thal, bei hohen Kältegraden, der Schnee manchmal 6 Fuß tief, die Pässe sind dann alle verschneit, und der Verkehr mit der Außenwelt ist wochen- oder monatelang unterbrochen.

Von Ryelang nach Leh, der Hauptstadt von Ladak und der dritten Station der Brüdermission, folgen wir einer Reisebeschreibung der Frau Missionar Redslob, die uns mit großer Anschaulichkeit mitten in die unvergleichliche Großartigkeit der Gebirgswelt des Himalaya hineinführt.

Ende Juli, heißt es in diesem Reisebericht, war endlich das mühselige Geschäft des Packens vollendet, mühselig besonders auch deshalb, weil alles, was nicht den Lasttieren aufgebürdet werden kann, in höchstens 80 Pfund schweren, für die

Gepäckträger bestimmten Kisten verpackt werden muß, und weil so viel Lebensmittel mitgenommen werden müssen, da man auf diesem Wege nach Leh zehn Tage lang keine Ortschaften und fast keine Menschen antrifft.

Mein Mann und ich waren zu Pferde; unsere 7jährige Mathilde wurde in einer kleinen Sänfte (Dandy) getragen und unsere 8 Monate alte Gertrud in einem mit Leinwand-Schutzbach versehenen Tragkorb, den ein zuverlässiger Mann auf dem Rücken hatte. Eine wichtige Persönlichkeit war unser geschickter und ansehnlicher Koch Jonathan, und mir war noch wichtiger die mit ihrem Mann sich uns anschließende Christin Hanna, die nun, da in Ladak auch eine Christengemeine gesammelt werden sollte, in ihre Heimat zurückkehren wollte. Außer den Lasttieren wurden auch noch zwei Schafe mitgetrieben, um unterwegs geschlachtet zu werden, und zwei Ziegen, von deren Milch unsere Kleinen leben sollte. Das immer enger werdende Bhagathal hinaufsteigend, kamen wir auf unserm ersten Tagemarsch bei mehreren kleinen Gebirgsdörfern vorbei und schlugen am späteren Nachmittag bei der Ortschaft Gnemur unser Lager auf. Wir hatten aber stellenweise absteigen und zu Fuß gehen müssen, denn der Weg, ein kunstvoll angelegter, an tiefen Abgründen, auch überhängenden Felswänden hinührender, an manchen Stellen hochaufgemauert Gebirgspfad, war durch Lawinen und Erdrutsche sehr ruiniert, diesen Sommer noch nicht ausgebessert und daher selbst für Fußgänger schwierig und manchmal auch wirklich gefährlich. (In diese Gegend führt uns das Bild S. 226.) Aber die hier und da sich aufthunenden Blicke auf die großartige, uns umgebende Gebirgswelt, mit ihren kühnen Zacken und gewaltigen, oft schön beleuchteten Gletschern und auf den wildschäumenden Bhagafluß tief unten in der Schlucht erquickten uns wieder bei der mühsamen Wanderung und ermutigten zum rüstigen Weiterschreiten.

Von Gnemur an erweiterte sich das Bhagathal wieder, und wir gelangten an unserm zweiten Reisetag auf einem ziemlich ebenen, auch durch ein Wacholderbaumwäldchen führenden Wege bis zu dem nördlichsten und letzten Dorfe von Lahul, Namens Darje, bei welchem ein von NW.



Im oberen Soledsch-Thal.

von dem nach Sanskar führenden Schinku-Paß herkommender, reißender Gebirgsstrom in den Bhaga mündet, den man auf einer guten, aber natürlich geländerlosen Brücke überschreitet. Von Darse an giebt es nun 10 Tagereisen weit kein Dorf und kein Haus mehr, aber dennoch haben alle weiteren Lagerstellen auch ihre Namen, und auf der nächsten, Namens Dosam, die sich auf einer dem Baralatscha-Paß südlich vorgelagerten, hohen Bergterrasse befindet, trafen wir sogar eine Menge Handelsleute an, denn hier auf dieser matten- und wasserreichen Hochfläche wird im August eine Art Markt abgehalten und zwischen den hier zusammengeströmten Tibetern und Lahulern ausgedehnter Tauschhandel getrieben. Die Tibeter kommen mit großen Herden von Schafen an, deren Wolle erst hier geschoren und verhandelt wird, und welche auch noch bis 30 Pfund schwere, mit Salz, Borax und Soda gefüllte Säckchen haben herbeitragen müssen, und die Lahuler tauschen diese Artikel gegen ihr mitgebrachtes Getreide ein. Abends, wenn dann die vielen Lagerfeuer dieser Handelsleute aufflammten, gab es wirklich einen schönen Anblick, und man konnte glauben in der Nähe einer in das Hochgebirge hineingezauberten Stadt zu sein.

Bei Darse hatte schon die allerdings sehr allmähliche Steigung nach dem 5000 Fuß höher gelegenen Baralatscha-Paß angefangen, und unser vierter, sehr kurzer Tagemarsch brachte uns natürlich auch wieder ein gutes Stück höher bis zum Lagerplatz Wangpe dicht unter der Paßhöhe, aber auf einem so bequemen, von der englischen Regierung angelegten und unterhaltenen Bergweg, daß wir hier gut einen kleinen Wagen hätten anwenden können, wenn wir einen gehabt hätten. Bis dicht zum Bergübergang drangen wir nämlich deshalb abends noch vor, um womöglich bei recht frühem Ausbruch die großen, dieses Jahr noch vorhandenen Schneefelder auf der Höhe zu überschreiten, so lange der Schnee noch gefroren wäre. Wir ließen uns daher am fünften Reisetag auch schon früh um 3 Uhr wecken. Aber es vergingen doch über zwei Stunden, ehe sich unsere Reisefarakawane in Bewegung setzen konnte, und der größte Teil der Schneeflächen mußte in schon erweichtem Zustande passiert werden. Das

hätte nun noch nicht viel ausgemacht, wenn wir, wie gewöhnlich, in langer Einzelreihe den Baralatscha-Höhenzug ganz allein überschritten hätten, aber gerade auf diesen unübersehbaren Schneefeldern begegnete uns eine große, aus Yeh kommende, aus einer endlosen Reihe von beladenen Ochsen, Schafen und Ziegen und deren Treibern bestehende Handelskarakawane, deren Tiere häufig im weichgewordenen Schnee einsanken und stecken blieben, wodurch unser ganzer Zug zu sehr mühsamen und zeitraubenden Ausbiegungen im tiefen Schnee genötigt wurde. (Vgl. das Bild S. 225.) Freilich kamen dabei unsere an Schnee und Kälte gewöhnten Leute, wenn sie auch manchmal die Lasttiere abladen und die Ladungen selbst durch den Schnee tragen mußten, immer noch besser weg als die vor Frost zitternden, nachtheinigen Hindutreiber, welche in ihrer wohl für das heiße Indien, aber nicht für verschneite Himalayapässe geeigneten Tracht einen rührenden Anblick gewährten. Ratlos standen sie neben ihren eingesunkenen Tieren, bis sie ihnen endlich dadurch halfen, daß sie von dem auf der Paßhöhe errichteten Schutzhause Steinplatten abtrugen und damit den Schnee pflasterten.

Stellenweise war der Weg auch noch in anderer Weise ziemlich schwierig, besonders in der Nähe eines nur nach der Schneeschmelze mit Wasser gefüllten Sees, an dessen steilen Abhängen unser verschneiter Pfad hinführte, und auf dem letzten sehr weichen Schneefeld sank mein Pferd plötzlich an einer solid aussehenden Stelle so tief ein, daß ich aus dem Sattel geworfen und nur dadurch gerettet wurde, daß ich mit den Kleidern hängen blieb, denn sonst wäre ich auf einen dicht daneben aus dem Schnee hervorragenden Felsblock aufgeschlagen. Ach wie froh waren wir, als endlich das letzte Schneefeld überschritten, die letzte Lawine überklettert war! Und wie dankbar waren wir für das so günstige Wetter! Denn bei starkem Schneefall oder Regen wäre der Übergang lebensgefährlich oder gar nicht ausführbar gewesen.

Bei dem Abstieg auf der Nordseite kamen wir bei einem auch noch fast wasserlosen See vorbei und dann durch ein Trümmerfeld ungeheurer Felsböcke, durch welches der englische Straßenbaumeister

mit bewundernswerter Geschicklichkeit einen bequemen Weg hergestellt hat. Am späteren Nachmittag erreichten wir den gewöhnlichen Lagerplatz Kinkung (Steinbocksthal), der aber gar keinen Graswuchs

Abend einen sehr netten Zeltplatz in einem grünen Thal, das mit einem Labyrinth von runden bis 60 Fuß hohen Hügeln besetzt war, über deren Entstehen wir gern die Ansicht eines Geologen vernommen



Kinkung.

hatte, so daß unsere Leute wegen unserer vielen hungrigen Tiere trotz der vorgerückten Tageszeit und unserer großen Müdigkeit nach den harten Strapazen darauf drangen weiter thalwärts zu gehen. Wir fügten uns gern und erreichten am

hätten. Mit einem besonderen Dankgefühl gegen den Herrn, der uns alle, Menschen und Tiere, bei dem heutigen schweren Marsche vor allem Unfall gnädig bewahrt hatte, begaben wir uns zur Ruhe.

Verglichen mit diesem anstrengenden

und schwierigen Marsche über den Hauptkamm des Himalaya, war die Wanderung des nächsten Tages an dem in tiefer Rinne fließenden Kintlungbache hin, in einem von niedrigen Bergen eingeschlossenen, fast ebenen Thal, ein wahrer Spazierritt. Wir schlugen am Abend dieses unsers 6. Reisetages unser Zelt in der Nähe des Sertschubaches auf und verbrachten auch den 7. August an diesem gute Weide für die Tiere bietenden Platze. Unsere Leute erklärten nämlich vor Überschreitung des 17,000 Fuß hohen, völlig graslosen Ladschuling-Passes für die Tiere einen Ruhe-

von uns gefüttert, ganz anhänglich geworden waren und uns wie treue Hunde nachfolgten. Dafür hatte sie aber wieder das Vergnügen, auf kleinen Entdeckungstreisen die Löcher der zahlreichen Marmeltiere aufzuspüren, deren pfeifender Ruf von allen Ecken und Enden her ertönte.

Am nächsten Tage hatten wir den reißenden Tserapfluß zu überschreiten. Da die Frühjahrsgewässer die Brücke weggerissen hatten, mußten wir zu Pferde den breiten Gebirgsstrom durchreiten, ein nicht ungefährliches Unternehmen. Fast wären unsere wertvollen Milchziegen dabei von



Aussicht oberhalb der Station Knyelang.

und Erquickungstag für durchaus notwendig, und wir waren ganz damit einverstanden, denn auch wir bedurften der Erholung nach der doch recht anstrengenden Überschreitung des Barlatscha-Passes.

So verbrachten wir denn einen sehr angenehmen Ruhetag am Sertschubache, und führten auch allerlei notwendige Arbeiten aus, zu denen während des Reisens keine Zeit übrig blieb. Auch unser Reisekoch Jonathan war eifrig thätig, denn er buk Brot und ergänzte unsern Fleischvorrat, indem er zu großem Leidwesen unserer Mathilde das eine der zwei mitgetriebenen Schafe schlachtete, welche, oft

der Strömung mit fortgerissen und uns entführt worden. Jenseits des Flusses ging es wieder bergan, dem Ladschuling-Passe zu. Diesmal war die Steigung nicht so bedeutend; wir befanden uns schon 13,000 Fuß hoch, hatten also bis zur Paßhöhe von 17,000 Fuß nur 4000 Fuß zu steigen. Auf halber Höhe schlugen wir unser Nachtquartier auf.

Der Morgen des 9. August brachte uns wieder das schönste Reisewetter, wenn auch das starke Morgenrot auf eine mögliche Verschlechterung hinwies. In einem vielgewundenen Hochthal stiegen wir auf meist angenehmen Wegen zur Höhe hinan

und nahmen an einer hübschen Stelle, unmittelbar unter der letzten Steigung, unser zweites Frühstück ein. Mittlerweile hatten sich aber auf dem Paß drohende Wolken angesammelt, und während wir ihn überschritten, entlud sich ein sehr heftiges, von starkem Graupelwetter begleitetes Gewitter. Unaufhörlich zuckten die Blitze neben uns hernieder und riesen ohne Unterbrechung jenes kurz knatternde und prasselnde Donnern hervor, welches man wohl nur im Hochgebirge hört. Der Aufruhr der Natur, den wir in diesen hohen Regionen erlebten, hatte etwas Majestätisches, war

gegen 7 Uhr langten wir am Lagerplatz an, bis alles eingerichtet war und wir die Kinder besorgt hatten, war es finstere Nacht geworden. Entsetzlich müde begaben wir uns zur Ruhe, waren aber so glücklich durch einen ungestörten Schlaf vollständig erquickt und gestärkt zu werden, und die Durchnässung auf dem Paß sowie die durchgemachten Strapazen hatten auch keine nachteiligen Folgen für unsere Gesundheit.

Überrascht und mit staunender Bewunderung betrachteten wir am folgenden Morgen unsern am Abend vorher kaum



Überschreitung eines Passes im Himalaya durch eine tibetische Handelskarawane.

aber auch recht beängstigend für uns, wir mußten auch absteigen und zu Fuß gehen, denn die Pferde scheuten wegen der fortwährenden Blitze, außerdem litten wir und unsere Leute und die Tiere auch ziemlich durch die empfindliche, auf dieser Höhe herrschende Kälte. Nur unsere kleine Gertrud merkte von all dem nichts und hielt während des Gewitters ein friedliches Schläschen in ihrem Reiseforb. Der Himmel klärte sich zwar nach dem Gewitter wieder auf, aber die Luft blieb kalt, und was das schlimmste war, der Abstieg wollte kein Ende nehmen. Erst

recht wahrgenommenen, einzigartigen Lagerplatz. Derselbe war ein etwa 100 Schritt im Geviert haltender, tief in die Felsen eingesenkter Engpaß oder Thalkessel. An einer Seite raufchte der Felschulungsfluß dicht an der senkrechten Felswand, ein einzelner glatter, fast senkrechter Felsen ragte wie ein ungeheurer Riesenfinger bis zu unerhörter Höhe empor. Nur in den Dolomiten Süd-Tirols hatte mein Mann ähnliche Felsbildungen gesehen. Den Ausgang aus diesem merkwürdigen Felsentessel bildet eine nur für einen unbeladenen Fußgänger gangbare, enge Felspalte. Ge-

päckträger und Lasttiere müssen im Fluß herauszukommen suchen.

Wir gingen thalabwärts an dem durch zwei einmündende Gewässer verstärkten Fluße hin, überschritten denselben, weil er wie die andern Flüsse dieses Jahr wenig Wasser hatte, ohne Mühe und klangen sodann eine steile Thalwand empor, an

im Sommer von 4—500 Nomadenhirten, Tschampas genannt, mit ihren Schaf-, Ziegen- und Yakherden bewohnt wird, die sich im Winter in die niedrigeren, etwa 13,000 Fuß hohen Gegenden am oberen Indus zurückziehen.

Das Kupschugebiet ist zwar keine ganz ebene und berglose Fläche, sondern besteht mehr aus sehr breiten, flachen Thälern

zwischen unregelmäßig gruppierten, niedrigen und kahlen Bergen, aber im Vergleich mit dem eigentlichen Himalayagebiet wird es gewiß mit Recht als Hochebene bezeichnet. Der Himalaya-Bewohner empfindet auch sehr stark den Unterschied zwischen den fast unbegrenzten Kupschu-Ebenen und seiner durchaus gebirgigen Heimat und freut sich des freien Ausblicks, den er auf jenen genießen kann, sowie des prächtigen Farbenspiels, welches bei heiterem Wetter und tiefblauem Himmel besonders morgens und abends diese sonst reizlosen Steppen und Bergseiten zu verschönern pflegt.

Eine tagelange Wanderung freilich durch diese menschenleere und vegetationslose Einöde hat etwas Einförmiges, und man ist froh, daß wenigstens die Tierwelt hier nicht ausgestorben, sondern durch verschiedene

muntere Vierfüßler und bei den Seen auch durch große Schwärme von Wasservögeln vertreten ist. Vor allem wimmelt es von Murmeltieren, die man immerfort pfeifen hört und häufig in die Löcher schlüpfen sieht. Man könnte Kupschu wirklich das Paradies der Murmeltiere nennen, denn sie können sich hier ganz ungestört ihres Lebens freuen.



Ein Pfad im Himalaya.

deren oberem Rand wir einen überraschenden Anblick hatten, überraschend nämlich für die, welche an die engen Thäler von Lahul, Runauer und Spiti gewöhnt sind und jahrelang keine weite Aussicht, keine freie Umschau genossen haben. Hier standen wir nämlich plötzlich am Südrande der 15 bis 16,000 Fuß hohen Kupschu-Hochebene, welche sich östlich bis Tibet hin ausdehnt und

Für den Reisenden aber sind die unzähligen Löcher dieser Tiere sehr fatal, denn die Pferde treten oft hinein und können dadurch zu einem Fall oder auch Beinbruch kommen, und man möchte deshalb immer die Zügel straff halten. Den Reichtum des Landes bilden die Herden der Yaks, der Schafe und Ziegen, welche in diesen Höhen unter dem groben äußern Wollmantel noch ein außerordentlich zartes und feines Wollkleid, die sogenannte Kaschmirwolle, tragen. Aus dieser werden die kostbaren Kaschmirgewebe hergestellt. Die Tiere müssen zur Zeit der Schur auf ihrem Rücken die Handelsprodukte Tibets, Felle, Borax, Salz u. dgl. in die indische Ebene herniedertragen und kehren von dort vor Einbruch des Winters kahlgeschoren, aber mit den Schätzen indischer Industrie beladen in ihre Berge zurück. (Vgl. das Bild S. 225.)

Am 13. August überstiegen wir den dritten und höchsten Paß, den Taglang-Paß in 18,000 Fuß Höhe. Dieser Paß war aber der leichteste und angenehmste von allen, die wir zwischen Kjelang und Leh zu überschreiten hatten. Der Aufstieg war zwar steil, aber nicht lang, das Wetter war sehr günstig, und auf der Höhe, auf der wir nur wenig Schnee vorfanden, hatten wir einen schönen Rückblick auf die ganze Kupschu-Ebene und eine herrliche Aussicht in das weite Jndusthal und auf das nördlich davon hoch aufsteigende Ladaker Gebirge und die Karakorumkette.

Dankerfüllten Herzens stiegen wir auf der Nordseite in das Ladaker Gebiet hinunter, denn der Herr hatte uns auf unserer bisherigen Reise gar gnädig bewahrt, und auf der noch bevorstehenden Weiterreise hatten wir keine Hauptschwierigkeiten mehr zu erwarten. Gar bald sollten wir aber

erfahren, daß wir auch auf bequemem Wege des göttlichen Schutzes bedürfen. Wir waren nämlich auf dem Abstieg nach Gya eben an den Yaks vorbeigeritten, welche unsere Sachen trugen, als einer derselben, dem man auch noch zwei leere Blecheimer aufgehängt hatte, dadurch scheu wurde, daß die Gimer herunterrutschten, auf der Erde



Ein Thal im Himalaya.

schleiften und einen bedeutenden Lärm verursachten. Das Tier fing nun an zu laufen, und je schneller es rannte, um so größer wurde auch der Spektakel und um so rasender wiederum der Galopp. Im Nu waren auch die anderen Yaks angestekt und rannten dem durchgegangenen nach, und die Pferde wurden auch schon un-

ruhig. Eben wollte ich absteigen und hatte nur noch einen Fuß im Steigbügel, als mein Pferd in tausendem Galopp den Yakochsen nachstürmte und alle anderen Pferde hinterdrein jagten. Ich war in einer verzweifeltsten Lage, denn ich hing auf der Seite des Pferdes und hielt mich mit aller Kraft am Sattel und Satteltgurt fest, wenn dieser nachgab, oder wenn meine Kräfte ermatteten, was bald geschehen mußte, so wäre es mir schlimm gegangen. Da, im rechten Augenblick stürzte sich ein Mann meinem Pferde entgegen und brachte es zum Stehen. Auch die anderen Tiere beruhigten sich allmählich, und die unsinnige Jagd hatte ein Ende. Gottlob war auch niemand zu Schaden gekommen, aber mir lag der Schrecken den ganzen Tag in den Gliedern, und der lange Marsch bis Gya wurde mir recht schwer. Müde und abgespannt zogen wir spät abends im Bungalow (Logierhaus) von Gya ein und beschloßen hier einen Ruhetag zu halten, um uns etwas von den Reifestrapazen zu erholen.

Erst am 15. August traten wir also die Weiterreise an, auf der wir an diesem Tag bis Ubschi am Indus kommen wollten. Von Gya thalabwärts nach dem Indus zu weiter wandernd gelangten wir bald in eine wild romantische Schlucht, durch welche ein ansehnlicher Bergstrom über große Felsblöcke dahinstürzte. Im Sommer ist derselbe stark angeschwollen, und wenn die vier Brücken, die über ihn führen, zerstört sind, so muß man auf einem sehr weiten Umweg den Indus zu erreichen suchen. Wir trafen zwar auch keine Brücke an, aber der Fluß war nicht sehr wasserreich, und so konnten wir es wagen den Weg durch die Schlucht einzuschlagen und das öftere Durchreiten des Flusses zu versuchen. Dasselbe ging auch ziemlich gut von statten, da das Gewässer, wenn auch sehr reißend, doch nicht tief war.

Nur an einer Stelle war der Übergang gefährlich und konnte nur mit Mühe bewerkstelligt werden, manchmal war auch der Pfad zwischen Fluß und Felswand so schmal, daß man ihn mit der größten Vorsicht benutzen und sich vor dem Hinabgleiten in den tosenden Strom hüten mußte. Auch meine kleine Gertrud machte mich unruhig und aufgeregt, denn statt zu schlafen, erhob sie immer ihr Köpfchen über

den Rand des Tragkorbes und schien an dem Plätschern und Schäumen des Wassers Freude zu haben, so daß ich sie mit in die Dandy von Mathilde stecken mußte. Ohne Unfall kamen wir schließlich in das Industhal hinunter, dessen Hitze uns, nach der kühlen, 4000 Fuß höheren Rupschu-Hochebene wahrhaft tropisch vorkam. In dem schön am Indus im Schatten von Weiden- und sogar Aprikosenbäumen gelegenen Ubschi fanden wir erwünschte Nachtruhe.

Die Indusebene gewährt nicht gerade einen erfreulichen Anblick. Allerdings breitet sich statt der engen, keine weite Umschau gestattenden Thäler Lahuls das breite Thal des Indus hunderte von Kilometern aus und bietet viele uneingeschränkte Fernsichten. Aber es sind nur Aussichten auf gänzlich kahle und baumlose Flächen und Höhen, deren Starrheit nur durch die den Hintergrund bildenden, hellglänzenden Schneeberge etwas gemildert wird. Fast alle Vertiefungen des Thales sind mit Sand ausgefüllt, und man muß zuweilen große Strecken durch Sand waten. Wären nicht alle bewässerungsfähigen Stellen im ganzen Thal so gut angebaut und mit einem grünen Teppich überzogen, so könnte man sich oft in eine Wüste versetzt glauben.

Wir näherten uns Leh, dem Ziele unserer Reise. Noch ging es einen kleinen Engpaß hinauf, an zwei langen „Gebetsmauern“ vorüber. Nun lag Leh mit dem die Stadt überragenden, siebenstöckigen Königsschloß vor uns. Leh und dieses häßliche, 200 Fuß lange Gebäude war früher die Residenz eigener Könige von Ladak. Aber vor 50 Jahren verloren diese Land und Würde an den Maharadscha von Kaschmir. Jedoch hat die Stadt Leh ihre Bedeutung als wichtiges Handelscentrum behalten. Handelskarawanen aus allen Teilen Innerasiens, aus Indien, Kaschmir und Tibet kommen hier zusammen und tauschen ihre Waren aus. Der über 1000 Fuß lange und 170 Fuß breite Bazar ist oft gedrängt voll von einem Gewühl von Hindus, Persern, Chinesen, Tibetern und Yarkandern, die durch einander lärmen und feilschen.

Wir ritten durch ein großes Thor in die Stadt ein. Unsere Karamane erregte große Aufmerksamkeit, und die Leher Gassenjugend gab uns das Geleit bis zu

dem Logierhaus, wo uns die englischen Beamten einen freundlichen Empfang bereitet hatten. —

Den in der bisherigen Darstellung be-

großartigen Schlucht von Gagangir im Sindhthal, den auf unserm Bilde dargestellten Sodschi-Paß zu überschreiten, der zwar, nur 11300 Fuß hoch, der niedrigste aller



Der Sodschi-Paß.

schriebenen Weg nach Leh müssen alle von Lahul Kommenden einschlagen. Die von Europa kommenden Missionare reisen neuerdings über Kaschmir nach Ladak und haben da nach dem schönen Kaschmirthal und der

Himalayapässe, aber von Westen her ziemlich schwierig zu ersteigen ist. Der weitere, über zwei nur 13000 Fuß hohe Pässe führende Weg ins obere Industhal und bis Leh bietet dann keine erheblichen Schwierigkeiten mehr.

Ein Frauenleben aus der Londoner Mission in China.

Nach dem Englischen von J. Macgowan.

Die Gegend von Amoy in Südchina, wo unsere Geschichte spielt, ist eine der malerischsten Landschaften der Erde. Eine Bergkette erhebt sich über die andere; mächtige Felsspitzen schießen jäh in die Höhe, als wollten sie die Wolken erreichen; in den Thälern sammeln sich die Schatten, als wollten sie sich vor dem Lichtmeer verstecken, welches die leuchtende Sonne über die Gipfel der Bergriesen herabfluten läßt. Es scheint fast, als ob Gott dies alles geschaffen hätte, um die Menschen zu einer



Frau Ma.

liebervollen Versenkung in die Herrlichkeit der Natur anzuleiten und sie für die Mühen und Plagen des alltäglichen Lebens durch die schönen, wechselvollen Bilder zu entschädigen, welche ohne Aufhören an ihrem Auge vorüberziehen.

In dieser herrlichen Gegend wurde Ma als ein Kind armer chinesischer Eltern geboren. Bis zu ihrem vierzehnten Jahre verlief ihr Leben in den gewohnten Bahnen chinesischer Kindheit. Ihr Vater war Bau-

berer, konnte aber trotz seiner angeblichen Kenntniss der Geheimnisse der Natur kaum das tägliche Brot für sich und die Seinen verdienen. Er rühmte sich zwar, die Mittel zu kennen, durch welche die guten und bösen Einflüsse der Luft beherrscht werden; er verstand es, einen günstigen Begräbnisplatz ausfindig zu machen, welcher den Hinterbliebenen Glück bringen, ihre Häuser mit Kinderstimmen füllen und ihnen Ehre und Reichtum in Menge zuwenden müßte; er konnte den Leuten angeben, wo sie ihre Häuser bauen sollten, um vor den Belästigungen der umherstreifenden Geister der Toten sicher zu sein; er konnte Verlobten das Horoskop stellen und ihnen Glück, Söhne und Ehren verheißen und etwaige drohende, widrige Schicksale abwenden. Das Unglück war nur, daß er keine Macht hatte, etwas von dem Reichtum und dem Glück, das er andern in Aussicht stellte, sich selbst oder seiner Familie zuzuwenden.

Als Ma vierzehn Jahre alt war, zwang sie die Not, in das Haus ihres Verlobten zu ziehen, um von dessen Angehörigen mit versorgt zu werden. Von da an begannen die Sorgen ihres Lebens. Ihre Stellung im Hause ihrer Schwiegereltern war so hart wie möglich. Sie war das Aschenbrödel der Familie; vom Morgengrauen bis in die dunkle Nacht wurden ihr die schwersten Arbeiten des Haushaltes zugewiesen. Mit 18 Jahren wurde sie richtig verheiratet, das trug aber keineswegs dazu bei, ihr eine angenehmere Stellung zu verschaffen, sondern ihre Leiden steigerten sich nun erst recht. Ihr Gatte war ein unwürdiger, lieberlicher Mensch. Er war zu faul zum Arbeiten und verbrachte seine Zeit mit leichtsinnigen, lasterhaften Gefellen. Als sein Vermögen verspielt war, legte er sich aufs Stehlen und galt bald zur Schande seiner Familie als gemeiner Dieb. Man könnte denken, daß wenigstens die Verwandten des Mannes die unglückliche junge Frau bemitleidet hätten, aber im Gegenteil! Sie wurde als die Ursache der Übelthaten ihres Mannes angesehen. Es schwebte, so behauptete man, irgend ein Verhängnis über

ihr, wodurch ihr Mann in einen schlechten Menschen verwandelt wurde. Das Heidentum hat für eine Frau wenig Barmherzigkeit; sie wurde so schnell als möglich von ihrem Manne geschieden und an einen anderen verkauft.

gebung ihrer Seele. Sie brauchte all diese neugefundene Liebe, um in dem schweren Kampfe nicht zu verzagen, den sie von nun an um ihr Leben zu führen hatte. Das Haus, in welches sie kam, war sehr arm, und als ihre Familie zunahm, war sie oft



Chinesische Dschunke.

Der neue Gatte liebte sie mit wahrer und treuer Zuneigung. Darüber empfand ihr warmes, liebevolles Herz unaussprechliches Glück, und sie lohnte ihm wiederum seine Liebe mit der ganzen Hin-

in der bittersten Bedrängnis, um für ihre Kinder das tägliche Brot zu beschaffen. Ihr Mann war Schiffszimmermann und fast immer fern von Hause. Die Dschunke, auf der er arbeitete, pflegte im Frühjahr,

wenn der Südwest-Monsun wehte, nach Norden zu fahren und erst gegen Ende des Jahres zurückzukehren, wenn die starken Nordost-Stürme die Straße von Formosa herabzufegen begannen. Diese großen, schwerfälligen Schiffe, deren Bug fast ebenso breit ist als das Hinterteil, können gegen den Wind nur langsam vorwärts kommen und müssen auf den Wechsel der Monsune warten, um für Hin- und Rückreise günstigen Wind zu haben. Da nun diese Monsune immer fast sechs Monate gleichmäßig hintereinander wehen, nimmt eine solche Reise fast ein ganzes Jahr in Anspruch; so war Mas Mann fast beständig abwesend. Seine Löhnung war außerdem so gering, daß er nur wenig zum Unterhalt seiner Familie zu Hause lassen konnte, wenn er fort war. Frau Ma jedoch hatte ein mutiges Herz, und die Liebe zu ihrem Manne machte, daß sie ohne Murren die harten Beschwerden trug, welche sie im Kampf mit Hunger und Entbehrung zu erdulden hatte. Als ihre Söhne heranwuchsen, wurde ihr Leben leichter. Die Kinder sammelten für ihre Küche an der Küste eßbare Seekräuter und lösten in der Ebbe die kleinen Auster von den Felsen ab, um sie für einige Käsch (Pfennige) auf dem Markte zu verkaufen.

Frau Ma war immer eine sehr fromme Frau gewesen, und ihr Glaube an die Götzen war schrankenlos. In der Zeit, als sie Tag um Tag sorgte und fragte: was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? waren die Götzen ihr einziger Trost gewesen; denn kein Mensch hatte sich ihrer hilfreich angenommen.

Es ist seltsam, daß ihr Glaube so lange nie ins Wanken kam. Die Sonnenstrahlen, die gelegentlich in ihr Haus fielen, schrieb sie der besonderen Fürsorge der Götter zu. Die Leiden galten ihr als Beschlüsse des Himmels und darum unvermeidlich. Ihr Denken ging nie so weit, daß sie ihre Leiden der Ohnmacht ihrer Götter zugeschrieben hätte. Der heidnische Chinese denkt nie auch nur im Traum daran, bei seinen Götzen einen Mangel an Macht vorauszusetzen, wenn seine Gebete unerhört bleiben, und wenn an Stelle des versprochenen Glückes nur Entbehrungen einkehren. Das Gute im Leben, glauben sie, kommt von den Göttern, aber das Böse und die

Schicksalsschläge sind entweder Beschlüsse des Himmels, oder sie gehören zu dem unabweislichen unglücklichen Geschick eines Menschen.

Schließlich kam der Wendepunkt in der Geschichte der Frau Ma, welcher ihrem ganzen Leben für immer eine neue Richtung gab. Eines Tages wurde sie aufgefordert, einen christlichen Gottesdienst zu besuchen. Sie willigte mehr aus Gefälligkeit gegen den Einladenden ein, als daß sie sich von der Wichtigkeit dieses Schrittes Rechenschaft gegeben hätte. Waren doch damals in China die Ansichten über die Predigt des Evangeliums noch sehr unklar. Die Chinesen meinten, Christ werden heiße, alle lieb gewordenen alten Gewohnheiten aufgeben, die Vorfahren verachten und alles preisgeben, was den Vätern seit unvordenklichen Zeiten wert und teuer gegolten hatte, und dafür die Sitten und Anschauungen der verachteten, rothaarigen Fremdlinge annehmen. Das galt in den Augen der konservativen Chinesen als schnöder Undank und Verrat am Vaterlande, den nur verworfene und verächtliche Menschen zu begehen imstande seien. So war Frau Ma an dem Tage zweifellos von einer unsichtbaren Hand geführt, als sie zum erstenmal eine christliche Kirche betrat. Die ersten Eindrücke von dem, was sie hörte, waren günstig, obgleich sie nicht viel davon begriff. Einen Gedanken aber nahm sie aus der Kirche mit hinweg, welchen sie mit unennbarem Entzücken umfaßte, und der in ihr wohl das Saatkorn neuer Gedanken und Eindrücke geworden ist und schließlich zu ihrer gründlichen Bekehrung geführt hat. Es war ein Gesangbuchvers des Inhalts, daß der Gott des Himmels allein Häuser, Kleidung und alle Notdurft und Nahrung des Lebens gebe. Das faßte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Das war ihr eine Musik, welche in ihrem Herzen ihr ganzes Leben lang nicht wieder verklang, nachdem sie einmal angeschlagen war. Noch zwanzig Jahre danach, als sie dem Missionar ihre Lebensgeschichte erzählte, leuchteten ihre Augen und ihr Angesicht glänzte vor Freude, als sie sagte: „Dies waren die ersten Worte, welche mich zu Gott führten.“ Das war eine Lehre, die sie gründlich verstand. Das war der erste Schritt für Frau Ma zum Glauben; der zweite sollte schneller und trauriger kommen, als Frau Ma geahnt hatte.

Kurze Zeit danach mußte sich ihr Mann zu seiner Reise nach dem Norden rüsten. Aus einem unerklärlichen Grunde widerstrebte es ihm diesmal, seine Familie zu verlassen. Er hatte bange Ahnungen, aber er fürchtete, wenn er seine Stellung aufgäbe, werde seine Familie in noch größere Not geraten. Er beschloß, sich bei den Götzen Rat zu holen, was er thun solle. Er brachte in dem berühmten Tigerrachen-Tempel seiner Vaterstadt ein Opfer dar und verbrannte Weihrauch; dann legte er dem Götzen die Frage vor, ob er mit seiner

Notgroschen zu einem zweiten, größeren Opfer in demselben Tempel zu verwenden, um sich auch ja der mächtigen Gunst des Gottes zu versichern. Der Bescheid des Gottes lautete auch diesmal zweifellos klar, sie brauche sich um ihren Mann keine Sorge zu machen, die Dschunke werde zur rechten Zeit mit klingenden Gongs und fliegenden Wimpeln an ihrem alten-Platze vor Anker gehen.

Ihr Mann war fort; im günstigsten Falle mußten sieben bis acht Monate vergehen, ehe sie Nachricht von ihm erhalten



Tigerrachen-Tempel in Amoy.

Dschunke auch diesmal glücklich zurückkehren, oder ob ihm ein Unglück zustößen werde. Die Antwort lautete klar und deutlich, die Reise werde ohne jeden Unfall von statten gehen, und das Schiff und die Mannschaft würden unverfehrt nach Amoy zurückkehren.

So war kein Grund mehr zum Bleiben; mit schwerem Herzen nahm er Abschied von seinem Weibe und seinen Kindern. Vom Schiff sandte er noch seine letzten Dollar an seine Frau, und diese hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese sauer ersparten

konnte. Telegraphen gab es damals in China noch nicht, und hätte es selbst solche gegeben, sie hätte keinen Gebrauch davon machen können, denn sie war zu arm, um die Gebühren zu bezahlen. Wie langsam schlichen ihr die Wochen dahin; jeder Sturm machte ihr Herz erbeben, bei jedem Teifun zitterte sie.

Da verbreitete sich das Gerücht, die Dschunke, auf der sich ihr Mann befand, habe Schiffbruch gelitten und sei mit Mann und Maus untergegangen. Man flüsterte es sich erst heimlich ins Ohr, niemand wußte,

woher das Gerücht gekommen war, aber es trat mit immer größerer Bestimmtheit auf. Frau Ma wandte sich in ihrer Herzensangst zum dritten Mal an den hölzernen Götzen, fiel vor ihm nieder und beschwor ihn um Antwort, ob ihr Mann noch unter den Lebenden sei. Auch diesmal kam die tröstliche Antwort, ihr Mann sei frisch und gesund und werde bald zurückkehren.

Aber das Gerücht behauptete sich dennoch, ja man nannte sogar den Namen der Felsen im Gelben Meer, an denen die Dschunke gescheitert sei. Frau Ma lief zu andern Tempeln und Götzen, aber merkwürdigerweise überall erhielt sie dieselbe Antwort, ihr Mann lebe.

Fast ein Jahr später kehrte ein Mann von der Besatzung der Dschunke nach Amon zurück und bestätigte alle ihm vorausgeeilten, schrecklichen Gerüchte in vollem Umfange. Das Schiff war gescheitert, die Mannschaft ertrunken, nur er war wie durch ein Wunder gerettet. Frau Ma war untröstlich, jetzt konnte sie an der furchtbaren Wahrheit nicht mehr zweifeln. Aber das Schlimmste war, daß die Götzen sie betrogen hatten. Sie hatten ihren Mann verführt, wider seinen Willen auf die Reise zu gehen, sie hatten ihr immer und immer wieder vorgelogen, daß er noch am Leben sei, als er schon längst auf dem Grunde des Meeres sein kühles Grab gefunden hatte. Entweder die Götzen hatten mit ihr ein schnödes Spiel getrieben, oder sie waren selbst machtlos und unwissend. Frau Ma würde nicht gewagt haben, solche frevlen Gedanken in sich aufkommen zu lassen, wenn sie nicht schon etwas vom Christentum gehört hätte. Aber so war ihr Glaube an die Götzen jetzt im Grund ihres Herzens erschüttert, sie wandte sich mit Unwillen von ihnen ab, sie wollte nichts mehr von ihnen wissen.

Sie that die Götzen aus ihrem Hause und wurde Christin. Seit nunmehr dreißig Jahren besleißigt sie sich in der Gemeinde eines tadellosen Lebenswandels. Ihr Name hat in der Gemeinde einen guten Klang, und wenn es einen Dienst zu thun gilt, welcher weibliches Zartgefühl forderte, so ist stets Frau Ma zur Stelle.

Aber nicht nur in der Gemeinde steht ihr Name hoch, auch unter den Heiden hat er einen guten Klang. Wegen ihrer Kenntniß der Kinderkrankheiten werden

ihre Dienste auch von den Heiden stark in Anspruch genommen. Sie wird in die Häuser der Reichen wie der Armen gerufen. Ihre freundliche Art gewinnt die Herzen aller, mit denen sie zu thun hat, und macht sie auch geneigt, dem Evangelium von Christo zuzuhören, zu dessen Verkündigung sie nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt. Manche Chinesin ist durch ihre Worte angeregt worden, zumal sie denselben durch ihren guten Wandel Nachdruck verleiht; manche sind, getröstet durch ihren Glauben, durch das dunkle Thor des Todes gegangen. In Jesu Christo hat sie selbst ihres Herzens wahre Sehnsucht gefunden und kein Zweifel, keine Untreue gegen ihn fand je in ihr Herz Eingang.

Eines Tages fragte sie der Missionar: „Welches ist dir die kostbarste Wahrheit in der ganzen heiligen Schrift?“ — „Daß Christus für mich am Kreuz gestorben ist,“ versetzte sie ohne Zögern, und ihre Augen leuchteten vor Seligkeit, als sie ihm dabei ins Gesicht schaute. Es war zu spüren, das war ihr nicht ein toter Lehrsatz, den sie aussprach, sondern das war eine Wahrheit, welche ihr Leben umgewandelt und verklärt hatte. „Aber wie kann dir diese Lehre so kostbar sein?“ fragte er weiter. — „Weil ich eine so große Sünderin gewesen bin,“ antwortete sie sogleich, und sie schaute ganz nüchtern und verständig drein, als sie fortfuhr: „Denke an alle meine Leiden, die ich von meinem vierzehnten Jahre an habe erdulden müssen. Würden sich so viele Trübsale in meinem Leben zusammengehäuft haben, wenn ich nicht eine so große Sünderin gewesen wäre? Meine Sünden waren groß, und wer außer Jesus hätte sie wegnehmen können? Er hat mich glücklich gemacht, und darum denke ich so oft an sein Kreuz.“

Ihr Lebensabend hat sich freundlich gestaltet. Ihre Kinder sind herangewachsen und bemühen sich nach Kräften, ihrer Mutter Freude zu machen und ihr zu helfen. Ihr ältester Sohn ist auch Christ und ist eine Säule der kleinen Gemeinde. Der Missionar giebt Frau Ma und ihrer Familie das Zeugnis, sie übe den besten Einfluß auf die Gemeinde aus. Frau Ma ist alt und hochbetagt; von den Bergen, in deren Schatten ihr Leben hienieden dahingegangen ist, hebt sie ihre Augen auf zu den Bergen der ewigen Gottesstadt.

Die Tembukirche des Kaffernhäuptlings Dalindebo.¹⁾

Von Missionsdirektor a. D. G. Burckhardt.

Im östlichen Süd-Afrika bildet der große Keifluß, der zwischen dem 32. und 33. Grad südlicher Breite sich in den indischen Ozean ergießt, die Grenze der eigentlichen britischen Kolonie, die unter dem Namen Kapland zusammengefaßt wird. Südlich und westlich von dem genannten Fluß steht alles unter ausschließlich englischer Verwaltung. Die Eingeborenen sind vollkommene Staatsbürger, und von irgend welchen Sonderrechten derselben, von Häuptlingschaft und dergleichen ist gar nicht mehr die Rede. Geringegen nördlich und nordöstlich vom Keifluß, in dem Gebiet, das sich von da bis Natal erstreckt, und das die Engländer Kaffraria nennen, ist die Stammesverfassung der Eingeborenen noch in Kraft. Jeder Stamm steht unter seinem Oberhäuptling, der wieder eine große Menge Unterhäuptlinge unter sich hat. Freilich hat auch hier England längst seine Hand darauf gelegt und das ganze Land, mit Ausnahme des Pondolandes, des Küstestrichs zwischen dem 31. und 32. Grad südlicher Breite, in Bezirke geteilt, deren jeder unter Verwaltung eines sogenannten Magistrats, eines britischen Beamten, steht. Indes trotz dieser über dem Ganzen schwebenden britischen Verwaltung, die von den Häuptlingen anerkannt wird, haben diese letzteren doch immer noch eine bedeutende Selbstständigkeit. Und gerade diese selbständige Stellung ist für die Missionsarbeit im dortigen Lande von großer Bedeutung; denn wie der große Hlubi-häuptling Zibi als treuer und aufrichtiger Christ der Mission unschätzbare Dienste leistet, so ist Dalindebo, der Tembu-

häuptling, bis jetzt noch ein schweres Hindernis der Missionsarbeit.

Der zunächst an den Keifluß grenzende Kafferstamm sind die Tembu oder Tambukli, wie man sie früher nannte. In ihm ist das eigentümliche kaffrische Leben und die kaffrischen Sitten noch in ungeschmälelter Geltung. Der Wille des Oberhäuptlings herrscht im ganzen Stamm, und ohne die Zustimmung dieses mächtigen Herrn darf ein Unterhäuptling nichts von Bedeutung vornehmen. Dabei ist der Umgang mit dem Oberhäuptling durch ein strenges Ceremoniell geregelt. Mit feierlicher Würde tritt er überall auf, umgeben von seinem Gefolge. Und niemals darf er allein mit fremden Personen, namentlich nicht mit Leuten außerhalb seines Stammes verkehren. Immer muß ihn mindestens einer aus seinem Gefolge begleiten. Nach kaffrischer Anschauung hängt der Häuptling aufs engste mit seinem Stamm zusammen. Dieser Zusammenhang darf nie gelöst werden. Er muß immer und überall in die Erscheinung treten.

Bis zum Jahre 1885 herrschte Gangelizwe als Oberhäuptling über den Tembustamm. Er war dem Christentum nicht abgeneigt und im Grunde ein gutmütiger Mann, zu dessen Gemütsart nur die herkulische Gestalt nicht recht passen wollte. Aber leider war er dem Trunk ergeben und starb schließlich an den Folgen der Trunksucht. Als nun sein Sohn Dalindebo die Herrschaft antrat, machte die englische Staatskirche, die ja eigentlich nicht missioniert, sondern nur jeglichen englischen Besitz als ihr Gebiet in Anspruch nimmt, in ihren dortigen Vertretern einen kühnen Versuch. Sie taufte den Häuptling und wollte damit ihn und sein Volk gewinnen. Die Beschneidung, eine bei den Kaffern durchaus heidnische, der Idee wie der Ausübung nach dem Christentum widersprechende Sitte, ließ sie an ihm vollziehen, wie sie ihm später auch seine fünf Frauen beließ. Ein Volkskirchentum auf natürlicher Grundlage, das war der leitende Gedanke. Aber Dalindebo ließ sich dadurch nicht fangen. Er war und blieb im Grunde Heide. Aber

¹⁾ Die nachfolgende lehrreiche Geschichte steht in Südafrika keineswegs einzig da; schon eine ganze Reihe von Häuptlingen haben den Versuch gemacht, in ähnlicher Weise Sondertkirchen zu begründen. Vielleicht das bekannteste Beispiel dieser Art ist die sog. „Bapedi-Sezession“ im Bereich der Berliner Mission in Transvaal. Diese Sonderbestrebungen zeigen zugleich die Macht des Christentums, dem sich selbst widerstrebende Häuptlinge nicht entziehen können, und die Widerstandsfähigkeit des Heidentums, das auch das Christentum — freilich vergeblich — versucht sich dienstbar zu machen. D. H.

ein schlauer Mensch ist dieser Dalindyebo und darin ein echter Raffer. War die englische Staatskirche mit ihm kühn vorgegangen, so war er noch kühner. Er sah, wie das Christentum durchaus nicht eine einheitliche Kirche darstelle, sondern in viele verschiedene Kirchen zerfalle. Wohlan, sagte er, die Königin von England hat in ihrem großen Staat eine Staatskirche; ich bin König des Tembustammes und will auch eine eigene Staatskirche, die Tembukirche, haben. Ein Mann aus dem Tembustamm, Nehemia Tyle, von den Wesleyanern getauft und von ihnen als eingeborener Missionar angestellt, dann aber als untauglich wieder entlassen, kam dem Tembuhäuptling darin zur Hülfe. Er erklärte sich bereit, als oberster Bischof an die Spitze der Tembukirche zu treten. Nun hatte Dalindyebo seinen Mann gefunden, und die geplante Sache nahm festere Gestalt an. Nehemia weihte andere seines Stammes zu Geistlichen der Tembukirche und taufte alle, die sich in diese Kirche aufnehmen lassen wollten. Freilich war seine Taufe ganz ähnlich der der Katholiken. Christliche Unterweisung, vollends Buße und Umkehr war dazu nicht nötig. Von Zeit zu Zeit erklärte er eines Sonntags: Heut ist Taufe! Wer glaubt, kann getauft werden! Und welche nun sagten, daß sie an Gott glaubten, die wurden ohne weiteres getauft. Ein solcher kam später einmal zum Missionar der Brüdergemeinde und bekannte, daß er in seinem Gewissen sehr unruhig sei, denn er habe da etwas über sich ergehen lassen, wovon er gar nicht wisse, was es bedeute. Und wie nun Nehemia mit der Taufe nicht ängstlich war, so auch durchaus nicht mit christlichem Wandel und christlicher Sitte. In der Tembukirche konnte jeder thun und lassen, was er wollte. Aber der Häuptling hatte sein Ziel erreicht, es bestand eine Tembukirche.

Dalindyebo dachte sich die Sache weiter so. Wie in England neben der Staatskirche noch andere Kirchengemeinschaften bestehen, so auch im Tembustamm. Sein Vater Gangelizwe hatte der Brüdergemeinde und der schottischen Freikirche feierlich das Recht eingeräumt, in seinem Stamm Mission zu treiben. Dieses Recht achtete er und ließ die beiden genannten Missionsgesellschaften frei gewähren. Wer aus seinem Volk diesen sich anschließen wollte,

durfte es ungehindert thun. Auch die später eingedrungenen Wesleyaner duldete er. Aber alle anderen sah er als Eigentum der Tembukirche an, gleichsam von Natur für diese bestimmt. Und wer sich nun von einem der Tembugeistlichen taufen ließ, der trat mit Bewußtsein in diese Kirchengemeinschaft, etwa wie in der christlichen Kirche einer, der darin geboren ist, durch die Konfirmation bewußtes Mitglied derselben wird. Als der englische Beamte (Magistrat) bei der Volkszählung die Leute des Dalindyebo einfach als Mitglieder der englischen Staatskirche eintrug, erhob er dagegen Widerspruch. Sie müßten, verlangte er, als Glieder der Tembukirche aufgeschrieben werden.

Die Anfänge der selbständigen Tembukirche fallen in das Jahr 1890. Nehemia, der Tembubischof, starb im Dezember 1892. Er setzte aber vor seinem Tode einen Nachfolger ein. Und im folgenden Jahr wurde auch auf Dalindyebos Platz eine stattliche Kirche erbaut und eingeweiht. Freilich die Einweihung hatte wenig von christlichem Charakter. Gebet und Predigt kamen nicht zu ihrem Recht. Es war ein Volksfest, bei welchem in heiterer Weise Geld und Geldeswert, namentlich Vieh, beigezert wurde, um die Kosten des Baues zu decken.

Wer dieser Heidentirche zusah, wunderte sich, daß sie so lange ihren Organismus aufrecht erhielt, ohne zu zerfallen. Doch konnte man an einen langen Bestand derselben nicht glauben. Verhängnisvoll war schon das, daß es an Geld fehlte, die Leiter der Kirche zu bezahlen. Dalindyebo seinerseits wollte nichts herausrücken, das Volk sollte die Kosten tragen. Und die Geistlichen, in ihrem Unterhalt verkürzt, wurden untereinander uneins. Auch die Schule löste sich auf, weil der Lehrer kein Gehalt bekam. Aber die eigentliche Katastrophe hat Dalindyebo selbst herbeigeführt. Im Jahre 1894 war eine große Trockenheit. Dazu nahmen Trunkenheit und Gewaltthat in der Tembukirche in bedenklicher Weise zu. Infolge dessen beschlossen die Geistlichen der Tembukirche in Anlehnung an alttestamentliche Vorschriften, ein allgemeines Fasten auszuschreiben. Auf Dalindyebos Platz hatten sie sich versammelt. Das Volk, das, von ihnen herbeigerufen, zugegen

war, sollte die eindringliche Mahnung vernehmen. Auch Dalindyebo war zugegen. Aber gerade im Beginn der feierlichen Ansprachen wandelte ihn der Durst an. Er stahl sich hinweg, um in einem benachbarten Schankladen den Durst zu stillen. Einige der Geistlichen, die seine Absicht errieten, stürzten ihm nach und beschworen ihn, indem sie sich ihm zu Füßen warfen, er solle nur jetzt die Versammlung nicht verlassen, sondern mit seinem Beispiel der guten Sache zum Sieg verhelfen. Dalindyebo aber hörte nicht darauf. Sein Durst war stärker, er ging hin und trank. Da fluchten ihm die Geistlichen. Und nun entbrannte der Zorn des großen Häuptlings. Geistliche, die ihm fluchten, konnte er nicht dulden. Er verjagte sie von seinem Platz. Damit gab er seiner Kirche den Todesstoß, und sie löste sich auf.

Das war im Oktober 1894 gewesen. Seitdem zeigte sich Dalindyebo außerordentlich freundschaftlich den anderen Missionsgesellschaften gegenüber. Dem Missionar der Brüdergemeine, den er seit Jahren gemieden hatte, machte er plötzlich einen Besuch, zeigte sich äußerst liebenswürdig und versprach sogar, demnächst zu

ihm in die Kirche zu kommen. Ähnliche Versprechungen gab er den Wesleyanern. Man glaubte auch allgemein, er werde sich mit seiner ganzen Kirche diesen letzteren anschließen. Aber es ist doch die Frage, ob nicht die englische Staatskirche nun wieder Beschlag auf ihn legt und ihn gleichsam als den Jhrigen in Anspruch nimmt. Noch ist die Sache nicht zu einem klaren Schluß gekommen. Nur die Auflösung ist klar.

Der ganze Vorgang ist im höchsten Grade merkwürdig. Despotenwillkür schafft aus rein menschlichen Triebfedern heraus eine neue Kirchengemeinschaft auf heidnischem Boden. Aber wie ihr innerlich das Recht und die Kraft des Bestehens mangelt, so bedarf es auch nur eines einzigen Schlasses, in Despotenlaune ausgeführt, und sie liegt zertrümmert am Boden. Dalindyebo hat sich bei seiner Schöpfung unter den verschiedenen Erscheinungen umgesehen, die ihm als Christentum entgegentraten. Wäre ihm überall mit dem Namen des Christentums auch echtes, reines Christentum entgegengetreten, er hätte voraussichtlich anders gehandelt. Und ein solches Zerrbild von Kirche wäre jedenfalls nicht in die Erscheinung getreten. —

Große Missionsgaben.

Wir reden gern von Witwenscherslein in der Mission, und in der That ruht auf den Beiträgen der Witwen und Waisen für das Reich Gottes ein besonderer Segen, und es lassen sich viele ergreifende Geschichten davon erzählen. Aber neben dem Wort: „Diese arme Witwe hat mehr denn sie alle eingelegt,“ steht doch auch das andre: „Welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.“ Es soll doch nicht nur der Arme von seiner Armut, sondern auch der Reiche von seinem Reichtum und im Verhältnis zu demselben beisteuern zum Bau des Reiches Gottes. Sollte es mehr arme Witwen als Reiche geben, die der Mahnung des Herrenwortes nachleben? Wir möchten einige Beispiele wahrhaft christlicher Freigebigkeit zusammenstellen, die wohl geeignet sind, uns zur Nacheiferung anzuspornen.

Am 11. November 1875 erschien in einer englischen Zeitung ein Brief des be-

rühmten Reisenden Stanley, worin er zur Begründung einer großen evangelischen Mission in Uganda aufforderte. Ehe ein Monat vergangen war, hatte die englische Kirchenmissionsgesellschaft zwei Gaben von je 100 000 M. für dies Unternehmen erhalten, und es verging nicht gar lange Zeit, so hatte sie 480 000 M. für diesen Zweck zur Verfügung. — Im Dezember 1891 war eine gefährliche Zeit für die Mission in Uganda; die britisch-ostafrikanische Gesellschaft wollte sich aus dem Lande zurückziehen und dasselbe seinen inneren Wirren überlassen. Es kam darauf an, in kürzester Frist eine ganz bedeutende Summe, nahezu eine halbe Million Mark, zusammenzubringen, um diesen verhängnisvollen Schritt zu hintertreiben. Die Kirchenmissionsgesellschaft veranstaltete eine große öffentliche Versammlung und legte dieser die Angelegenheit vor. Ehe der Abend zu Ende ging, waren 320 000 Mark teils

gegeben, teils in sichere Aussicht gestellt. Uganda war gerettet. — Wir nehmen den letzten Jahresbericht der Kirchenmissionsgesellschaft zur Hand; da finden wir unter den regelmäßigen Jahresbeiträgen Summen bis zu 5000 M.; unter den einmaligen Gaben des letzten Jahres acht Gaben von je 20 000 M., eine Gabe von 40 000 M. und eine von 65 114 M. Unser Erstaunen wächst noch, wenn wir die Legate des letzten Jahres nachrechnen; da finden wir elf Legate von je über 20 000 M.; eins in der Höhe von 77 830 M., ein zweites von 80 000 M. und ein drittes von 90 000 M. Wir addieren die Gesamtsumme der Legate für das Jahr 1894/95 und kommen auf die Summe von 808 653 M. Das erhielt eine englische Missionsgesellschaft an Legaten in einem Jahre!

Dem letzten Jahresbericht der Baptistischen Missionsgesellschaft in England ist ein Verzeichnis der größten Missionsgaben beigelegt, welche diese Gesellschaft von jetzt noch lebenden Freunden erhielt. Wir zählten bei flüchtiger Durchrechnung sechzehn Gaben von je über 25 000 Mark. Obenan steht der durch seine Freigebigkeit berühmte Robert Arthington aus Leeds, ein Mann, der sein ganzes, großes Vermögen nur für das Reich Gottes verwendet und selbst in den bescheidensten Verhältnissen lebt. Er hat dieser einen Gesellschaft allein 164 000 M. geschenkt; wieviel hunderttausende er andern Missionsgesellschaften zugewandt hat, wird sich schwerlich nachrechnen lassen. Er giebt nach dem Grundsatz: Laß deine Rechte nicht wissen, was die Finko thut.

Ein edles Beispiel selbstloser Freigebigkeit ist auch der bekannte schottische Missionar Paton von den Neuen Hebriden. Er hatte durch seine berühmte Selbstbiographie, eins der besten Missionsbücher unserer Zeit, im Laufe der Jahre 240 000 M. eingenommen. Diese ganze Summe hat er im Jahre 1896 seiner Kirche geschenkt, um das Missionswerk auf den Neuen Hebriden mit Nachdruck fortzuführen.

Im September des Jahres 1894 stellte sich heraus, daß die Wesleyanische Missionsgesellschaft 600 000 M. Schulden habe; Die Freunde der Gesellschaft beschloßen, ein „finanzielles Liebesmahl“ zu veranstalten, um diese drückende Schuld zu beseitigen.

Zur allgemeinen Überraschung und Freude gelang dasselbe über Erwartung. Einer von den anwesenden Freunden nach dem andern erhob sich und legte seine Gabe auf dem Altar nieder; der eine gab für sich 20 000 M., für seine Familie 10 000 M.; ein anderer verzichtete auf eine geplante Reise nach Rom und stiftete die dafür zurückgelegten 1000 M.; ein dritter verzichtete auf sein Gehalt während eines ihm gewährten Urlaubs u. s. w. Man ging an dem Abend mit der fröhlichen Gewißheit auseinander, daß zwei Drittel der ganzen Schuld beseitigt seien!

Etwas Ähnliches erlebte 1896 die Brüdergemeinde. Ihre Jahresrechnung 1894 bis 1895 schloß mit einem Fehlbetrag von 109 960 M., und da die nur 34 623 Seelen starke Gemeinde schon durch ihre regelmäßigen Missionsgaben in Höhe von etwa 500 000 M. stark belastet ist, hegte die Missionsleitung ernste Bedenken, ob es möglich sein werde, dieses große Defizit zu decken. Aber siehe, kaum 5 Monate, nachdem die Nachricht von dem Fehlbetrage in die Öffentlichkeit gedrungen, waren so viele außerordentliche Gaben zusammengeströmt, daß die ganze Schuld getilgt war.

Die größten, mir bekannten Gaben für die Mission sind in den evangelischen Kirchen Nordamerikas gespendet worden. Im März 1879 vermachte ein Herr Otis dem Amerikanischen Board eine Million Dollar, etwas über 4 Millionen Mark. Im Jahre 1885 erhielt dieselbe Gesellschaft von einem Herrn Samuel Swett mehr als eine halbe Million Dollar, über 2 Millionen Mark. Und einer andern nordamerikanischen Missionsgesellschaft vermachte Daniel Hand im Jahre 1878 sein ganzes Vermögen in Höhe von 1 894 000 Dollar (= 7 576 000 Mark). Das sind gewaltige Missionsgaben, die in Deutschland ihres gleichen nicht haben.

Die größte Missionsgabe im evangelischen Deutschland, von der wir Kunde erhalten haben, ist das Cracau'sche Legat der Brüdergemeinde; es beträgt 800 000 M. und ist der Missionsdirektion der Brüdergemeinde im Jahre 1887 von einem unbekannten Breslauer Privatmann Namens Hermann Adolf Daniel Cracau vermacht worden. Daneben treten noch zwei oder drei Legate über 100 000 M., und dann sinkt die Höhe der größten Gaben und Legate schnell

auf die Hälfte und darunter hinab. Solche großen Gaben können selbstverständlich nur von reichen Leuten gegeben werden; aber an reichen Leuten, an Millionären ist doch auch in Deutschland kein Mangel, wenn sich dieselben nur als Gottes Haushalter über anvertraute Güter fühlten, als die da Rechenschaft darüber geben sollen. Der durchschnittliche Betrag der Missionsgaben, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, beträgt in Deutschland nur 9 Pf., in der

schottischen Freikirche, nach demselben Maß gemessen, 4,15 M., also 46 mal so viel. Der gewaltige Abstand kommt nicht in erster Linie daher, daß der kleinen Missionsgaben bei uns soviel weniger wären; sondern die großen Missionsgaben, mit denen das Budget der Freikirche rechnet, fehlen bei uns.

„Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.“ 2. Kor. 9, 6.

Neueste Nachrichten.

Am Mittwoch den 5. August fand das Jahresfest der Rhein. Mission in der Kirche zu Unterbarmen statt. Der Besuch war ein so starker und zahlreicher, daß Hunderte umkehren mußten, weil sie in der geräumigen Kirche nicht einmal einen Stehplatz mehr finden konnten. Die Festpredigt hielt Herr Konsistorialrat Büchel aus Münster über Joh. 15, 26 u. 27. Den Mittelpunkt der Feier am Morgen bildete die Ordination und Abordnung von 6 Missionszöglingen und 2 Kandidaten der Theologie für den Missionsdienst. Bei der Nachmittags Versammlung dieses Jahresfestes sprach auch ein schwarzer Afrikaner, Josaphat Ramatoto, der mit seiner Frau von Berlin herübergekommen war, wo diese beiden mit anderen Hereros in der Ausstellung weilen. Die Worte dieses eingeborenen Gehülfen aus Hereroland, die Missionar Diehl ins Deutsche übertrug, machten sichtlich einen tiefen Eindruck auf die Festversammlung. Er dankte tief bewegt für die Liebe, die ihm hier und auch draußen seinen Volksgenossen durch Sendung von Missionaren widerfahren sei, und bat auch ferner ihrer in Liebe und Fürbitte zu gedenken und noch mehr Missionare auszusenden, da noch viele zu Jesu geführt werden könnten. Besonders bat er auch fürbittend für die eingebornen Gehülfen einzutreten, damit sie im Segen ihre Arbeit verrichten könnten und ihr Licht leuchten lassen unter ihren noch heidnischen Volksgenossen.

In Konstantinopel hat unter den Augen der türkischen Regierung und der Botschafter aller christlichen Mächte vom 27. bis 29. August eine furchtbare Mekelei

unter den dort ansässigen armenischen Christen stattgefunden. Die unschuldigen, nichts Böses ahnenden Armenier wurden von fanatischen Türkenhaufen auf der Straße überfallen und mit Knütteln wie tolle Hunde totgeschlagen. Über 2000 Armenier sollen dem furchtbaren Blutbad zum Opfer gefallen sein. Wie lange werden die christlichen Mächte diese Schmach und Verfolgung des Christennamens dulden?

In Transvaal hat der Volksraad einen Gesezentwurf angenommen, welcher den Verkauf von Branntwein an Schwarze vollkommen verbietet. Es ist allerdings ganz empörend, was für ein Gift den armen Schwarzen dort verkauft wurde. „Der fürchterlichste Absinth ist Zuckerwasser und unschuldige Mandelmilch gegenüber diesen Schnapsorten. Es ist eine entsetzliche Thatfache, daß die Kantinenwirthe denselben noch Bitriol hinzusetzen, weil sie die Erfahrung gemacht haben, daß der Schnaps, je mehr er nach Schwefelsäure schmeckt, dem Geschmack der Neger um so mehr zusagt!“ Afr. 159 f.

Eine andere Nachricht aus Transvaal meldet leider von vielen Orten große Dürre und Hungersnot, die theils schon ausgebrochen ist, theils sehr bald ausbrechen wird. Die Berliner Missionsgesellschaft, deren Stationen besonders heimgesucht sind, hat einen Aufruf zur Unterstützung ihrer notleidenden Pflegebefohlenen erlassen. Ein Unglück kommt selten allein. Die verheerende Rinderpest, welche in Britisch Centralafrika schon tausend und aber tausend Rinder hinweggerafft und den ganzen Viehbestand dort vernichtet hat, breitet sich immer weiter nach Süden aus und droht diesen Landstrichen dasselbe Schicksal.

Bücherbesprechungen.

Zur Verteidigung gegen Dr. Dalton. Eine Widerlegung des Dalton'schen Angriffs, herausgegeben vom Centralvorstande des allg. evang.-prot. Missionsvereins. Berlin. Verlag von A. Haack. 50 Pf.

Da wir Dr. Daltons Broschüre zur Anzeige brachten, müssen wir selbstverständlich auch die Verteidigungsschrift des allg. evang.-prot. Missionsvereins anzeigen. Dieselbe enthält auf 50 Seiten kurz zusammengefaßt alles, was von Seiten der Mitglieder und Freunde dieser Missionsgesellschaft vorgebracht ist; es ist also eine Kistkammer der Polemik, unter 7 Kapiteln nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, mit einem zusammenfassenden Schlußwort. Hoffentlich hat damit der Streit, von dem wir uns unter den obwaltenden Umständen eine Segensfrucht für die Mission nicht versprechen, vorläufig sein Ende erreicht. Gern nehmen wir Kenntnis von zwei Erklärungen des Centralvorstandes, 1. daß er sich längst durch die Erfahrung von der Notwendigkeit überzeugt habe, daß auch Theologen mit voller akademischer Bildung und Reife für den heimatlichen Kirchendienst nur auf Lebenszeit in den Missionsdienst treten. 2. Die Erlernung der japanischen Sprache ist seit drei Jahren (seit 1892) auch für die Missionare dieses Vereins obligatorisch.

Stosch, Georg, Paulus als Typus für die evangelische Mission. Berlin 1896. Martin Warned. 50 Pf.

Dieser Vortrag fand auf der sächsischen Missionskonferenz im Februar 1896 so allgemeine und ungeteilte Zustimmung, daß seine Drucklegung dringend gewünscht wurde. Er bietet in der That für Missionsfreunde eine solche Fülle vielseitiger Anregungen, daß seine Lektüre auf das angelegentlichste empfohlen wird.

Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel 1896. Basel. Verlag der Missionsbuchhandlung. 80 Pf.

Den Freunden der Basler Mission wird dieser wörtliche Bericht über die Basler Festwoche besonders willkommen sein. Er enthält 1. die Jahresfeier des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, 2. die Konferenz der Bibelgesellschaft, 3. die Jahresfeier des Vereins der Freunde Israels, 4. das Jahresfest der Missionsgesellschaft, 5. die Generalkonferenz der Missionsgesellschaft und 6. die Einsegnung der abgehenden Brüder.

Munzinger, Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Berlin. Verlag von A. Haack. 50 Pf.

Eine der Flugschriften des allg. evang.-prot. Missionsvereins; sie enthält Schilderungen von dem Lande, den Leuten, der Sprache, den Sitten, der Religion, dem Staat, der Familie, der Schule und Kirche Japans. Auch solche, die mit der Arbeit dieser Mission nicht einverstanden sind, werden das vorliegende Büchlein gern lesen.

Olpp, Erlebnisse im Hinterlande von Angra-Pequena. 2. Aufl. Barmen. Verlag der Rheinischen Missionsgesellschaft. 50 Pf.

Ein köstliches Buch, allen Freunden der Mission und unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika warm zu empfehlen; es ist an lebensvoller Natürlichkeit mit das Beste, was über Groß-Namaland geschrieben ist. Zahlreiche Bilder erhöhen den Wert des Buches, dessen Preis im Verhältnis zu dem reichen Inhalt außerordentlich billig ist.

Steiner, Saat und Ernte der Basler Mission auf der Goldküste. Basler Missionsbuchhandlung. 30 Pf.

Das Büchlein giebt in kurzem Abriß eine populäre Geschichte der opferreichen Basler Mission auf der Goldküste. Viele gute Bilder und eine Karte des Missionsgebietes erleichtern die Übersicht und die Anschaulichkeit des Buches. Die Erzählungsweise ist fließend und angenehm.

Kleinere Schriften. Dipper, Führer durch die Basler Missionsliteratur, auf Verlangen gratis verhandelt von der Basler Missionsbuchhandlung, eine sehr wertvolle Orientierung über die Basler Traktatliteratur und als solche eine Ergänzung zu dem von der sächsischen Missionskonferenz herausgegebenen „Führer durch die Missionsliteratur“. **Janz, Meine Heimreise aus dem Heidenland durchs heilige Land.** 20 Pf. Verfasser erzählt seine Erlebnisse auf der Reise von Calicut über Jerusalem nach Basel. **Luise Oehler, Bilder aus Japan.** 20 Pf. Ein kurzer Abriß der Geschichte und Missionsgeschichte Japans. **Steiner, Wieder in Kumase!** Mit einem Blick auf Asante von einst und jetzt. 10 Pf. Eine sehr lezenswerte Schilderung der Rückkehr Missionar Ramtjens nach der Stadt, wo er vor einem Vierteljahrhundert vier Jahre gefangen lag, mit vielen schönen Bildern. **Dr. Christ, Madagaskar einst und jetzt.** 2. Aufl. 15 Pf. Eine schön illustrierte, kurze Geschichte der evangelischen Mission in Madagaskar bis auf die neueste Zeit.



Die Einführung des Christentums in Armenien.

Vom Herausgeber.

Es hat vielleicht auf der Erde kein schwerer heimge suchtes Volk gegeben als die Armenier. Nahe an den fruchtbaren Tiefländern des Euphrat und Tigris, der Wiege der Kultur, gelegen und auf dem Wege zwischen den großen abendländischen und morgenländischen Reichen, wurde Armenien von den Anfängen der Weltgeschichte an der Zankapfel der Nationen. Die Assyrier und Babylonier, die Meder und Perser, die Griechen und Römer, die Parther, Araber und Byzantiner haben sich nacheinander das schöne Gebirgsland abgejagt, und schließlich haben die Türken das Erbe angetreten und ihr eisernes Regiment aufgerichtet. Nur vorübergehend gelang es einheimischen oder eingewanderten Herrscher geschlechtern, ganz oder wenigstens teilweise unabhängige armenische Reiche aufzurichten. So herrschte in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt das parthische Geschlecht der Arsakiden, die mit den persischen Großkönigen aus dem gleichen Ge-

schlecht so nahe verwandt und verbündet waren, daß sie fast vergessen konnten, daß sie nur Vasallen Persiens waren. Da geschah in Persien eine große Umwälzung, die Arsakiden wurden gestürzt, und das Geschlecht der Sassaniden riß die Herrschaft an sich. Ihr erster König, der thatkräftige Artaschir, wollte nicht nur Persien, sondern auch Armenien unterwerfen.

In Armenien herrschte damals der tüchtige König Chosrov I., einer der besten, die das unglückliche Land besessen hat. Dieser war nicht gesonnen, dem persischen Emporkömmling zu dienen, sondern hielt die Gelegenheit für günstig, sein Land von persischem Einfluß unabhängig zu machen. Einmal über das andere zog der Perser Artaschir gegen Chosrov und sein Land; aber immer wieder mußte er unverrichteter Sache heimkehren oder gar geschlagen in wilder Flucht das Weite suchen. Da machte er bekannt, er wolle demjenigen die erste Stelle nach ihm im Königreich

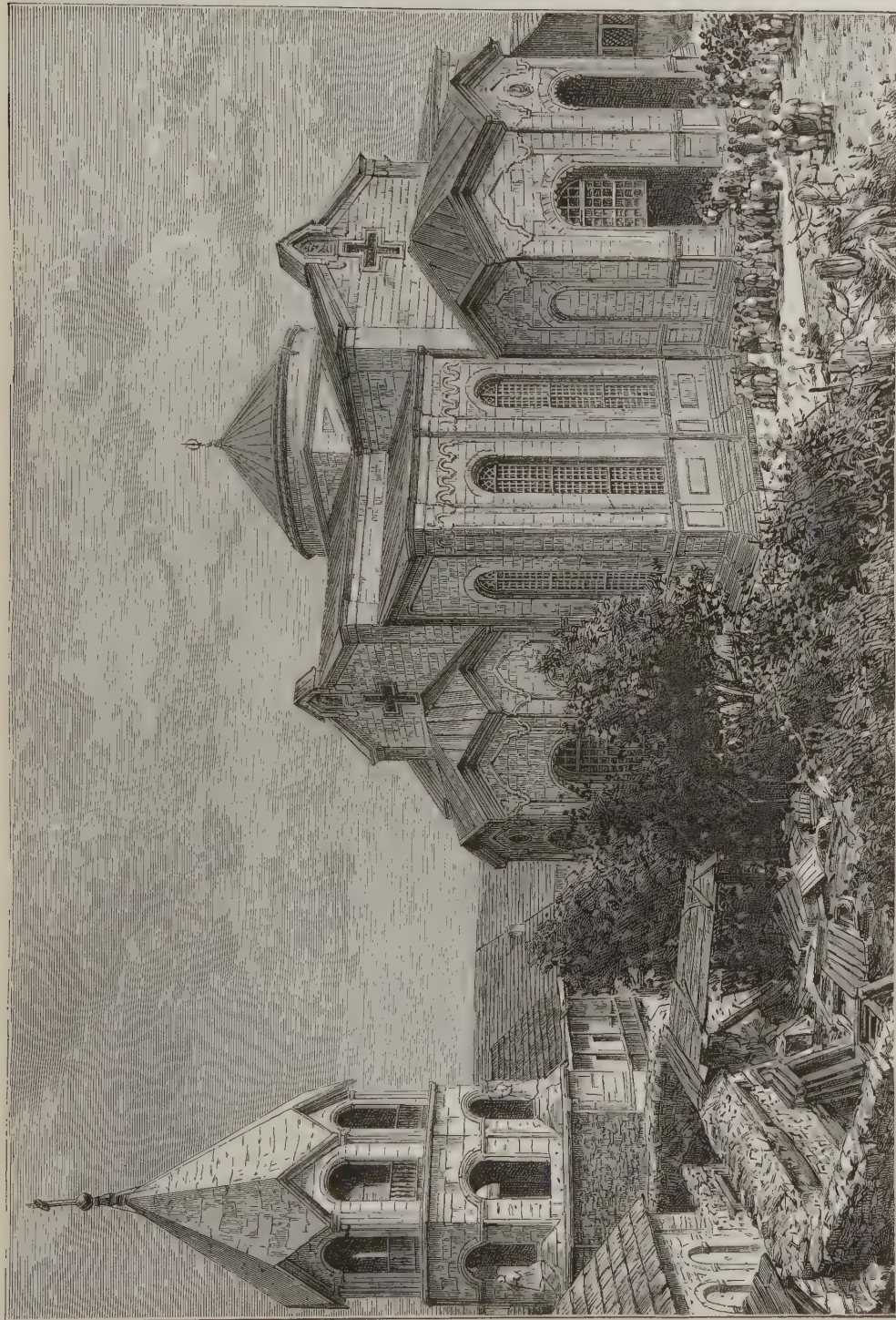
und die fruchtbarste Provinz zu Lehen geben, der ihn von seinem Todfeinde Chosrov befreite. Einen parthischen Edelmann und Stammesgenossen Chosrovs, Anaf mit Namen, gelüftete nach dem Judaslohne. Im Einverständniß mit Artaschir floh er mit seiner ganzen Familie nach Armenien, und Artaschir ließ ihn zum Schein bis an die Grenze seines Reiches verfolgen. Chosrov nahm den flüchtigen Stammesgenossen mit offenen Armen auf, ließ ihn arglos in einem seiner Paläste wohnen und zog ihn als Freund an seinen Hof. Dies Vertrauen mißbrauchte Anaf schnöde. Einst, als sie miteinander auf die Jagd ritten, zog er den König beiseite, wie um ihm eine wichtige Botschaft mitzuteilen. Da, wie sich der Arglose zu ihm hinüberbeugte, riß er ihn vom Pferde und führte mit seinem Schwerte nach ihm den tödlichen Streich. Sogleich gab er seinem flüchtigen Roß die Sporen und suchte zu entkommen. Aber Chosrovs Große, die mit starrem Entsetzen die furchtbare Bluthat gesehen, rafften sich sogleich auf und bliesen die Kriegstrompete; von allen Seiten setzte man dem Flüchtling nach; alle Pässe und Brücken wurden besetzt; sterbend hatte Chosrov Befehl gegeben, den Anaf und sein ganzes Geschlecht auszurotten. An den Ufern des wild dahinbrausenden Araxes ereilte man den Verräter; es war die Grenze des Reiches, drüben war sicherer, persischer Boden. Anaf stürzte sich in die wilden Gewässer; aber er ertrank.

Mit unbarmherziger Grausamkeit wüthete unterdes das Schwert unter seinen Verwandten, alle seine Weiber und Kinder, seine Gefährten und Dienstleute wurden niedergemacht. Nur des Säuglings an der Mutterbrust, des jüngst geborenen Sohnes Anafs, erbarmte sich seine Amme, versteckte ihn und flüchtete mit ihm nach Cäsarea in Kappadocien. Sie war eine persische Christin und ihre Unverwandten in Cäsarea waren gleichfalls aufrichtig fromme Christen. So beschloß sie ihren kleinen Pflegetohn taufen zu lassen und mit rechtem Ernst in christlicher Zucht und Sitte zu erziehen. Sie gab ihm in der Taufe den Namen Gregor, d. h. der Wachsame, ein Engelsgefißt soll sie gerade zur Wahl dieses Namens bestimmt haben. Der kluge und geweckte Knabe wuchs zur Freude seiner Pflegemutter heran und nahm die

christliche Lehre mit tiefstem Verlangen auf. Als er zum Jüngling herangereift war, verheiratete er sich nach dem Wunsch seiner Mutter mit einer lieben, christlichen Jungfrau, und ihre Ehe wurde durch die Geburt zweier Knäblein gesegnet.

Nun hielt seine Pflegemutter die Zeit für gekommen, dem Gregor die Geschichte seiner Geburt und der furchtbaren Blutschuld seines Vaters zu erzählen. Der arge Artaschir war inzwischen mit Heeresmacht in das königslose Armenien eingefallen und hatte es erobert, er hatte furchtbar unter Chosrovs Kindern und den Angehörigen des Königshauses gewüthet; nur ein kleiner Sohn Chosrovs, Tiridates, war gerettet, man hatte ihn nach Rom gebracht, wo er als Königssohn unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses erzogen wurde. Die Erzählung machte auf Gregor den tiefsten Eindruck; es hielt ihn nicht mehr in seinem stillen, behaglichen Leben in Cäsarea, er mußte thun, was in seinen Kräften stand, um das Verbrechen seines Vaters zu sühnen. Er reiste nach Rom, kam zu Tiridates und bat ihn, in seinen Dienst treten zu dürfen. Gern gewährte dieser die Bitte und gewann bald an ihm einen treuen Freund, der ihn auf allen Fahrten und Kämpfen gegen die Goten, die damals drohend an die Thore des Römerreiches pochten, begleitete. Kaiser Diokletian stellte dem Tiridates zum Lohn für seine Dienste ein Kriegsheer zur Verfügung, um sein väterliches Reich zurückzuerobern. Der Königssohn wurde von seinen Unterthanen mit offenen Armen empfangen, das ganze Volk erhob sich, um die verhaßten Perser zu vertreiben. In wenigen Monaten — es war im Jahre 286 n. Chr. — war Tiridates unbestritten König von Armenien, Gregor hatte unzertrennlich an seiner Seite gekämpft und alle Gefahren mit ihm geteilt.

Tiridates mußte die glänzenden Siege niemand anders zuzuschreiben als der Schutzgöttin Armeniens Anahit, denn er war Beide ebenso wie sein ganzes Volk. Mochten immerhin schon früher einzelne Funken christlicher Wahrheit von Syrien und Kappadocien herübergeflogen sein, sie waren theils von den heidnischen Königen gewaltsam erstickt, theils waren sie vereinzelt in entlegenen Thälern geblieben; Armenien galt als Anahits Land, Tempel und Altäre



Glockenturm.

Armenische Kirche in Schutcha, Russisch Armenien.

der Göttin standen allerorten. So sollte auch des Tiridates Sieg durch ein großes Götterfest gefeiert werden; Gregor sollte die Ehre haben, die Kränze und Guirlanden zu den Füßen der Göttin niederzulegen. Beim Siegesmahle ließ Tiridates die Kränze bringen und gab vor allen Großen seines Reiches dem treuen Freunde den Befehl, die Göttin zu schmücken; es sollte der Ehrenlohn für Gregors treue Dienste sein, daß er es thun durfte! Aber siehe da, Gregor weigerte sich auf das entschiedenste, das steinerne Gözenbild zu schmücken, und legte vor der staunenden Versammlung das Bekenntnis ab, daß er Christ sei und bis zu seinem letzten Blutstropfen Christ bleiben wolle. Tiridates suchte erst durch gütliches Zureden den Widerspenstigen willfährig zu machen. Als aber alles nichts half, ließ er ihn auf die furchtbarste Weise martern, um ihn entweder zu töten oder zum Widerruf zu zwingen. Alles war vergeblich. Da gab er Befehl, den Christen in eine finstere Grube zu werfen, in der zum Tode bestimmte Verbrecher dem Hungertode preisgegeben wurden, giftige Schlangen sollten dort unten hausen. Dreizehn Jahre mußte Gregor in dem finstern Loche bleiben; eine fromme christliche Witwe ließ ihm heimlich jeden Tag Brot und Wasser an einem Strick hinab. Am Königshofe war er längst vergessen, man hielt ihn für tot.

Da wurde Tiridates wahnsinnig, es war eine Krankheit wie die Nebukadnezars (Daniel Kap. 4), er lief in den Wald, fraß Wurzeln und Gras und nagte an seinem eigenen Fleische. Seiner tiefbekümmerten Schwester, der edlen Chosroviducht, erschien ein Traumbild und that ihr kund, nur Gregor könne ihren königlichen Bruder heilen. Zuerst wollten die Ratgeber der Königschwester nichts von diesen Träumen hören; als sie sich aber wiederholten, schickte man hin und erkundigte sich, ob wirklich Gregor noch lebe. Und siehe, da zog man ihn noch lebend aus dem Brunnen; seine Gestalt war verfallen, seine Kleider hingen in elenden Lumpen an ihm, aber sein Geist war frisch und sein Glaube ungebrochen. Als Tiridates, seine Schwester und ihre Großen diese seltsame Mär hörten, machten sie sich auf, dem Tögeglaubten entgegenzuziehen. Als sie sich begegneten, warf sich Gregor auf seine

Knie nieder und betete inbrünstig um die Genesung seines Königs. Sein Gebet wurde erhört. Tiridates aber wurde durch diese Gebetserhörung ebenso wie durch den Glaubensmut und die Standhaftigkeit Gregors so überwältigt, daß er im Jahre 302 feierlich dem Heidentum abschwor und sich dem Christengotte zum Eigentume gelobte. Er ließ in seinem ganzen Reiche ein Gesetz bekannt machen, daß man nicht mehr der Anahit und den andern Gözen opfern, sondern nur noch dem Christengotte dienen solle. Er zog mit Gregor durch sein ganzes Land, zerbrach überall die Gözenaltäre und weihte die heidnischen Tempel dem christlichen Gottesdienste.

Als er von dieser Rundreise in seine Hauptstadt zurückkehrte, berief er seine Ratgeber und Fürsten um sich, mit ihnen zu beraten, wie er am besten und sichersten den Christenglauben in seinem Lande einführen könne. Sie waren einstimmig der Überzeugung, daß niemand zu diesem großen Werke geeigneter und tüchtiger sei, als Gregor. Dieser sträubte sich anfangs, da er sich selbst nicht für würdig hielt; aber ein Traumgesicht befahl ihm, dem Willen des Volkes nachzugeben. So zog er nach seiner Vaterstadt, nach Cäsarea in Kappadocien, und erhielt dort von dem Erzbischof die Bischofsweihe für Armenien.

Unermüdlich war er fortan thätig, syrische und griechische Priester und Gelehrte in sein Vaterland zu ziehen, Kirchen und Schulen zu gründen und christliche Sitten und Ordnungen einzuführen.

Seine Nachfolger, sein Urenkel Nerses und dessen Sohn Sahak (Isaak), beide von ihrem dankbaren Volke mit dem Beinamen „der Große“ geehrt, setzten in seinem Geiste das Werk fort. Sahak übersetzte mit seinem gelehrten Freunde Mesrob die ganze heilige Schrift in das Armenische und ließ sich die Verbreitung der heiligen Bücher in der Landessprache sonderlich angelegen sein. Auch eine theologische Litteratur, Predigten, Liturgien, Schriftauslegungen u. dgl. wurden in der armenischen Sprache hergestellt.

Allerdings ist die Einführung des Christentums in Armenien von oben herab und nach unseren Anschauungen zu plötzlich erfolgt; aber der Einfluß des christlichen Kappadocien im Westen und die Furcht vor den feueranbetenden Persern im Osten mag mit dem Überdruß an der haltlosen

Volksreligion zusammengewirkt haben, um dem Christentum alle Thüren zu öffnen. Die Zeit Armeniens war erfüllt, und Gott hatte auf wunderbare Weise den rechten

Nachfolger erhoben das Armenische zur Schriftsprache; die Bibel war das erste Buch, das in Armenisch geschrieben wurde. Sie machten das Christentum im edlen



Armenierinnen.

Mann zugerüstet, der mit seinen Kindern und Kindeskindern das große Werk mit einer Umsicht und einem Verständnis durchführte, wie sich kein anderes Volk des Orients dessen rühmen kann. Er und seine

Sinne zur Nationalreligion Armeniens; Armenien war überhaupt das erste Land, welches das Christentum zur Staatsreligion erhob; die Armenier sind das einzige Volk des Orients, dem das Christentum die

heißgeliebte Volksreligion wurde und geblieben ist.

Als im Jahre 470 der letzte aus dem Stamme Gregors, Sahak der Große, starb, war Armenien schon wieder in den Strudel politischer Wirren gezogen, der es von da an ein halbes Jahrtausend nicht zur Ruhe kommen ließ. Andere Völker Kleasiens sind in diesen Umwälzungen zu Grunde gegangen. Daß die Armenier alle Stürme überdauerten und immer wieder frisch und lebenskräftig nach jedem Winter der Trübsal einen neuen Frühling nationalen Aufschwungs erlebten, das ist das Verdienst des Christentums. Das dankbare Volk hat Gregor mit dem Beinamen „der Erleuchter“, Iusarowitsch, geehrt, und

die von ihm begründete Kirche „die Gregorianische“ genannt. Wohl dem Volk, an dessen Wiege eine so edle Persönlichkeit steht und ihm mit der Fackel göttlicher Wahrheit den dunkeln Lebenspfad erleuchtet!

Das Bild S. 243 stellt eine armenische Kirche in edlen, byzantinischen Formen dar. Da die Glanzzeit der armenischen Kirche bereits im dritten, vierten und fünften Jahrhundert nach Christo war, hat das Volk im wesentlichen auch in seiner Baukunst die damals üblichen architektonischen Formen beibehalten. Der Glockenturm wird in der Regel, wie auf unserm Bilde, neben der Kirche gebaut. Das Bild S. 247 führt uns in das Innere eines Klosters zur Zeit eines der großen kirchlichen Volksfeste; bis auf die flachen Dächer hinaus drängen sich die von allen Seiten herbeigeeilten Pilgerscharen, während unten im Hofe Schafe und Lämmer geschlachtet werden und Jahrmart abgehalten wird.

Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine.

Von Missionar G. Th. Reichelt.

II.

Die Mehrzahl der Bewohner des westlichen Himalaya, des Schauplatzes der Brüdermission, sind Bodpa oder Tibeter und gehören der mongolischen Rasse an; aber überall hat sich im Laufe der Zeit das indische Element eingedrängt: in Ladak, dem oberen Industhal, besonders, seit es unter der Hinduregierung von Kaschmir steht, in Lahul durch das Vordringen der Hindus am Tschinab oder Tschandra hinauf und in Runawur am Sotledsch aufwärts.

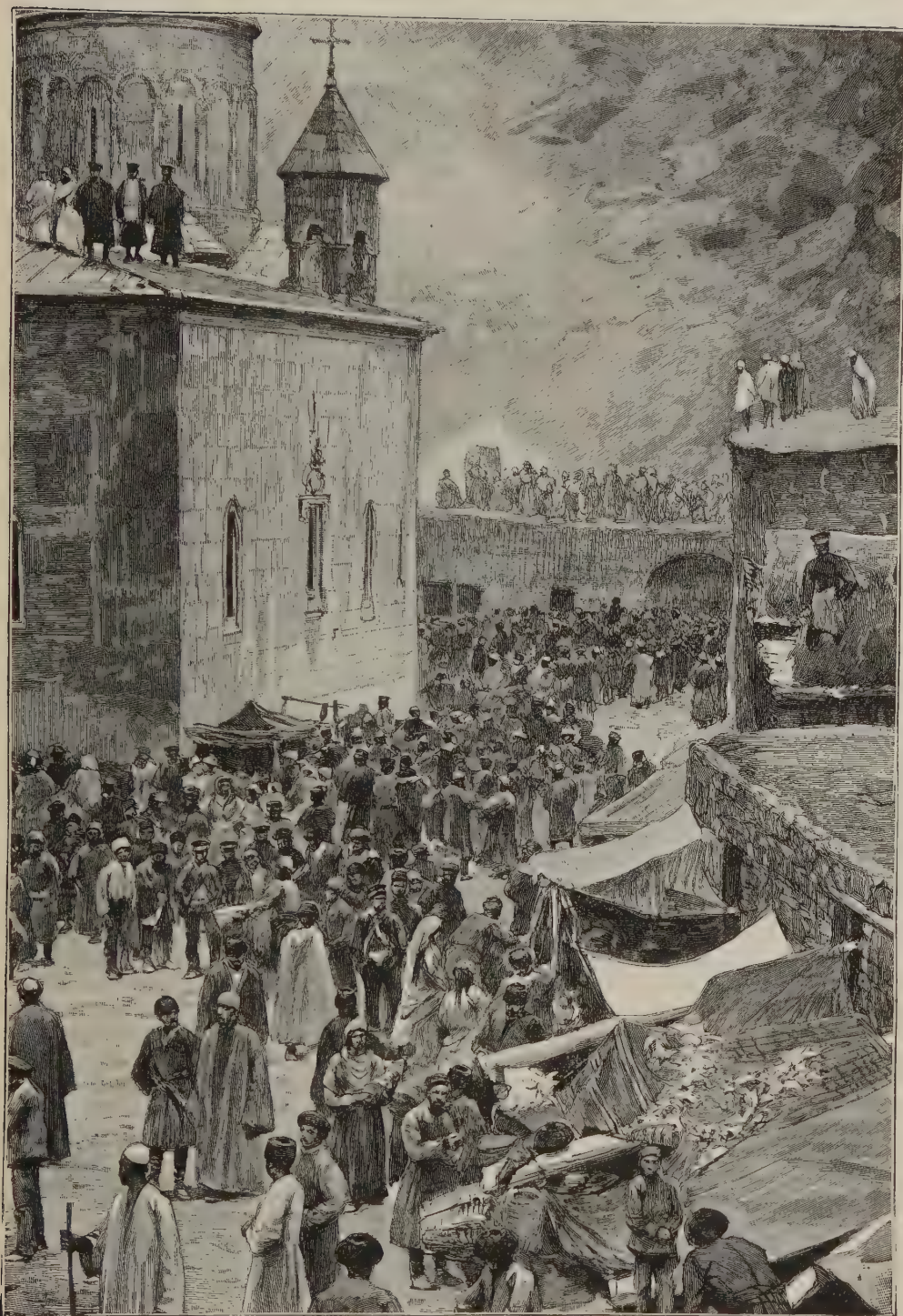
Die Tibeter von Ladak werden als gutmütige, heitere, arbeitsame und gegen Fremde wohlwollende und zukommende Leute geschildert, die zwar, seit Jahrhunderten von den sehr zahlreichen Lamas beherrscht und von allem möglichen Aberglauben erfüllt, keineswegs dem Christentum zuneigen, aber demselben doch nicht so hartnäckig widerstehen wie andere Buddhisten.

Bei den Lahulern kommt zu der langen Lamaherrschaft eine noch länger bestehende Knechtung durch die wenigen Adligen (Dschos) und Wohlhabenden, die wie die Lamas von dem Christentum Vereinträchtigung ihrer Macht fürchten und daher ihren großen Einfluß dazu anwenden, ihre Untergebenen von der neuen Lehre abzuhalten.

In Ru im Sotledschthale giebt es zwar außer den sehr zahlreichen Lamas keine adeligen Guts herrschaften wie in Lahul, aber eine Anzahl habgütiger Wucherer, welche die vielen Armen in einem drückenden Schulden- und fast Sklavenverhältnis gebunden halten und jede Annäherung derselben zum Christentum zu verhindern suchen.

Wie kamen nun die Missionare der Brüdergemeine zu diesen Buddhisten an der Westgrenze von Tibet?

Um die Mitte unsers Jahrhunderts durchreiste der Chinesen-Missionar Gützlaff fast alle evangelischen Länder, um überall Interesse für sein geliebtes China zu wecken und zu neuen Missionsunternehmungen anzuregen. Auch in Herrnhut zündete seine feurige Beredsamkeit. Im Jahre 1854 wurden die beiden Brüdermissionare Paggell und Heyde abgeordnet, um in der Mongolei eine neue Mission zu begründen. Weil damals Fremden das Betreten Chinas noch bei Todesstrafe verboten war, erhielten sie Weisung, ihren Weg durch das englische Indien und von da durch Tibet nach Norden zu nehmen. Als sie aber an der Westgrenze von Tibet anlangten, fanden sie das Thor zu diesem Lande fest verschlossen; jeder Versuch, in dasselbe einzudringen, wäre vergeblich gewesen, sie hätten im



Im Hofe eines armenischen Klosters zur Zeit eines Heiligensfestes.

ersten Dorfe strengen Ausweisungsbefehl erhalten. Während sie in Rotgur, einer wundervoll auf den Vorbergen des Himalaya gelegenen englischen Missionsstation warteten (vgl. das Bild S. 249), überzeugten sie sich, daß auch die Bewohner von Ladak und Lahul mongolischen Ursprungs seien, eine verwandte Sprache redeten und in den Religionsanschauungen auf das allernächste mit den weiter nördlich wohnenden Mongolen verwandt seien. So entschlossen sie sich zu bleiben und ließen sich zuerst in dem unter englischer Oberhoheit stehenden Khyelang nieder. Allmählich dehnte sich

dort eine Druckerpresse aufgestellt, und dieselbe wurde auf das fleißigste benutzt, um Bibelteile und christliche Schriften in großer Menge zu drucken. Dadurch ist dieser Himalaya-Mission und überhaupt jeder Missionsarbeit unter Tibetern eine Grundlage gegeben worden, deren Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Im Jahre 1857 war nämlich nach Khyelang der außerordentlich sprachbegabte Missionar Jäschke gesandt worden. Dieser bemeisterte in kurzer Zeit die schwere tibetische Sprache und ihre Dialekte und lernte ein gutes Bücher-Tibetisch zu schreiben, welches von



Ein Dorf in Ladak.

von da ihre Arbeit nach Südosten, nach Pu, und nach Norden, nach Leh, aus.

Freilich schwer genug war die Arbeit auch hier unter den Himalaya-Buddhisten. Trotz der großen Treue und Aufopferung haben die Missionare in 40 Jahren nur an den drei genannten Orten Khyelang, Pu und Leh kleine Christengemeinden gegründet und allerlei vorbereitende und Sämannsarbeit thun können.

In Khyelang waren bei der besonders zuerst recht feindseligen Haltung der drei Lahuler Barone, der Lamas und auch der übrigen Bevölkerung die äußeren Erfolge nicht bedeutend. Aber schon zwei Jahre nach der Gründung der Station wurde

den Lamas von ganz Tibet verstanden wird. Später gab er auch mustergiltige Grammatiken und Wörterbücher heraus.

Die Arbeit in Pu, wurde 1865 von Bruder Pagell begonnen und nach dessen Tode von den Brüdern Redslob, Weber und Schreve fortgesetzt. Man sucht hier die äußerst gedrückte Stellung der armen Leute durch eine neu eingeführte Wollindustrie und Beschäftigung in der Landwirtschaft zu heben.

In Leh, wo Missionar Redslob 1885 mit einigen Khyelanger-Christen eintraf und eine Station gründete, schienen die Aussichten günstiger. Die Ladaker waren zugänglicher, und die hier begonnene mis-

sionsärztliche Thätigkeit versprach dem christlichen Einfluß in weiteren Kreisen Bahn zu brechen. Aber Krankheitsnot und Todesfälle unterbrachen die Arbeit und beeinträchtigten das Werk.

Auf allen drei Stationen sind trotz fortgesetzter Verkündigung des Evangeliums, fleißiger Verbreitung christlich-tibetischer Schriften und treuer Pflege und Schulung der Jugend nur wenige Buddhisten für das Christentum gewonnen. Die Hindernisse, welche sich gerade auf diesem Gebiete der Missionsarbeit entgegenstellen, sind so

die Mittel kennen zu lernen, welche zu ihrer Überwindung versucht sind. Nach dieser Richtung ist für den nachdenkenden Missionsfreund die Himalaya-Mission der Brüdergemeine besonders lehrreich.

Wir wollen ein mehr äußerliches Hindernis, die Reiseschwierigkeiten, nur kurz erwähnen, zumal den Missionaren in demselben bisher so gnädig geholfen ist.

In der S. 220 f. auszugsweise mitgetheilten Reisebeschreibung war nur eine leichtere oder mittelmäßig schwierige Himalayareise geschildert. Aber die Missionare



Die Missionsstation Kofgur auf den Vorbergen des Himalaya.

eigenartige und große, daß es fast erstaunlich ist, daß trotzdem die Mission überhaupt festen Fuß gefaßt hat. Schwierigkeiten findet ja die Mission überall; das Gericht über die Sünde, welches in die Buße treibt, die Zucht und Ordnung des christlichen Lebensideals, die Überwindung weitverbreiteter und tiefgewurzelter heidnischer Volksitten reizen das Heidentum überall zum Widerstand auf. Für ein tieferes Verständnis der Missionsarbeit ist es gerade von Wert, die eigenartigen Schwierigkeiten einzelner Missionsfelder und

haben manchmal auch wirklich gefährliche Wege zurückzulegen. Nähert man sich im Sotledschthale hinaufwandernd diesem Orte, und findet die letzten Pässe verschneit, so muß man den unteren, am Fluß auf Holzgerüsten hinlaufenden Weg einschlagen, der an die Felswände nicht solide befestigt, sondern unsicher angestemmt ist, und auf dessen unregelmäßigen Steinplatten man mühsam schreitet, oder sich von Kulis wie ein Paket befördern läßt. (Vgl. das Bild S. 251.) Schlägt man aber von Puna nach den Landschaften Lahul oder Kupschu

den kürzeren Weg durch das wilde Gebirgsland Spiti ein, so hat man zuweilen brückenlose, reißende Gebirgsströme mit Lebensgefahr zu durchwaten oder auf schwankenden, öfter schon morschen Seilbrücken zu überschreiten, die auch ein nervenstärker Missionar gewöhnlich mit Angst und Zittern betritt, und über welche gewöhnlich die Missionsfrau, auf den Rücken eines Mannes gebunden, getragen wird, den Kopf

des Herrn und seiner Engel Schutz zuschreiben.

Das Haupthindernis der Missionsarbeit unter den Bewohnern der Hochthäler des West-Himalaya ist der Lamaismus, d. h. diejenige Form des Buddhismus, welche sich seit etwa tausend Jahren in Tibet und den westlich und nördlich davon gelegenen Gebieten ausgebildet hat.

Als der Buddhismus in Indien, seinem

Vaterlande, nach mehrhundertjährigem Bestand durch die Anhänger des Brahmanismus verfolgt wurde, wandten sich viele Buddhisten im 7. Jahrhundert n. Chr. nach Tibet und suchten daselbst für ihre Lehre Anhänger zu gewinnen. Dies gelang ihnen auch, aber der Buddhismus erlitt dabei in der Lehre, in Verfassung und Kultus viele tiefgreifende Veränderungen. Der Buddhismus hat nämlich die Eigentümlichkeit, überall, wohin er kommt, die alten Volksreligionen nicht zu verdrängen, sondern in sich aufzunehmen. Die buddhistischen Volksgemeinschaften, welche wir in Tibet, China, Japan oder irgend einem andern Lande finden, sind demnach nicht im entfernten in dem Maße buddhistisch, wie z. B. Deutschland christianisiert ist; sondern in allen diesen Ländern bestehen entweder in brüderlicher Gemeinschaft neben dem Buddhismus die alten Volksreligionen noch fort, oder aber Buddhis-



Christliche Frauen in Tibet.

mit einem Tuch verhüllt, um die furchtbaren Abgründe nicht zu sehen.

Auch das auf Himalayareisen häufig notwendige Überschreiten von Gletschern und Schneefeldern — beim Passieren des 19 000 Fuß hohen Manerung-Passes bei Pu muß man zweimal auf Schnee und Eis übernachten — bringt manchmal Gefahren mit sich, und wenn die Brüder-Missionare bisher allen diesen Reisegefahren glücklich entgangen sind, so muß man das der besonderen, gnädigen Bewahrung

mus und Volksreligion haben sich zu einem unklaren Gemisch vereinigt, von dem schwer zu sagen ist, wie viel rein buddhistische Elemente übrig geblieben sind. So blieben in Tibet die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Gebirgsbewohner, welche neben Baum- und Felsverehrung auch mancherlei Opferdienst hatten und dem Zaubermwesen und dem Dämonendienst huldigten, in Geltung und vermischten sich mit der buddhistischen Lehre. Im 15. Jahrhundert trat ein buddhistischer Reformator



Weg an einer Felswand
des oberen Indus.

Tson-
kapa auf,
der die
Lehre reinig-
te, die Kultus-
formen feststellte
und die Priester-
schaft umgestaltete.
So war schließlich
eine fast neue, vom alten
Buddhismus grunder-
schiedene Religionsform,
der Lamaismus, ent-
standen.

Im reinen Buddhismus ist der Grundgedanke Weltflucht, Todessehnsucht. Jeder einzelne soll danach trachten, durch Ertötung der Begierden, fromme Betrachtung und gute Werke seine Erlösung vom Leiden und vom Dasein (denn Leben ist Leiden) zu vollbringen, um zum Erlöschen des Bewußtseins, zum Nirwana, zu gelangen.

Diese pessimistische, aber immerhin tief-sinnige Grundidee des Buddhismus ist im Lamaismus völlig überwuchert und in Schatten gestellt durch die Zwischenstellung, welche sich der Lamastand zwischen dem Einzelnen und dem Göttlichen erobert hat. Jeder Verkehr mit Gott, jeder Zugang zu Gott geht nur durch die Lama; die Lama sind die Vermittler, ihre höheren Grade stammen von himmlischen Wesen ab, ihre Häupter, besonders der Dalai Lama in Lhasa, sind Verkörperungen, fortlaufende Menschwerdungen der Gottheit. Sie treten dem Einzelnen gegenüber vollständig in die Stelle der Gottheit ein, sie sind nicht nur die Mittler, sondern selbst die Gegenstände der Anbetung.

Der Lama allein kann den Buddhisten auf den Tugendweg bringen und darauf erhalten; er allein kann die überall und immer drohenden bösen Geister abwehren,

die Gebete an himmlische Wesen, gute Geister und Schutzheilige richtig hersagen und absingen und die denselben dargebrachten Mehl-, Blumen- und anderen Opfer wirksam machen. Der Lama allein kann in jeder Lage, in jeder Not helfend eingreifen, Krankheiten wegnehmen, die rechte Zeit bestimmen für Aussaat und Ernte, für eine Reise und für Abhaltung von Festlichkeiten, und er allein ist auch im Tode der rechte Führer, der den Sterbenden an einen guten Ort bringt.

Und was der gewöhnliche Lama vielleicht nicht kann, das vermag jedenfalls der Lama höheren Grades, der Kuschog, welcher angeblich die Verkörperung einer der zahllosen, im Buddhistenhimmel waltenden höheren Wesen ist und als eine Art Halbgott über alle Kräfte der Natur verfügt, Glück und Unglück wenden und alles nach seinem Sinn einrichten kann.

Man muß es selbst gesehen haben, schreibt ein Missionar, wie ein solcher heiliger Ober-Lama von den Leuten empfangen wird, um den hohen Grad der Verehrung, die er genießt, und die Macht, die er und seine Kollegen ausüben, ganz zu verstehen und zu glauben. In jedem Ort, wo so ein Kuschog hinkommt, wird ihm eine Art Thronstuhl errichtet, auf welchem er sich niederläßt. Männer, Frauen und Kinder bilden dann lange Reihen, umkreisen ihn von links nach rechts gehend, werfen sich platt auf die Erde vor ihm nieder und erflehen seinen Segen. Wer ihm dann in Geld, Naturalien oder Vieh die größten Gaben spendet, mag er auch der größte Übertreter des Gesetzes sein, der glaubt auch sicher den größten Segen für dieses Leben und für das bei der Seelenwanderung in der nächsten Geburt erfolgende davon zu tragen. Auch für die vom Kuschog ausgeteilten Amulette, die alles mögliche Unheil abwenden sollen, und für seinen guten Rat giebt gern jeder, soviel er von seinem Hab und Gut entbehren kann; denn so ein Überirdischer durchschaut jeden vor ihn Geführten, erkennt sofort, warum es ihm gut oder schlecht geht, hat auch alle Kräfte der Natur in seiner Gewalt, kann immer den besten einzuschlagenden Weg angeben und bringt wirksame Hilfe. —

So groß ist nun allerdings das Ansehen der gemeinen Lamas nicht. Aber dafür ist wieder ihre Zahl sehr groß; sie wohnen

in Klöstern beisammen und bilden in jeder Ortschaft einen starken Teil der Bevölkerung und haben dadurch einen großen Einfluß. In Bu ist etwa jeder zehnte Einwohner ein Lama. An anderen Orten sind sie noch zahlreicher; in der Regel halten sie darauf, daß aus jeder größeren Familie ein Knabe oder Jüngling für den Lamastand bestimmt wird. Die Lamas sind übrigens keineswegs alle bewußte Betrüger, sondern glauben zum Teil selbst an die Wirksamkeit ihrer Geisterbeschwörungen

kommen von ihnen beherrschten Pflegebefohlenen in der beständigen Furcht vor bösen Geistern und allem altererbten Aberglauben und Irrwahn zu erhalten.

Der Widerstand, welcher der Missionsarbeit im Lamaismus entgegentritt, ist wahrscheinlich noch stärker als der im indischen Kastenwesen liegende, weil die zahlreichen Lamas im Gegensatz zu den ganz von den niederen Kasten abgesonderten Brahmanen eng mit den Nicht-Lamas zusammenleben und fast jede einzelne Familie beeinflussen.



Lamas mit einer Gebetsmühle in der Hand; in der Mitte ein Kuschog.

und Gebete. Daß nun diese Lamas ein ungeheures Hindernis für die Ausbreitung des Christentums sind, liegt auf der Hand. Sie verstehen sehr gut, daß sie kein Ansehen, keinen Einfluß und auch keinen Verdienst und Gewinn mehr haben werden, wenn die Leute die „Messias“-Religion annehmen und sich in allen inneren und äußeren Angelegenheiten und Nöten an ihren gnädigen Gott und Heiland wenden. Daher suchen sie dem Missionar auf jede Weise entgegenzuarbeiten und ihre voll-

Die eigentlichen Stätten, von denen demnach der Widerstand gegen das Christentum ausgeht, sind die Klöster. Bekanntlich hat der Buddhismus in seiner äußeren Kultusform eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Katholizismus. Auch er hat seine Mönchs- und Nonnenklöster, seine absonderlichen Mönchstrachten, seine strengen und lagen Mönchsorden u. s. w. Auch die Buddhisten-Mönche haben es verstanden, besonders schöne und geeignete Lagen für ihre Klöster zu finden und dieselben mit

aller Pracht ihrer Zeit auszustatten (vgl. das Bild unten). Die meisten Klöster sind jetzt halb verfallen. Sehenswert ist jedoch das berühmteste aller Klöster Ladaks, das Himiskloster bei Leh. Hat doch dies Kloster selbst in Europa eine gewisse Berühmtheit durch den russischen Schriftsteller Noto-witsch erlangt, welcher hier authentische Berichte gefunden zu haben behauptete, daß Jesus seine Jugend in diesem Kloster unter buddhistischen Lehrern zugebracht habe; — eine nur auf die Unwissenheit des urteilslosen Publikums berechnete Erfindung;

geführten geistlichen Schauspiele, „Segen der Unterweisung“ genannt, in denen Dragscheds oder göttliche Schutzgeister der Menschen, böse Geister und Menschen auftreten. Die bösen Geister suchen die Menschen zu allerlei Schlechtigkeiten zu verführen und wollen sie schließlich mit sich an den Ort der Dual fortreißen, aber die guten Geister helfen den Menschen und kämpfen für sie und bleiben auch zuletzt Sieger. Bei diesen Kämpfen giebt es viel Geschrei und heftige Schieß- und Brügelszenen, und da alle Geister über



Ein Buddhisten-Kloster in Ladakh. (Das Lamayuru-Kloster.)

denn das Himiskloster ist sieben bis acht Jahrhunderte nach Christo gegründet.

Reist man von Leh in östlicher Richtung am Indus entlang, so gelangt man in einem Tagemarsch nach Himis, dem größten und berühmtesten Kloster im Westen von Tibet. Hunderte von Lamas von der „roten“ oder milderer Sekte — so genannt im Gegensatz zu der „gelben“ oder strengeren Sekte — haufen hier, und viele goldene und silberne, an Monstranzen erinnernde Kultusgegenstände werden hier aufbewahrt. Was aber dieses Kloster besonders auszeichnet, das sind die hier im großen Maßstabe, oft vor bedeutenden Mengen zusammengeeströmter Zuschauer auf-

lebensgroße Masken tragen und die bösen Geister entsetzliche Schreckensmasken aufhaben, so sehen die Kämpfe manchmal ängstlich genug aus. Unser Bild S. 255 zeigt einige Schreckensmasken aus diesem Himiskloster.

Vielleicht nicht minder hinderlich als der persönliche Widerstand der in ihren Interessen bedrohten Lamaschaft ist der sächliche Widerstand der von ihnen vertretenen, in ihnen verkörperten Religionsweise. Es giebt vielleicht auf der ganzen Welt keine so versteinerte und verknöcherte Religionsübung als der tibetisch-mongolische Buddhismus. Der leitende Gedanke ist, — wenn man überhaupt dabei von

Denken reden darf — gute Werke zu thun und durch die Fülle guter Werke sich die Seligkeit zu verdienen. Es ist die nackte Werkgerechtigkeit in der abstoßendsten Form.

Wir führen nur einige Beispiele an. Als ein gutes Werk gilt das Lesen der zahlreichen heiligen Schriften; diese Buddhisten sehen mit unfäglicher Verachtung auf den Christen herab, der seine heilige Schrift bequem in die Tasche stecken kann; seine heiligen Schriften fortzuschaffen, sind kaum hundert Kamele imstande. Welch ein Verdienst, diese durchzulesen! Wie wird's gemacht? Da mietet sich ein begüterter Ti-

lesenen zu verstehen; denn die Schriften sind meist so stark mit Sanskritwörtern versehen, daß sie nur wenigen verständlich sind. So lesen sie denn alle hundert zusammen, jeder seine Lektion, je schneller, je besser. Nach der Zahl der gelesenen Blätter richtet sich ihr Lohn — und das Verdienst ihres Auftraggebers!

Ein zweites gutes Werk ist das Beten, aber nicht etwa das heilige Reden des Herzens mit Gott. Wehe dem Tibeter, der seines Herzens Gedanken vor Gott bringen wollte! Auf die feststehenden Gebetsformeln, die Dharanis, kommt es an.



Das Pimiskloster bei Leh.

beter hundert oder mehr Damas und bestellt sie alle auf einen bestimmten Tag in sein Haus. Sie setzen sich im Kreise herum an den Wänden nieder, die heiligen Bücher werden unter sie verteilt, sie sind nach tibetischer Sitte auf lose Blätter geschrieben; jeder bekommt sein Teil zugewiesen. Nun nimmt jeder sein Pensum vor, sein Blatt fängt mitten im Satz an und hört mitten im Satz auf, das stört ihn nicht im geringsten, es kommt ja nicht darauf an, daß irgend jemand etwas versteht, das Lesen an sich ist das Verdienstliche. Übrigens wäre es auch ganz vergeblich, wollte jemand versuchen, etwas von dem Ge-

Das wirksamste von allen Gebeten ist die „heilige“ Formel Om mani padme hum. Du fragst, was diese Worte bedeuten? Das weiß kein Mensch, danach zu fragen ist noch keinem Tibeter eingefallen. Sie stammen aus dem Sanskrit, der alten Sprache Indiens, und sind etwa zu übersetzen: „O du Juwel in der Lotosblume. Amen.“ Aber was diese Worte eigentlich bedeuten, ob überhaupt ein tieferer Sinn hinter dieser Formel verborgen ist, darüber gehen die Ansichten der europäischen Gelehrten sehr weit auseinander, die Tibeter haben sich darüber den Kopf nicht zerbrochen! Ihnen gilt die Heiligkeit und Verdienstlichkeit dieser

Formel für über alle Beschreibung groß. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird sie unaufhörlich gemurmelt. Beim Säen und Ernten, zu Fuß und zu Pferd, vor dem Kuchtopf oder am Nähstein, beim Spinnrocken und am Webstuhl, unaufhörlich werden mit oder ohne Rosenkranz diese heiligen sechs Silben wiederholt. Selbst im gleichgiltigsten Gespräch, ja im frivolen Geschwätz versäumen sie nicht, diese heilige Formel immer und immer wieder einzuflechten. Und nicht genug, daß sie selbst tausend- und abertausendmal die Worte wiederholen; es genügt schon, wenn ein Gebetsrad, eine Mühle, ein Betylinder

beschrieben sind. Zahllos sind die Erfindungen, um die heilige Gebetsformel zu vervielfältigen und sich mit einem möglichst geringen Kräfteaufwand ein möglichst großes Verdienst zu sichern. Nirgends in der Welt ist wohl das Heiligste so entweiht worden, als in diesem abstoßenden „Gebets-treiben“.

Nicht besser steht es mit dem Tempel- und Götzendienst, den Fasten und Wallfahrten und was dergleichen „gute Werke“ mehr sind. Ist es ein Wunder, daß ein im toten Verdienst seit einem Jahrtausend versteinertes Volk dem lebendigen Gottesgeist, der ihm in der Predigt des Evangeliums entgegen-



Maskierte Lamas des Himisklosters.

sich dreht und die heiligen Worte bei jeder Umdrehung Tausende von Malen im Kreise herumwandern läßt. Die einen Gebetsmühlen sind klein und werden nach Belieben mit der Hand in Bewegung gesetzt; die andern sind an dem Laufe munterer Gebirgsbäche angebracht und werden von ihnen ohne Aufhören gedreht. Auch auf bedruckten Kalikofezen flattern die sechs Silben im Winde. Oder die Worte sind auf die dunkeln Felswände längs belebter Straßen mit weißen Steinchen eingelegt und leuchten stundenweit ins Thal, oder es sind besondere „Gebetsmauern“ erbaut, die von oben bis unten mit dieser Formel

weht, der Leben schaffenden Gnade den zähesten, passiven Widerstand entgegensetzt?

Es giebt aber noch eine seit jeher in Tibet und den westlichen Grenzländern herrschende Volksitte, welche der Verbreitung des Christentums im Wege steht, nämlich die Polyandrie oder Vielmännerei.

Diese Unsitte besteht darin, daß, wenn in einer Familie mehrere Söhne vorhanden sind, dieselben zusammen nur eine Frau haben. Der Ursprung dieses das sittliche Gefühl tief verletzenden Gebrauchs soll der sein, daß man in den nur eine geringe Bevölkerung ernährenden, engen Gebirgsthälern dieser Länder die Nachkommenschaft

vermindern wollte. Nun mag es ja sein, daß sich in den Thälern Tibets und des West-Himalaya keine starke Bevölkerung ernähren könnte. Aber die Polyandrie wird dadurch nicht gerechtfertigt, und der Missionar kann sie nicht gutheißen und dulden. Sie ist keine Ehe, sondern nur ein unsittliches Verhältnis und hat außerdem einen ungezügelteren, unsittlichen Verkehr der Geschlechter überhaupt zur Folge gehabt, wodurch ein großer Teil der Bevölkerung gegen alle besseren geistigen Einflüsse überhaupt abgestumpft ist.

Nun sollte man meinen, daß diese

fürsionsleitung der Brüdergemeinde hoffte es, daß die von himmelanstrebenden Bergen umragten Felsklüfte des Himalaya, die von ewigem Schnee umpanzerten Schluchten ein gesunder Wohnort seien. Leider hat eine Reihe überaus schmerzlicher Ereignisse auf der Station Leh diese Hoffnung tief erschüttert.

Im Jahre 1885 hatte Bruder Redslob die Station Leh am oberen Indus angelegt; sie hatte sich zuerst recht gut entwickelt. Schon das war ein Vorzug derselben, daß hier sogleich mit einem Christenhäuflein begonnen werden konnte, denn



Die Stadt Leh.

schweren Hindernisse der Missionsarbeit wenigstens einigermaßen dadurch ausgeglichen würden, daß das Klima in diesen hochgelegenen, kühlen Alpenhöhlen durchaus gesund und zuträglich sei. In Indien sind die erschöpfende Hitze der heißen Zeit und die furchtbaren Epidemien im Gefolge der Regenzeit ein großes Hindernis der Mission. In Afrika haben die schweren, leider gar so oft tödlich verlaufenden Malariafieber dem gleichmäßigen Fortschritt der Missionsarbeit mehr geschadet als alle andern Schwierigkeiten. Man durfte erwarten, und auch die Mis-

einige in Khyelang Christen gewordene Ladaker kehrten in ihre Heimat zurück, als Missionar Redslob nach Leh übersiedelte. Dann ging es auch mit dem Schulwesen gut vorwärts, zumal seitdem der daselbst die Kaschmir-Regierung vertretende Weste dafür eingetreten war und für kurze Zeit eine Art Schulzwang eingeführt hatte. Es erschienen bisweilen 70 Knaben in der Schule, und Bruder Redslob hatte Not, die erforderlichen Lehrkräfte und Lehrmittel herbeizuschaffen. Vor allem aber eröffnete die von dem Missionsarzt Marx 1887 begonnene Thätigkeit die Aussicht, auf einen

weiten Kreis von Eingebornen segensreich einzuwirken.

Die von der englischen Regierung in Leh eingerichtete Poliklinik und Krankenpflegeanstalt wurden diesem geschickten Arzte bald nach seiner Ankunft übergeben, und viele Kranke und Leidende aus Ladak und den angrenzenden Provinzen fanden sich ein, von denen die meisten gebessert oder geheilt wieder heimkehrten; besonders wurden wiederholt Starblinde glücklich operiert. In den Herzen vieler Kranken wurde auch der Same des göttlichen Wortes

nicht an, und der Genesene konnte bald wieder wie früher wirksam sein. Auch erfuhr das Missionspersonal 1890 eine erwünschte Verstärkung, indem Br. Redslob im Herbst den aus England angekommenen Br. Shame in Kaschmir abholen und nach Leh geleiten konnte.

Mit dem Jahr 1891 aber fing für die Station Leh eine Zeit schwerer und schließlich tödlicher Krankheiten an, durch welche das Missionswerk daselbst fast zum Stillstand gebracht wurde. Schon Anfang Januar 1891 mußte sich Br. Redslob wegen eines ihn schon seit Jahren plagenden Krampfaderleidens zu Bette legen. Als es damit besser wurde, warf ihn ein starker Lungenkatarrh aufs Krankenlager, und nach dessen Beseitigung wurde er von einer heftigen Nierenentzündung befallen, die ihn vier Wochen lang ans Bett fesselte und außerordentlich schwächte.

Missionar Redslobs Kräfte waren erschöpft; mit schwerem Herzen mußte er an die heimische Missionsleitung schreiben und um seine Rückberufung bitten. Der Missionsarzt Dr. Marx bekundete, in dem rauen Klima von Leh, welches bei 11 500 Fuß Seehöhe — die Höhe der mittleren Alpenberge! — zu



Bazar in Leh.

ausgestreut; denn Br. Marx, der sich die Umgangssprache bald angeeignet hatte, hielt seinen Patienten regelmäßig einen Morgengottesdienst, in welchem er die Evangelien Geschichten vortrug und einfach erklärte.

Leider erlitt diese schöne missionsärztliche Thätigkeit dadurch eine Störung und Unterbrechung, daß Br. Marx vorübergehend von geistiger Umnachtung befallen und so eine Zeit lang verhindert wurde, seine Arbeit in der bisherigen Weise fortzusetzen. Aber dieser Zustand hielt doch

starke Temperaturschwankungen zwischen Sommer und Winter aufweise, könne sich nach menschlichem Ermessen Redslob nicht erholen. Aber ehe die Entscheidung aus Herrnhut eintreffen konnte, mußten bei den riesigen Entfernungen und dem schwierigen Postverkehr von Pandschab an zwei Monate vergehen.

Es herrschte damals, im Frühjahr 1891, in Leh und der Umgegend eine bösartige, von Zeit zu Zeit das Industhal heimsuchende typhöse Krankheit. Die Eingebornen nennen sie Tsanad (Aderkrank-

heit), und die tibetische Dienstmagd der Geschwister Redslob erzählte ihrer Herrin, daß sie diese Krankheit als Kind auch gehabt und dabei alle Haare und auch die Nägel verloren habe. Von dieser Krankheit wurde nun Br. Marx am Sonnabend vor Pfingsten befallen, und zwar warf sie sich bei ihm sogleich mit großer Heftigkeit auf das Gehirn, daß abermals völlige Geistesgestörtheit eintrat und es nötig wurde, den Kranken zu beständiger Überwachung in Redslob's Wohnung überzuführen.

Ratlos standen die Brüder Redslob und Shawe diesem Leiden gegenüber, waren jedoch dankbar, daß der Herr es so gefügt hatte, daß gerade um diese Zeit ausnahmsweise ärztlicher Beistand zu erreichen war. Es weilte nämlich damals in nicht allzu großer Entfernung von Leh ein englischer Arzt Namens Thorold, welcher mit dem Captain Bower im Auftrage der englischen Regierung eine Erforschungsreise in das nördliche Tibet unternehmen sollte. An diesen Arzt wurde ein Gilbote gesandt, und der freundliche, hilfsbereite Herr brach auch sofort auf, traf bald in Leh ein und that in aufopfernder Weise alles, was in seinen Kräften stand, um die große Krankheitsnot der Missionsfamilie zu lindern.

Außer Br. Marx erkrankten nämlich bald an demselben Typhusfieber auch seine Frau, Frau Missionar Redslob, ihre siebenjährige Tochter Gertrud und Br. Shawe, so daß allein Br. Redslob sich noch aufrecht hielt. Auf ihm, dem schon durch Krankheit Geschwächten, lag nun fast allein die allzu schwere Last der Verpflegung der vielen Kranken. Der englische Arzt stand ihm treulich und mit großer Aufopferung zur Seite, wo er nur konnte. Nur durch diese Hilfe war es Br. Redslob möglich, den großen Anforderungen dieser Tage zu genügen und auch noch Schwester Marx beizustehen, welche gerade in dieser Zeit der größten Krankheitsnot eines Söhnleins genas, welches freilich nach zwei Tagen wieder verschied.

Bei Br. Marx trat zu dem Typhus noch eine Lungenentzündung hinzu, an welcher er am 29. Mai nach vierzehntägiger Krankheit heimging. Redslob ließ es sich nicht nehmen, seinen Amtsbruder zur letzten Ruhestätte zu begleiten, obwohl er in Folge der kaum überstandenen schweren Erkrankung und der übermäßigen

Anstrengungen der letzten Tage zum Tode schwach und kaum mehr bewegungsfähig war. Er ritt zu der nahen Begräbnisstätte, las auf dem Grabhügel sitzend die Begräbnisliturgie und sprach, auf drei eingeborne Christen gestützt, stehend Gebet und Segen und wollte noch einige Worte der Liebe und Ermahnung hinzufügen. Aber dabei brach er förmlich zusammen und mußte sich mühsam in seine Wohnung schleppen. Dort konnte er eben noch einige auf den Todesfall bezügliche Schreibereien besorgen, dann mußte auch er sich, von dem nun ausbrechenden Typhus ergriffen, legen, um nicht wieder aufzustehen. In wenigen Tagen verzehrte die Fieberglut seine letzten Kräfte, auch bei ihm legte sich die durch keine Mittel zu lindernde Krankheit auf das Gehirn, so daß er in den letzten Tagen ganz ohne Bewußtsein war und fortwährend phantasierte. Seine Frau, welche dem Tode sehr nahe gewesen war, konnte jetzt doch wieder aufstehen und ihren todkranken Mann pflegen, ihm die letzten Liebesdienste erweisen, ihn schließlich zum Heimgang einsegnen und ihm am Sonntag nachmittag, den 7. Juni, die Augen zudrücken.

Zu dem Begräbnis ließ sich Schwester Redslob, in einer Sänfte zum Grabe tragen und leitete es, neben der offenen Gruft auf einem Stuhl sitzend. Einer der eingebornen Christen, der treue Samuel, las die Begräbnisliturgie und sprach dann ein warmes, inniges Gebet, in welchem er auch für die tief gebeugte und betrübte Witwe um Trost und Stärkung flehte. Auch die anderen Christen drückten ihre Teilnahme und ihren Schmerz über den Verlust des hochverehrten und geliebten Lehrers aus. Ihnen schloß sich die übrige Bevölkerung von Leh an, welche beim Begräbnis sehr zahlreich vertreten war. Br. Shawe, der einzig überlebende Missionar, konnte nicht mit auf dem Kirchhof sein, da er noch krank darnieder lag. Seine Trauer über das Hinscheiden des ihm so nahe stehenden Kollegen war aufrichtig und tief.

Noch viel größer freilich und tiefer war der Schmerz der trauernden Witwe. In einem Briefe, den sie 14 Tage nach dem Heimgang ihres Mannes schrieb, lesen wir: „Mir ist unendlich viel genommen, und diese Wunde wird bis an mein Lebensende schmerzen. Täglich muß ich mich im Gebet durchringen und den Herrn — ach wie

vielmals des Tages — um seinen Beistand und Trost anrufen.¹⁾

Das Missionswerk in Loh war durch diese Todesfälle schwer betroffen! Zwar Bruder Redslob hätte ja im Herbst desselben Jahres das Feld seiner langjährigen Thätigkeit verlassen müssen. Aber Br. Marx war als Missionsarzt zunächst unersetzlich, denn in dem kleinen Kreis der Brüdergemeinde gab es niemand, der an seine Stelle hätte treten können, und mit dem durch diese missionsärztliche Thätigkeit gewonnenen größeren Einfluß war es vorläufig vorbei. Auch seine sprachliche Begabung hätte vielleicht dem Missionswerk

¹⁾ Die schwer geprüfte Schwester Redslob ist in diesem Jahre von einem neuen Schlag betroffen. Ihre Tochter war an den Missionar Ledoux im Kondelande (Deutsch-Ostafrika) verheiratet; sie ist — kaum 23 Jahre alt — Witwe geworden. Ihr Mann ist dem verderblichen Malaria-Fieber erlegen. Gott stärke die trauernden Witwen!

noch mancherlei Nutzen gebracht. Der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Der Herr hat ja auch nach diesen harten Schlägen das Missionswerk in Loh fortbestehen lassen; der schon von Bruder Redslob als Nachfolger erbetene Br. Weber hat mit Br. Schawe und nach dessen Abreise mit den Geschwistern Brüste das Christengemeinlein treu weiter bedient und den Schulunterricht fortgesetzt; Frau Missionar Weber hat auch unter den mohamedanischen Frauen von Loh eine von diesen hoch geschätzte Senana-Arbeit begonnen. Auch die Krankenpflege und ärztliche Hilfsleistung konnte, wenn auch in vermindertem Maßstab, weiter ausgeübt werden. Aber ganz der frühere, viel versprechende Zustand ist noch nicht wieder eingetreten, und an die schon geplante Erweiterung des Werkes nach Westen, nach dem vollreichen Distrikt Baltistan zu, konnte zunächst nicht mehr gedacht werden. —

Vom großen Missionsfelde.

Die Todesfälle in der Baseler Mission.

Noch nie hat eine deutsche Mission innerhalb eines Jahres so viele und schwere Todesfälle zu beklagen gehabt, als die Baseler Mission im Jahre 1895/96. Wir können es uns nicht versagen, unsern Lesern den ergreifenden Totenbericht aus dem Jahrbuche der Baseler Mission mitzuteilen, und sind überzeugt, daß sie denselben mit tiefer Bewegung lesen werden.

„Unsere Mission mit ihrer reichen Erfahrung von der Macht des Todes unter den Verkündigern des Lebens hat doch noch nie innerhalb Jahresfrist so viele Todesfälle beklagt wie seit dem letzten Jahresfest. Wenn wir heute der Brüder und Schwestern gedenken, die ihr Leben im Dienst des Herrn hingegeben haben, so wollen wir auch ihrer trauernden Angehörigen nicht vergessen, die der Sache des Herrn ein Opfer, das vom Herzen weggegangen ist, gebracht haben. Am schwersten ist unser Geschwisterkreis auf der Goldküste betroffen worden. Mit Geschw. Ramsfeyer landete in Afrika Frä. Wilhelmine Luther, Braut von Br. Perregaux. Sie durfte mit ihrem Bräutigam noch einige schöne Tage in Aburi ver-

leben; da wurde sie von einem heftigen Fieber mit ungewöhnlichen Krankheitserscheinungen ergriffen und hinweggerafft am 17. Juli. Der Tag, der ihr Hochzeitstag hätte werden sollen, wurde ihr Begräbnistag. Durch viel Krankheit geschwächt reisten die Brüder Aepli und Lieb, beide mit ihrer Frau, zur Erholung in die Heimat. Sie kamen am 24. August so schwach in Hamburg an, daß sie sogleich ins Diakonissenhaus gebracht werden mußten. Dort starb Br. Lieb noch an demselben Abend, und zwei Tage nachher, am 26. August, folgte ihm der durch seinen Tod tief erschütterte Br. Aepli im Tode nach. Br. Aepli hatte sich durch tüchtige kaufmännische Leistungen verdient gemacht, Lieb durch eine Reihe größerer und kleinerer Bauten, namentlich durch Erbauung der Station Anum. Auch unser zweiter Baumeister, Br. Köß, wurde uns, nachdem er eben noch das neue Gebäude der Handlung in Afrika vollendet hatte, am 22. Oktober durch den Tod entzogen. Dann wurde im Februar wieder unsere Handlung durch drei rasch aufeinander folgende Schläge getroffen, indem am 18. Februar Br. Heller, am 20. Br. Thal, am 21. Br. Bellon

hinweggerafft wurden. Auf die dringende Bitte um Hilfe wurden im März die drei in der Vorbereitung für den Dienst in der Missionshandlung befindlichen Brüder Lesfer, Dahl und Martin ausgesandt. An dem Tag ihrer Abreise von Hamburg, am 11. März, starb in Akropong Br. Lehmann, Lehrer am Predigerseminar, und von diesen drei Brüdern sind auch schon zwei tot: Br. Lesfer starb schon wenige Tage nach der Ankunft, am 11. April, Br. Martin nach wenigen Wochen, am 22. Mai, nachdem zuvor der Kaufmann Grözmacher am 21. April und am 3. Mai der erst einige Wochen vorher auf seinem Arbeitsfeld eingetroffene Bruder Lienhard abgerufen worden waren. Es sind eine Schwester, zwei im Baufach thätige, sechs der Missionshandlung zugehörige und zwei ordinierte Brüder, zusammen elf Glieder unseres Geschwisterkreises von der Goldküste, die uns in einem Jahr entrissen wurden, fünf von ihnen nach ganz kurzem Aufenthalt in Afrika. Dazu kommt noch der am 16. Dezember erfolgte Heimgang unseres Bruders Christaller, der, nach 15jährigem Missionsdienst auf der Goldküste im Jahr 1868 in die Heimat zurückgekehrt, seitdem mit unermüdlichem Fleiß durch Arbeiten in den afrikanischen Sprachen, hauptsächlich der Tschisprache, für die Mission gewirkt hatte. Durch die treffliche Übersetzung der Bibel in die Tschisprache hat er der Mission einen unschätzbaren Dienst geleistet und ist einer der größten Wohltäter der Tshi redenden Stämme geworden.

„Aber auch der viel kleinere Geschwisterkreis unserer Kamerunmission hat vier Glieder verloren. Am 4. September starb in Viktoria Frau Jakobine Bizer geb. Heß. Ihr Mann, Br. Joh. Bizer, mußte bald darauf mit gebrochener Kraft das Arbeitsfeld verlassen, erreichte noch das schwiegerelterliche Haus, das Pfarrhaus in Schlaitdorf in Württemberg, und genoß dort einige Wochen leibliche Pflege und geistliche Erquickung; aber am ersten Februar wurde auch er heimgerufen. Schon am Tage darauf, am 2. Februar, brachte der Telegraph die Nachricht vom Heimgang der jungen Missionarsfrau Keller geb. Breithaupt in Mangamba. Am 12. Mai kam die Trauerkunde, daß der erst im Dezember ausgesandte Br. Wilh. Nonnenmacher seinen Lauf auch schon beschlossen habe.

„Je einen schmerzlichen Verlust hat unsere indische und chinesische Mission erlitten durch den Tod unseres Bruders Paul Ott, der, im Frühjahr 1895 von Mangalur in die Heimat zurückgekehrt, am 23. Januar hier einem Leberleiden erlag, und durch den erst vor wenigen Tagen, am 22. Juni, in Bern erfolgten Heimgang von Frau Missionar Kutter geb. Riß, die im Herbst 1894 mit ihrem Mann von Tschongtshun in China zur Erholung heimgereist war.

„Br. Christaller eingeschlossen, hat unsere Mission 18 Arbeiter und Arbeiterinnen verloren. Aber der langen Liste derer, die aus direkter Missionsarbeit heraus abgerufen sind, reihen sich noch diejenigen an, welche früher der Mission gedient hatten und in eine andere Lebensstellung oder den Ruhestand eingetreten waren, oder die wenigstens als Zöglinge unserem Hause angehört hatten. Es sind: Br. Hanhart, 1857—1884 Missionar in Malabar, seit 1887 Evangelist in Kolmar, gestorben am 25. August, nachdem er noch die Freude der Aufnahme seiner Tochter Martha in den Missionsdienst erlebt hatte; Pastor Brezing in Buffalo, Nordamerika, 1868—1872 Zögling des Missionshauses, gestorben am 16. Dezember; Pastor Hagop Abuhajarian, 1865—1869 im Missionshaus, den Ende Dezember bei einem Blutbad in Urfa den Tod erlitt; Br. Christian Müller, 1842—1878 Missionar in Malabar, gestorben in Heidenheim 25. Januar; Frau Pfarrer Hager, die an der Seite ihres Bruders, des Inspektors Josenhans, vom Jahr 1849—1878 die Hausmutterstelle in der Missionsanstalt verwaltet hatte, gestorben in Leonberg 19. April. An demselben Tag starb auch Frau Juliane Ziegler geb. Kolb, die nach dreißigjährigem Missionsdienst mit ihrem Mann letzten Herbst in die Heimat zurückgekehrt war. Selbst aus der Mitte unserer Zöglinge ist einer, Br. Dörr aus Klasse III, durch einen unerwarteten Tod hinweggerafft worden. Er hatte sich als Soldat in Neu-Ulm infolge einer kleinen Verletzung eine Blutvergiftung zugezogen, der er am 1. Mai erlag.“

Indiens Zukunft.

Missionar G. Vorbeer in Ghazipur schreibt in dem 37. Jahresbericht über den Stand der deutschen Missionen in Ghazipur und Buzar (Benares 1896):

„Vieles ist über die Zukunft Indiens gesagt worden, so auch wie viele Jahre man wohl noch gebrauchen möchte, um das Land zu bekehren. Einige sagen, die Bekehrung sei sehr nahe, andere sagen, sie sei sehr fern; und auch an Zweiflern mangelt es nicht, welche an irgend eine Bekehrung ganz und gar nicht glauben. Ich für meine Person glaube, der Zustand Indiens sei der, von dem unser Herr spricht Matth. 13, 33:

„Das Himmelreich ist einem Sauerteig gleich, den ein Weib nahm, und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert ward.“

Derart ist, wie mir scheinen will, der Fortschritt des Christentums in Indien; verborgen und langsam, aber mit demselben sicheren Erfolg: „bis daß es gar durchsäuert ward.“ Bis zur heutigen Zeit sind ohne Zweifel hier und dort wirkliche Bekehrungen unter den Hindus vorgekommen, aber manche Bekehrte sind gekommen und kommen mit weltlichen Erwartungen. Dessen ungeachtet geht der Durchsäuerungsprozeß allmählich voran und jetzt vielleicht mit etwas mehr Nachdruck wie früher, wie ich nacheinunddreißigjähriger Missionserfahrung in Indien zu bezeugen instande zu sein glaube. Ich will nicht reden von den christlichen Ideen, welche sich unter den Eingeborenen verbreiten, sondern ich will nur erzählen, was ich von zwei kleinen Knaben hörte. Im November v. Js. war ich mit meinem Schwiegersohn, Missionar Walter in Buxar, auf der Ballia Mela (Messe). Am Abend des letzten Tages kam ein kleiner Knabe von etwa acht oder neun Jahren zu uns, um ein Evangelium zu kaufen. Wir wiesen ihn zu unserm Kolporteur, und bald darauf kehrte er zu

uns zurück und sagte: „Hier habe ich das Buch, es kostete so und soviel.“ Sein Geplauder machte uns Spaß. Im Laufe der Unterhaltung sagte er, daß er in einer gewissen Schule in Benares gewesen wäre, aber seinen Namen wieder hätte streichen lassen. Ich fragte, warum er das gethan hätte. Er: „Ich wurde sehr krank an der Cholera.“ Ich: „Wie wurdest du wieder gesund?“ Er: „Der Herr Jesus hat mich geheilt.“ Ich fragte ihn wiederum: „Wer heilte dich?“ Er wiederum: „Der Herr Jesus hat mich geheilt!“ Und das war noch ein Hinduknabe. Wir hatten ein langes und angenehmes Gespräch miteinander.

Danach saßen Missionar Walter und ich in unserm kleinen Zelt im Gespräch über die Zukunft Indiens. Neben unserm Zelt war die Bude eines Gözenbildhändlers. Er hatte einen kleinen Knaben bei sich, den wir jede Nacht einige schöne Hindusagen deklamieren hörten. An dem Abend, als wir in unserm Zelte saßen, wurde mein Schwiegersohn mit einmal aufmerksam: „Horch, was ist das?“ Ich horchte auf und hörte den kleinen Sohn des Gözenbildhändlers in Hindustani beten: „Vater unser, der du bist im Himmel u. s. w.“ Danach schien er den Segen zu erblehen, dann betete er einige Verse aus der Bibel, und nun war alles still. Beide Knaben, der erstere und der letztere, waren einander nicht bekannt, auch waren sie uns nicht bekannt, aber ich vertraue, daß der Herr ihnen beistehen wird, daß einst ihre Namen gefunden werden angeschrieben im Buche des Lebens! Und so möge es mit vielen aus dem Volke dieses Landes geschehen, deren inneres Leben uns unbekannt ist!“

Vermischtes.

Die Fische von Srinagar.

Die paradiesische Schönheit von Srinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, ist von vielen Reisenden gerühmt worden. Einer der schönsten Punkte der Stadt ist der Wular See. Seine Ufer sind mit herrlichen Gärten, Schöpfungen der mächtigen Mogulkaiser, umkränzt. Bäume und Blumen von tausenderlei Gestalt und Farbe prangen

und duften in ihnen jahraus jahrein. Hunderte von Fontänen und Wasserfällen verbreiten mit ununterbrochenem Geplätscher angenehme Kühle. Der See selbst ist mit weißleuchtenden Lotosblumen über und über bedeckt, eher einer Wiese als einem Wasserspiegel gleichend.

Von den Fischen dieses Sees erzählt der evang. Bischof French eine drollige Geschichte.

Der Beherrscher von Kaschmir, Maharadscha Gulab Sing, war gestorben. Seine Priester, die wie der Verstorbene unterschiedene Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung waren, verkündeten, die Seele des Fürsten sei in eine Biene gefahren. Infolgedessen wurde es bei schwerer Strafe verboten, Bienen zu fangen oder Honig zu suchen, damit man sich nicht etwa unversehens an der Seele des Fürsten vergreife. Ein Bienlein flog über den Wular-See und wurde von einem Fisch weggeschnappt. Wie, wenn es gerade die Biene gewesen wäre, welche der Fürst sich zur Wohnung seiner Seele auserkoren hatte? Dann wäre dieselbe ja nun in den Fisch übergegangen. Es wurde also das weitere Gebot erlassen, daß niemand einen Fisch aus dem See fangen dürfe. Zwölf Jahre danach stürzte eine Kuh in den See und kam darin um; ihr Fleisch wurde von den Fischen gefressen. Nun ist die Kuh bekanntlich in den Augen der Hindu das heiligste Tier; sie zu töten oder zu essen ist eine Todsünde. Sollte — so schloß man in Srinagar — die Seele des verstorbenen Maharadscha solche Todsünde auf sich geladen und in der Gestalt eines jener Fische mit von dem Fleisch dieser Kuh gefressen haben? Das war unmöglich. Daher konnte die Seele des Maharadscha auch nicht bei diesen Fischen sein. So hob man das Verbot des Fischfanges und Fischessens wieder auf; die Fischer am Wular-See durften wieder ihrem Handwerk nachgehen und in Srinagar wieder Fische gegessen werden.

Fatalismus der Hindu.

Wie die alten Griechen nichts von einer herzlichen Teilnahme der Götter an dem Ergehen der Menschenfinder wußten, ja wohl eher glaubten, daß die Götter sich an den Leiden der Menschen erfreuten, so ähnlich lehrt auch der Hinduismus. Der ganze Weltlauf, alle menschlichen Handlungen sind nichts anderes als etwa ein Schachspiel, an dem sich die Götter ergötzen. Daher ist es nicht weise, sich über Freude und Leid lange aufzuhalten oder sich ihnen hinzugeben. Freude und Leid sind nur

Selbsttäuschungen. Wie die Puppen im Puppentheater tanzen, so ist der Mensch geschaffen, um nach dem Willen der Gottheit zu tanzen. Es giebt in Wahrheit weder Sünde noch Tugend, weder Freude noch Kummer. Es ist alles maya, Trugbild.

Doppelzüngigkeit der Brahmanen.

Im Altertum waren die Sprüche des Orakels zu Delphi wegen ihrer Zweideutigkeit berüchtigt. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Prophezeiungen der Brahmanen. Eine Mutter kommt in den Tempel, um über das Geschlecht ihres erwarteten Kindes Auskunft zu erhalten. Sie erhält die Antwort: „putrnaputri.“ — Liest man dies Wort putr na putri, so bedeutet es: „ein Sohn nicht, eine Tochter;“ liest man putr naputri, so heißt es: „ein Sohn, nicht eine Tochter;“ liest man ohne Verbindung: putr na putri, so ist der Sinn, „weder Sohn noch Tochter.“ Nun kann die Frau dem Spruche die Deutung unterlegen, die ihr Herz wünscht. Der Brahmane wird seiner Zeit auf jeden Fall recht haben.

In einzelnen Strichen,

besonders des südlichen Indien gewinnt das Christentum zusehends an Einfluß im öffentlichen Leben. Missionar Kühnle in Palghat, einer Baseler Station im südwestlichen Indien, schreibt: „Das Christentum hat in Indien eine viel größere Machstellung eingenommen, als im allgemeinen anerkannt wird. Es vollzieht sich langsam aber stetig eine gewaltige Umwälzung im religiösen Leben des Hinduvolks. Wohl pilgern noch Tausende und Abertausende nach berühmten Wallfahrtsorten, wohl wird noch viel geopfert, gewaschen und gebadet und fast krampfhaft an dem Alten festgehalten; wohl wird in unseren Tagen viel geschrieben, gepredigt und gearbeitet gegen die christliche Religion, aber nicht mehr aus voller Überzeugung, noch viel weniger aus wirklichem Haß oder Feindschaft. Vielfach bekommt man den Eindruck, es sei eher ein verzweifelter Ringen um das, was man für verloren hält, während man sich das doch nicht gestehen will.“

Neueste Nachrichten.

Wie wir schon wiederholt mitteilten, hat die Baseler Missionshandlung auf der Goldküste in der letzten Zeit eine große Anzahl ihrer tüchtigsten Arbeiter verloren. Man war daher im Missionskomitee in Erwägung getreten, ob es nicht ratsamer wäre, das dortige Handelsgeschäft überhaupt aufzugeben. Ein Beweis gläubigen Heldenmutes ist es, daß man trotz der schweren Schläge beschlossen hat, auch diese Arbeit geduldig fortzusetzen. Für diese Entschloßung war die Erwägung ausschlaggebend, daß bei den verrotteten westafrikanischen Zuständen schon die bloße Existenz eines Geschäftes, in welchem der Schnapshandel und die berüchtigte europäische Sittenlosigkeit verpönt sind, als ein mächtiges Zeugnis für das Christentum wirkt.

Die Baseler Mission in Kamerun befindet sich in einem erfreulichen Zustand der Entwicklung und Ausbreitung. Von einer Forschungsreise nach den südlichen Gegenden der Kolonie berichtet Missionar Hermann: „Unser Haupteindruck von der Reise war, daß die Thüren für unsere Missionsarbeit offen stehen, die Leute fast durchweg des alten Treibens überdrüssig sind und die Betrügereien der Fetischleute allgemein erkannt und verspottet werden.“ — Die Zahl der Missionsstationen in Kamerun ist von 5 im Jahre 1895 im laufenden Jahre auf 7 erhöht, noch 2 sollen hinzukommen. Heidenbote.

Ein Beweis von der Bildungsfähigkeit der übel beleumundeten australischen Papuas war die Australnegerin Bessie Cameron. Sie war eine Eingeborene von reinem, unvermishtem Blute. Sorgfältig erzogen, geistig regsam und wissensdurstig, hatte sie sich auf verschiedenen Gebieten bedeutende Kenntnisse und ein umfassendes, sicheres Urteil erworben. Sie führte eine gewandte Feder. Bei verschiedenen Gelegenheiten trat sie in Zeitungsartikeln mit Erfolg den Verleumdungen entgegen, die je und je gegen die Mission ausgesprengt wurden. Verschiedene hervorragende Männer setzten sie durch das Geschick in Erstaunen, mit dem sie den Segen des Evangeliums für die Eingeborenen zu verfechten verstand. Ihr Tod ist ein schwerer Verlust für die Brüdergemeinde, deren treues und fleißiges Mitglied sie war. Bg. 283.

Aus Südafrika kommen traurige Nach-

richten über unerhörte Dürre, Heuschrecken und Rinderpest. Ein Missionar schreibt: „die Gärten sind ausgedörrt. Die furchtbare Verwüstung der Heuschrecken, wie man sie seit 50 Jahren nicht erlebt hatte, vollendet den Notstand. Alle Geschäfte liegen darnieder; kein Maurer, kein Handlanger, kein Tischler verdient etwas.“ Eine andere Station ist noch obendrein von furchtbarem Hagelwetter heimgesucht, wie es seit Menschengedenken nicht dagewesen ist. Sogar Vieh kam in dem Unwetter um, und Gebäude wurden stark beschädigt. In Transvaal wüthet die Rinderpest. Bei Lobethal sind bereits über 100 Stück gefallen.

Im Ronde-Lande am Njassa-See hat die Berliner Mission abermals die Zeltpfähle weiter stecken dürfen. Es ist eine neue Station, Bulagoa, für den Kingastamm im Livingstonia-Gebirge angelegt worden.

Berl. Miss.-Berichte.

Am Murrayfluß in Australien ist kürzlich ein Stämmchen von Papuas entdeckt worden, von deren Existenz die dicht herumwohnenden Europäer bis dahin keine Ahnung hatten. Sie hatten ihren Wohnsitz in einem undurchdringlichen Gehölz. Sie kamen nie zum Vorschein und führten, völlig unbekleidet und in großer Dürftigkeit, ein Dasein wie die Tiere des Waldes. Nun ans Licht gezogen, zeigten sie sich im Anfang sehr scheu und waren nicht zu bewegen, die ihnen ganz fremden Nahrungsmittel der Weißen anzunehmen. Die Regierung will ihnen als künftigen Wohnsitz ein wohnlicheres Gebiet anweisen.

Bg. 283.

Die Eskimomission auf Labrador ist durch ein schweres Jahr hindurchgegangen. Auf der Station Nain und Olak haben bössartige Typhusepidemien geherrscht, die am ersten Orte allein 90 Personen zum Opfer forderten. Darunter leider alle Nationalgehilfen- und gehilfsinnen. Über den Missionar Martin erging dabei noch die besonders schmerzliche Heimsuchung, daß er in einem Vierteljahr 3 Kindlein verlor. Ohne die Pflege der Mission wäre wahrscheinlich die ganze Einwohnerschaft Nains ausgestorben. Auch die Einwohner von Rama, der nördlichsten Station, mußten in dem harten Winter unfähliche Beschwerden durchmachen, zumal es ihnen fast gänzlich an Nahrungsmitteln fehlte. Bg. 266.

Bücherbesprechungen.

Lepsius, Dr. Johannes, „Armenien u. Europa.“

Berlin-Westend, Akademische Buchhandlung von W. Faber, 1896. 246 S. gr. 8. 2 M.

Der Verfasser hat im Mai dieses Jahres zwei jener Provinzen besucht, welche in den vorhergehenden Monaten der Schauplatz der furchtbaren armenischen Greuel waren. Überall drängte sich ihm die Wahrnehmung auf, daß die Mohammedaner selbst die Niedermekelung der Armenier als von der türkischen Regierung angeordnet betrachteten. An der Hand eines reichen statistischen Materials und unter Benutzung zuverlässiger Quellen will Dr. Lepsius „die Wahrheit über Armenien“ geben, zumal dieselbe gerade in Deutschland nur kleinen Kreisen bekannt ist.

Zunächst werden uns „trockene Zahlen“ mitgeteilt. Dieselben sind dem Berichte entnommen, welchen die Vertreter der sechs Großmächte im Februar d. J. selbst dem Sultan unterbreiteten. Rechnet man die Opfer der einzelnen Blutbäder in den verschiedenen Vilajets (Provinzen) zusammen, dann kommt man zu folgendem furchtbaren Ergebnis: „in den Massacres erschlagen etwa 65 000, Städte und Dörfer verwüstet etwa 2500, Kirchen und Klöster zerstört 568, zwangsweise zum Islam befehrt 559 Dörfer mit allen überlebenden Einwohnern und Hunderte von Familien in den Städten, in Moscheen verwandelte Kirchen 282, Zahl der Notleidenden etwa 500 000.“

„Etwas für starke Nerven“ ist das Kapitel überschrieben, in welchem die armenischen Greuel geschildert werden. Daß ein wehrloses und unschuldiges Volk niedergemetzelt wurde, geht schon daraus hervor, daß selbst nach der amtlichen türkischen Statistik unter den Getöteten die Mohammedaner nur mit geringen Zahlen vertreten sind. Die Blutbäder waren für die Türken Feste, welche mit Trompetenschößen begannen und mit Prozessionen beendet wurden. In der entgegengesetzten Weise wurden die Armenier gefoltert und gemordet, ihre Frauen geschändet und auf die Sklavenmärkte geschleppt; selbst die Kinder wurden nicht geschont und sogar die Leichen noch in der unehrerlichsten Weise beschimpft. Die Religionsfreiheit, welche in der Türkei vertragsmäßig auch den Christen gewährt wird, steht nur auf dem Papier. Bei den armenischen Greueln war die Lösung: Tod oder Übertritt zum Islam! Gerade die ungeheure Zahl der Zwangsbefehrungen stempelt die Verfolgung der Armenier zu einer Christenverfolgung im furchtbarsten Sinne. Die Armenier wurden gezwungen, in lügenhaften Erklärungen sich selbst alle Schuld bezumessen und sogar Dankadressen an den Sultan zu richten! Zum Glück erwiesen die gleichzeitigen Berichte der europäischen Konsuln in Armenien diese bestellten Erklärungen als starke Lügen.

Besser, Dr. theol., John Williams, der Apostel der Südfsee. 4. Aufl. Verlag der Berl. Miss.-Buchhandlung. Preis elegant gebunden ca. 3 M.

Der durch seine herrlichen Bibelstunden rühmlich bekannte Verfasser hat in dieser Schrift mit dem ganzen Feuer der ersten Missionsliebe dem Märtyrer John Williams ein Denkmal gesetzt.

Und in der That verdient dieser treffliche Missionar durch seine unermüdlige Thatkraft, seine bahnbrechende Missionsarbeit und seinen schweren Märtyrertod in vollem Maße die Teilnahme aller evangelischen Missionsfreunde. Die Berliner Missionsbuchhandlung hat sich deshalb ein Verdienst erworben, indem sie das Buch in ihren Verlag übernommen und uns nun in vierter Auflage vorgelegt hat. Pastor Kurze, der tüchtigste Kenner der Missionen in der Südfsee, hat in einem für die Besitzer früherer Auflage auch besonders täuschlichen Anhang die Missionsarbeit bis auf diesen Tag verfolgt und dadurch den Wert der Schrift erhöht. Das Buch ist so frisch und angenehm geschrieben, daß es sich auch zum Vorlesen in Missionsvereinen trefflich eignet. Die darin erzählte Geschichte ist ein Ruhmesblatt aus dem Frühling des Missionslebens in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts.

Rühne, Räte, Tagebuchblätter, beschrieben während der Jahre 1891 bis 1895 in Südafrika. Verlag der Berl. Miss.-Buchhandlung. Preis geb. 1,50 M.

Dieses Büchlein werde besonders allen Missionsfreundinnen warm empfohlen. Schlicht und frisch, wahrheitsgetreu und vorurteilsfrei schildert die Verfasserin ihre Erlebnisse und Erfahrungen auf den Berliner Missionsstationen im Oranjesfreistaat und den anstößenden Gebieten. Sie war in den Jahren 1891 bis 1895 als Lehrerin in Bethanien angestellt und hatte in erster Linie die Kinder der Berliner Missionare zu erziehen, beteiligte sich aber daneben mit Lust und Liebe an der Missionsarbeit. Das Büchlein eignet sich trefflich zum Vorlesen in Missionsnähvereinen, besonders wo Interesse für die Berliner Mission und ihre Verhältnisse vorhanden ist.

Grundemann, D., Missionsfeste und Missionsfestpredigten. Erfahrungen auf dem Gebiete des pommerisch-märkischen Missionslebens in Novellenform. Leipzig. Verlag von Fr. Richter, Preis broch. 50 Pf.

Der Verfasser hat in einer mehr als dreißigjährigen Tätigkeit zur Belebung und Pflege des Missionslebens der Heimat wie kaum ein anderer Gelegenheit gehabt, die Eigenart der Missionsverhältnisse in den östlichen Provinzen unsers Vaterlands zu studieren. Aus diesen Anschauungen haben sich ihm bestimmte Leitsätze entwickelt, nach denen sich ein gesundes Missionsleben entwickeln und gestalten muß. Diese Leitsätze legt er in dem vorliegenden Schriftchen seinen Amtsbrüdern zur weiteren Erwägung vor. Wir haben also eine Studie vor uns, die in erster Linie für die Pfleger des Missionsinteresses bestimmt ist. Das Büchlein würde seine Adresse verfehlen, wenn man es zur Massenverbreitung auf Missionsfesten u. dgl. benutzen wollte. Aber den Pastoren trägt der Verfasser seine Theorien in einer so lebenswürdigen und angenehmen Form vor, daß man ihm mit dem größten Interesse auch da zuhört, wo man seinen Ansichten nicht ohne weiteres zustimmen kann.



Daresalam.

Von Missionsinspektor Winkelmann.

Rasselnd fallen die Anker in den Grund. Im Hafen von Daresalam kann das Schiff von den Mühen des Weges ausruhen. Gegen den Südwestmonsun hat es tagelang ankämpfen müssen, und manchmal hat es unter der Last schwer gestöhnt, und ein Zittern ist durch seinen Körper gegangen. Jetzt ist es vor den Unbilden des Wetters geborgen, und selbst, wenn draußen auf dem indischen Ocean wilde Stürme die Wellen peitschen sollten, daß sie brüllend ihre Stimme erheben, in dem Hafen, der sich friedlich wie ein Landsee ausbreitet, bliebe es stille. Boote nähern sich dem Dampfer; Missionar Greiner kommt an Bord, und mit ihm fahren wir zu Lande.

Unterwegs erzählt er uns von jenem Tage, an welchem hier Kriegslärm erscholl und die Station, die er auf Immanuelskap gebaut hatte, von den Eingeborenen geplündert und eingeäschert wurde.

„Sehen Sie dort, wo der „Kaiser“ jetzt hält, lag die „Möwe“, als wir unter

dem Feuer der Aufständischen flüchten mußten, und hier gerade war es, wo ich mit Schrecken bemerkte, daß die „Möwe“ ein Geschütz auf uns gerichtet hatte und unser Boot, das für ein Fahrzeug der Aufständischen gehalten wurde, beschloß. Nur Gottes Güte war es, daß wir an dem Tage nicht gar aus waren.“

So redet er; am Ufer aber sehen wir im Schatten dunkler Mangroven, durch welche die Silberstrahlen des Mondes dringen, einen morschen Kahn liegen. Das ist das Fahrzeug, auf welchem die Geschwister an jenem Schreckenstag geflohen waren, als sie von erbitterten Aufständischen in ihrer Station überfallen wurden.

Am Strande werden wir von den Missionsgeschwistern begrüßt und finden für die Nacht im Missionshause Aufnahme. Draußen rauschen die Palmen, die das Haus umgeben, und unter ihrem Rauschen fallen uns die Augen zu. Am andern Tage begeben wir uns in die Stadt.

Auf der Straße, die am Hafen entlang führt, und an der die freundlichen Gebäude der Regierung, das Fort, die katholische Mission der Benediktiner, das Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und das Zollamt liegen, herrscht reges Treiben. Überall sehen wir die Spuren deutschen Fleißes. Darassalam ist eine junge Stadt. Während Kilwa schon vor Jahrhunderten als Königin des Südens gepriesen und um Mombassas Besitz in blutigen Kämpfen gerungen wurde, während Sansibar aufblühte und Bagamoyo seine Speicher aufthat, um die Produkte des Innern aufzunehmen, lag auf Darass-

empor. Als die Deutschen vom Lande Besitz nahmen, war unter den Häfen, welche der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom Sultan Said Kalifa zuerst zugestanden wurden, auch Darassalam. In der Zeit des Aufstandes, in welcher auch die Missionsstation der Evang. Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika zerstört wurde, wurde die aufblühende Stadt in Trümmer gelegt. Sie mochte, als die Kämpfe vorüber waren, nur noch 350 Bewohner zählen. Heute ist Darassalam eine Stadt von über 10 000 Einwohnern und hat als Sitz der Regierung hohe Bedeutung für ganz Ostafrika. Was hier bestimmt

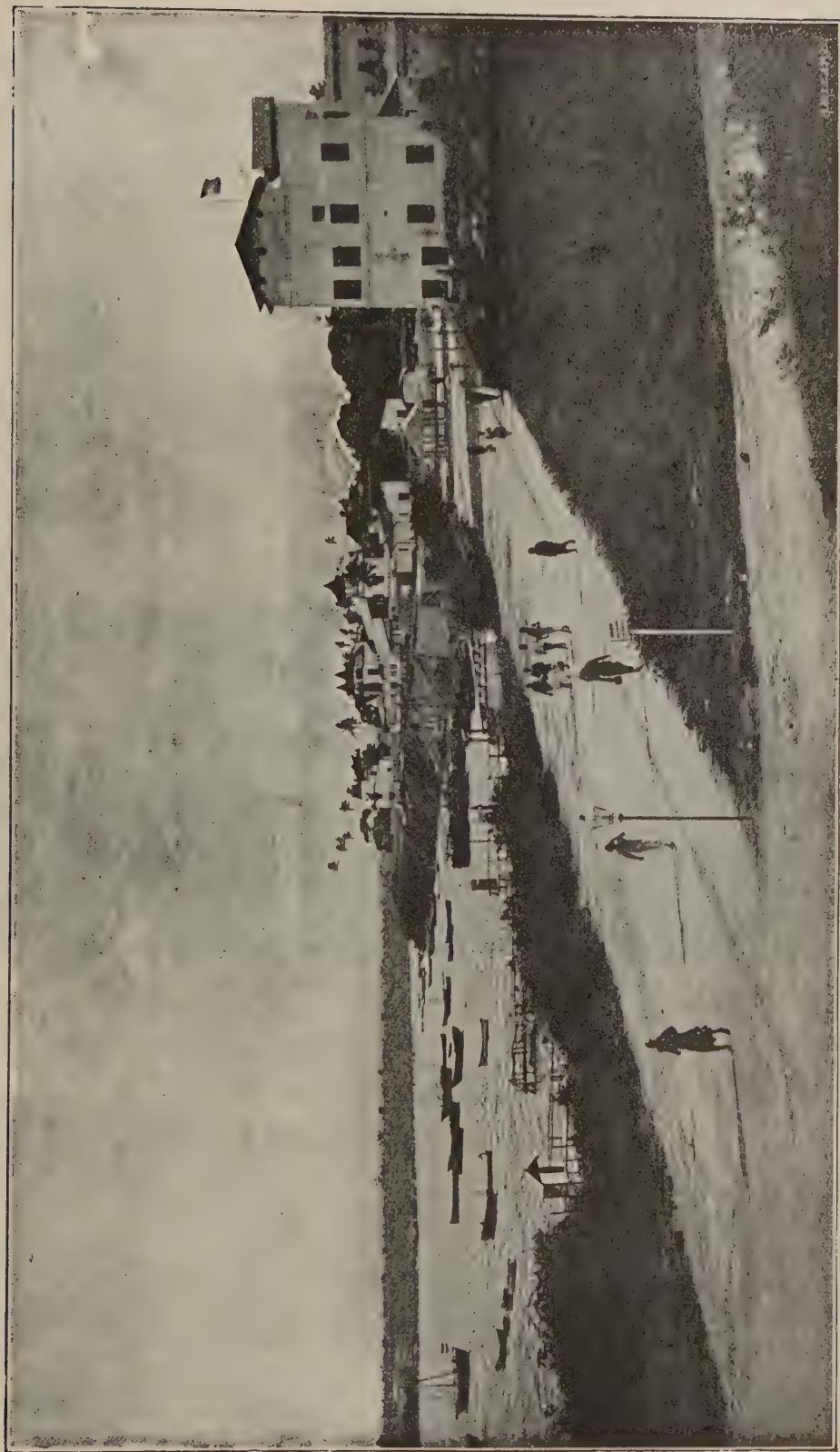


Straße in Darassalam.

salam noch das Dunkel des Nichtgekanntseins. Der junge deutsche Reisende Albrecht Roscher, der im Jahre 1859 auf einer Wanderung an der Küste von Kondutschi nach Kilwa Ribendische bei dem Dörflein Misima vorüber kam, mag der erste Europäer gewesen sein, der den Hafen von Darassalam erblickte. Ein Jahrzehnt später beabsichtigte Sultan Seyyid Madschid von Sansibar hier eine Residenz zu bauen; aber noch ehe die unternommenen Bauten vollendet waren, starb er, und sein Nachfolger gab den Plan auf. Die begonnenen Bauten verfielen, und die Kokospalmen, welche man angepflanzt hatte, wuchsen über Ruinen

wird, das hat Geltung bis an die Seen im Innern, und der Blick vieler Volksstämme wird hierher gelenkt.

Wer mag doch die Völker nennen, die hier zusammenkommen? Den gekrümmten Dolch im breiten Gürtel, auf dem Kopf den mächtigen Turban, gehüllt in ein langes, weißes Gewand, über welches er ein schwarzes, mit Silberborten besetztes Übergewand gezogen hat, schreitet der Araber einher. Eine stolze Würde ist ihm eigen. Er ist ja auch der ehemalige Herr des Landes. Ob er vergessen kann, daß sein Wort vordem im Lande weithin Geltung hatte? Er sieht ruhig und ge-



Am Hafen von Darescham.

lassen aus. Aber ob ihm nicht das Blut zu wallen beginnt, wenn er daran denkt, daß dies Wort, vor dem der Neger einst zitterte, seinen Klang verloren hat? Geschäftig eilt der flinke goanefische Kaufmann vorüber. Er muß sich rühren. Denn er findet an dem Jnder, der auf der offenen Veranda seines Hauses seine bunten Waren ausgestellt hat, einen nicht zu unterschätzenden Konkurrenten. Will einer achtlos an dem Laden vorbeigehen, so ruft ihm der Betel kauende Jnder einen Gruß zu und fordert ihn auf einzutreten. Noch ehe man ihm gesagt hat, was man begehrt, fängt er an, aus den dunkeln Räumen seines Hauses allerlei hervorzu-

ein wenig und noch ein wenig und immer noch ein wenig, und schließlich sei es ein ganzer Haufe geworden. Der aber muß ziemlich groß sein; denn Sewa Hadji gebietet über Millionen.

Der Gelegenheit, Geld zu verdienen, ist ja auch mancherlei; denn die Menschenmenge, die auf der Straße hin und her zieht, ist nicht klein. Trotzig blickt die Soldatenfrau drein, die ihrem Mann aus dem fernen Sudan hierher gefolgt ist. Die Mundharmonika an den Lippen, der es einige dünne Töne entlockt, schlendert das Suahelimädchen vorüber. Kofett hat es den Gipfel seines bunten Tuches über die Schulter geworfen; aus seinen Augen blickt



Bau eines Eingeborenen-Hauses.

kramen, von dem er meint, daß es Eindruck machen wird. Und wenn er schließlich nach dem Preise eines Gegenstandes gefragt wird, so wird er nicht verfehlen, seine Forderung recht hoch anzusetzen. Erscheint sie dem Käufer zu hoch, so bleibt ihm ja immer noch die Frage übrig: Wieviel willst du geben? und nach langem Hin- und Herreden wird es schließlich doch noch zu einem Geschäfte kommen. Die Jnder haben sich meist in Ostafrika zu bereichern gewußt. Der indische Nabob Sewa Hadji in Bagamoyo hat mir gestanden, daß er vor Jahren, als er nach Ostafrika herüberkam, noch nichts besessen habe. Dann habe er zusammengebracht

Übermut und Leichtsin. Reck ruft es einige Scherzworte den jungen Burschen zu, die in langen, weißen Hemden, die rote Kofia¹⁾ auf dem Kopfe, das zierliche Spazierstöckchen in den Händen, auf der Straße stehen und sich über die Neuigkeiten des Tages lachend unterhalten. Scheu geht der Mfchenfi²⁾ aus dem Innern an ihnen vorüber. Mit erstauntem Auge betrachtet er alle die unbekannten Dinge, die er hier erblickt. Zum Hafen nimmt er endlich seinen Weg. Dort findet er immer Gelegenheit, einige Pesa zu ver-

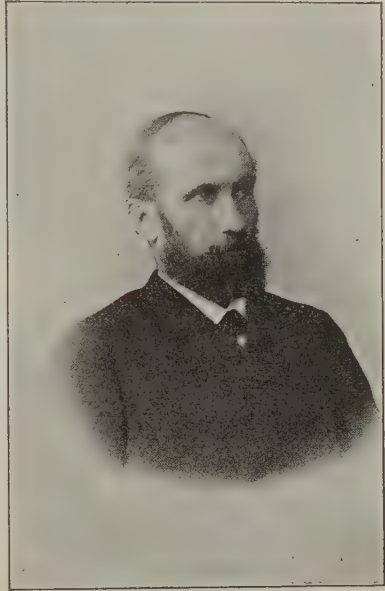
¹⁾ Kopfbedeckung.

²⁾ Bewohner des Innern.

dienen, für die er sich etwas von den Herrlichkeiten, nach welchen sein Herz verlangt, erstehen kann. Bald ist er in der Reihe der Arbeiter, welche die von den Schiffen gebrachten Frachten in die Schuppen des Zollamtes schleppen, und fällt mit kräftiger Stimme in den Gesang ein, durch welchen sie sich ihre schwere Arbeit zu erleichtern suchen. Tag für Tag kann man dort Fahrzeuge der Araber und Indier erblicken, welche einen großen Teil des Handelsverkehrs an der ostafrikanischen Küste vermitteln. Ja, bis nach Maskat und Indien pflegen diese Schiffe, Dhau genannt, zu fahren. Sie lassen sich von dem Südwestmonsum dorthin treiben und kehren mit dem Nordostmonsum zurück. Ein größeres Unwetter vermöchten viele von ihnen wohl kaum zu überstehen; denn die Kapitäne sind oft bis zum Leichtsinne sorglos und die Mannschaften, welche das Fahrzeug zu bedienen haben, oft völlig unerfahren. Soeben versucht eine Dhau den Hafen zu verlassen. Der Wind steht ihr entgegen; das Fahrzeug laviert hin und her, um durch die enge Straße aus dem Hafen herauszukommen; aber alle Mühe ist umsonst. Da ist kein Zweifel, daß wieder einmal die *Bepo*¹⁾ ihr Spiel treiben, und, um sie zu verschrecken, erheben Kapitäne und Matrosen ein lautes Geschrei, und die Trommel wird geschlagen. Aber diesmal lassen sich die Geister nicht erschrecken. Die Schiffer geben schließlich ihre Arbeit auf; gleichmütig führt der Kapitän sein Fahrzeug an den Strand zurück. Morgen ist ja auch noch ein Tag; da gelingt es vielleicht besser. *Inschallah!*²⁾

Wir begeben uns in das Negerviertel. Leute sind dabei, ein Haus aufzuführen. Mit Stricken aus Kokosfasern werden die Hölzer verbunden. Das Dach wird mit Gras gedeckt und über die Wände des Hauses weit herübergeführt. Das giebt vor dem Hause einen schattigen Raum, und in diesem Raume, Barasa genannt, pflegt der Neger einen großen Teil des Tages zuzubringen. Auf der Barasa sitzt er mit seinen Bekannten, um zu plaudern und zu scherzen und Schauri³⁾ zu halten; auf der Barasa treibt der Fundi⁴⁾ sein

Handwerk; auf der Barasa hält der Lehrer seine Schule. Dorthin setzt sich auch zuweilen der Missionar und erzählt den Leuten, die sich versammelt haben, biblische Geschichten. Ab und zu wird er durch Fragen unterbrochen. Oftmals sind die Leute auch gleichgiltig und gähnen laut oder stehen lachend auf, um ihrer Wege zu gehen. Hin und wieder kann es auch vorkommen, daß ein mohammedanischer Suaheli ihm in die Rede fällt: „Wir wollen dein Wort nicht hören. Wir sind



Missionar Greiner.

Mohammedaner.“ Eigentlich ist aber religiöser Fanatismus dem Suaheli nicht eigen. Die Annahme des Islam ist ihm nur eine äußere Form. Nach wie vor fürchtet er die bösen Geister und opfert ihnen, und wenn er von Gott redet, nennt er ihn nicht Allah, sondern mit dem Bantuwort *Muungu*. Der Gott Mohammeds ist eben noch nicht der Gott des Suaheli geworden. Ja, wenn man ihn nach seinem Propheten fragt, so kann es einem oft begegnen, daß man anstatt der Auskunft ein verlegenes Schweigen als Antwort erhält. Von Mohammed wissen ihrer viele, die sich mit Stolz Angehörige des Islam nennen, nichts.

So wird auch die Mission an dem mohammedanischen Bekenntnis unter den Suaheli nicht allzu großen Widerstand

¹⁾ Böse Geister.

²⁾ So Gott will.

³⁾ Beratung.

⁴⁾ Handwerker.

finden und darf darum vor einer Arbeit in Daresalam nicht zurückschrecken. Oft freilich scheint es, als wäre es besser, die Küste zu übergehen, an der sich fremde Einflüsse geltend gemacht haben, und sich nur den Völkern zuzuwenden, welche im Innern wohnen. Diese erscheinen, weil sie von fremden Einflüssen weniger berührt sind, zugänglicher. Aber an einem Platz, wohin die Augen von ganz Ostafrika gerichtet sind und mehr und mehr gelenkt werden, wie das mit Daresalam, der

er im Jahre 1892 Daresalam verließ, um eine Tagereise weiter im Lande die Station Kisserawe zu gründen, zogen die befreiten Sklaven, die bei ihm wohnten, mit ihm auf die Höhe von Kisserawe hinauf, und heute ist aus ihnen eine kleine christliche Gemeinde gewonnen, welche bemüht ist, das Licht des Evangeliums in die Nacht Usaramos zu tragen. Etwas von den Früchten der ersten Missions-thätigkeit in Daresalam können wir in Kisserawe schauen.



Krankenhaus in Daresalam.

Hauptstadt des Landes, der Fall ist, muß auch der Leuchter des Evangeliums stehen. Die evangelische Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat die Arbeit in Daresalam im Jahre 1887 begonnen. Missionar Greiner kam am 2. Juli hierher und baute auf dem Immanuelskap die Station. Während des Aufstandes wurde sie zerstört; die Arbeit mußte neu begonnen werden.

Die Thätigkeit von Missionar Greiner erstreckte sich meist auf befreite Sklaven, die ihm überwiesen worden waren. Als

Im Jahre 1891 wurde das Krankenhaus, welches die Missionsgesellschaft in Sansibar eingerichtet hatte, nach Daresalam in die Räume des Missionshauses verlegt. Manchem erkrankten Europäer hat es Pflege gewährt, und mancher hat in ihm seinen Gott wiedergefunden. Pastor Holst, der seit dem Jahre 1893 als Vorsteher des Hauses und Seelsorger der Deutschen in Daresalam thätig war, kann uns von Stunden erzählen, in denen er an Sterbebetten gestanden und gehört hat, wie Sterbende ihre Seele dem Heiland

der Sünder in die Hände legten. Die Missionsgesellschaft ist nicht müde geworden, die deutsche Regierung auf die Pflicht hinzuweisen, für ihre erkrankten Beamten draußen Sorge zu tragen. Solange sich niemand fand, der ihr diese Arbeit abgenommen hätte, hat sie sich dem Dienst der Barmherzigkeit unterzogen. Nun hat die Regierung die Krankenpflege übernommen, und bis zur Fertigstellung des eigenen Hospitals, welches sie in Daresalam baut, sind ihr die Räume unseres

Deutschen einen Gott haben, zu dem sie beten.

In der Kapelle werden auch die Andachten für die Schwarzen gehalten, die zur Station gehören. Nicht nur sie, sondern auch die Neger, die aus der Stadt kommen, um sich ihre Wunden verbinden zu lassen, haben hier etwas von Jesu Christo vernommen. Und wenn wir uns an Missionar Cleve wenden, dem die Missionsthätigkeit in Daresalam zugewiesen ist, so kann er uns erzählen, wie



Friedhof in Daresalam.

Krankenhauses für diesen Zweck zur Verfügung gestellt worden.

In dem Hause befindet sich die Kapelle, in welcher für die Deutschen der Stadt sonntäglich Gottesdienst gehalten wird. Aber die Evangelischen haben den Wunsch, inmitten der Stadt eine Kirche zu haben. Schon ist unter ihnen für diesen Zweck eine namhafte Summe gesammelt, und wenn Hilfe aus der Heimat nicht ausbleibt, so wird sich in Daresalam in kurzer Zeit eine deutsche evangelische Kirche erheben und wird Heiden und Mohammedanern ein Zeugnis sein, daß auch die

das Evangelium von Jesu Christo auch an der Küste eine Kraft Gottes ist. Den Gefangenen, die im dunkeln Gefängnis für ihre Vergehen und Verbrechen büßen, hat er seine Arbeit zugewendet und unter ihnen immer einige aufmerksame Zuhörer gefunden. Was aber die Arbeiter der Station aus seinem Munde vernommen haben, das hat ihrer zwei bewogen, um die heilige Taufe zu bitten. Einer von ihnen ist mit einer Christin aus Kisserawe verheiratet, und, will's Gott, wird nun der Grund gelegt für eine christliche Gemeinde aus den Schwarzen in Dares-

salam, wie sie die englische Universitäten-Mission in Kischelwe bei Daresalam schon gesammelt hat.

Es ist ja in diesen Boden von der jungen Missionsgesellschaft eine köstliche Saat gelegt worden. Auf der anderen Seite der Stadt liegt der Friedhof. Unter dem Mangobaum und den Palmen, die ihn beschatten, hat die Mission zwei Gräber gegraben. Unter jenem Grabhügel ruht der Diakon Klein, welcher im Krankenhause als Pfleger thätig war, und dort ist das Grab von Missionar Göttmann, dem ersten Missionar, den wir in Afrikas Erde betten mußten. Im Jahre 1892 kam er hinaus und fand seine Thätigkeit in Kisserawe, wo er die frohe Botschaft unter die Wasaramo trug und die befreiten Sklavenkinder, welche dort Aufnahme gefunden haben, um den Heiland sammelte. Kurz war seine Thätigkeit, aber reich gesegnet. Mir ist er auf meinen Pilgerwegen in Afrika ein treuer Gefährte gewesen, und ich werde nie vergessen, was er auf meinen Wanderungen an mir gethan hat. Wie ist er besorgt gewesen, mir die Beschwerden des Weges zu erleichtern! Wie hat er mich treu ge-

pflegt, wenn mich einmal das böse Fieber niederwarf! Zu Anfang des Jahres 1894 starb er im Krankenhause zu Daresalam. Als er zu Grabe getragen wurde, gingen die Christen von Kisserawe hinter seinem Sarge einher und weinten und klagten, daß ihnen der geliebte Lehrer genommen war. In Kisserawe aber warf sich der alte Missionar, mit dem er zusammen gearbeitet hatte, auf die Knie und schrie zum Herrn. „Brüder! Väter! ein wackerer Streiter ist gefallen. Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Wo sind die Streiter, die nun entschlossen in die Fußstapfen des Heimgegangenen zu treten bereit sind?“ So schrieb er in die Heimat. An die Stelle des Entschlafenen sind andere getreten. Über seinem Grabe rauschen die Palmen.

Es ist Abend geworden. Am Himmel erglänzt ein Stern nach dem andern. Wir blicken auf. Es ist uns, als käme ein Gruß herab: Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott, und über den Kreuzeswegen der Mission leuchten die Sterne der göttlichen Verheißung.

Die armenischen Greuel.

Vom Herausgeber.

Schon wiederholt haben wir in diesen Blättern der furchtbaren Greuel Erwähnung gethan, welche die Türken und Kurden seit dem Sommer 1895 unter dem armen, unglücklichen armenischen Volke angerichtet haben. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die Christenheit, und das in Strömen vergossene, unschuldige Blut schreit um Rache zum Himmel. In Deutschland war früher die Theilnahme für die Armenier gering. Einmal war in den Zeitungen und Zeitschriften wenig von dem Furchtbaren zu lesen, was im fernen Asien vor sich ging, so daß die wenigsten bei uns eine Vorstellung von dem Umfang der entsetzlichen Greuel hatten. Und dann standen die Armenier in keinem guten Ruf; sie sollten die Juden des Orients, Wucherer und Blutsauger sein, die von dem schnöde zusammengerafften Gelde den rücksichtslosesten Gebrauch machten. Zudem sollten sie voller revolutionärer Umtriebe

sein und ihr Unglück durch Widerseßlichkeiten, böse Anschläge und Empörungen selbst heraufbeschworen haben. Diese Anklagen waren wohl geeignet, den unter die Räuber und Mörder Gefallenen auch noch die Sympathie der Mitmenschen zu entziehen.

Allein diese Beschuldigungen der Armenier sind in großem Umfang falsch. Mögen immerhin in den Städten des westlichen Kleinasien oder in Konstantinopel reiche Armenier sein, die in derselben gewissenlosen Weise im Handel stehlen und betrügen, wie es leider im Orient allgemeiner Brauch ist, die Hauptmasse des armenischen Volkes, welche in den östlichen Provinzen des türkischen Reiches in den Thälern und auf den Hochebenen Armeniens wohnt, sind friedliche, fleißige Ackerbauer, welche zufrieden sind, den Ertrag ihres Fleißes in Ruhe zu genießen. Sie bilden den besten und betriebfamsten Stamm der Bevölkerung Kleinasiens, die von ihnen bewohnten und

bearbeiteten Striche sind die Kornkammer der Türkei. Und mögen immerhin in Athen und London, Paris und Konstantinopel revolutionäre armenische Komitees einen gewaltsamen Umsturz der Dinge im Orient erstreben, soviel ist sicher und durch die unanfechtbaren Berichte der europäischen Konsuln festgestellt, daß den Blutbädern fast nirgends eine Herausforderung seitens der Armenier vorausgegangen war, ja daß die Armenier sogar fast niemals ihren Angreifern Widerstand entgegensetzten, sondern sich hinschlachten ließen wie die Schafe an der Schlachtbank. Sie verdienen also unsere Teilnahme im vollsten Maße, die armen, zertretenen Armenier, Brüder in Christo, und wenn uns der Apostel mahnt: Lasset uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen, so sollen wir dieser Mahnung sonderlich in diesem Fall eingedenk sein, wo ein ganzes christliches Volk von seinem grausamen mohammedanischen Zwinghern erbarmungslos dem Untergang, der Vernichtung geweiht ist. Dr. Lepsius hat sich deshalb ein Verdienst erworben, daß er im Sommer dieses Jahres nach Armenien gereist ist, um an Ort und Stelle Nachforschungen über die armenischen Greuel anzustellen und zuverlässige Berichte zu sammeln. Was wir im folgenden geben, ist nur ein kleiner Auszug aus seinem Buche „Armenien und Europa“, von dem wir wünschten, daß es recht viele unserer Leser mit rechter Teilnahme studieren möchten.

Die Verfolgung.

Wir verzichten darauf, in zeitlicher Reihenfolge über jedes einzelne Blutbad Bericht zu geben; man müßte einen dicken Band schreiben, wollte man eine vollständige Geschichte dieser entsetzlichen Mordthaten zusammenstellen. Die Kirchengeschichte hat von den Tagen Neros und Diokletians an viele in Blut getauchte Blätter; aber nie und nirgend hatte die Verfolgung einen so furchtbaren Charakter als hier.

Es ist keine Frage, die Abschachtung der Armenier war für die Türken ein Fest. Mit Trompetensignalen begonnen, mit Prozessionen beschloffen, unter dem Gebet der Mollahs, die von der Höhe der Minarets den Segen Allahs auf das Gemetzel herabriefen, vollzog sich das Ganze in bewundernswürdiger Ordnung nach dem



Ein Armenier.
(Aus Nagel, Völkertunde.)

zuvor vereinbarten Festprogramm. In brüderlicher Einmütigkeit mit dem Militär, den Redifs (Reserven), den Zaptiehs (Gensdarmen) und den neugeschaffenen kurdischen Regimentern begab sich der von den Behörden mit Waffen ausgerüstete Pöbel ans festliche Geschäft des Mordens. Die

Stimmung war die beste. Die türkischen Frauen mit ihrem Zilghit, dem kreischenden Kehllaut ihrer Kriegsrufe, ermunterten ihre Braven und übertönten das Geschrei der Opfer mit dem Gebrüll ihrer Hochzeitslieder. Ein wilder, menschenfresserischer Humor bemächtigte sich des Pöbels. Und warum auch nicht? Wenn hier ein Offizier ermutigte: „Nieder mit den Armeniern, das ist der Wille des Sultans!“ wenn dort ein Wali ermahnte: „Seid rüßrig, laßt nicht ab zu töten, zu plündern und zu beten für den Sultan!“ warum sollten sie innehalten mit Beten und warum absteigen vom Morden? Lag doch der Lohn der Frömmigkeit vor ihren Augen: die aufgestapelten Waren in den Magazinen armenischer Kaufleute und sämtliche Habe in ihren Häusern, so viel sich nur erraffen und hinwegschleppen ließ. War doch überdies völlige Straflosigkeit jeglicher Schandthat ihnen sicher, und von der sorglichen Regierung für ihre getreuen Unterthanen alle nur wünschenswerten Maßregeln getroffen, um das Geschäft des Mordens bei allem Blutvergießen so ungefährlich als nur möglich für alle Beteiligten zu machen, so ungefährlich, wie das Abflecken der Hammel im Schlachthaus.

Nicht einmal der Kinder schonte der wilde Pöbel. Was sollte die unnütze Brut, die in Angst und Verwirrung, von in entseßlicher Hast geflüchteten Eltern zurückgelassen, in den einsamen Bergschluchten der Umgegend von Musch herumirrten oder nackt, frierend und bettelnd in den Städten wie Rudel von Strahenhunden herumlungerten. — Die Mohammedaner eines großen Dorfes bei Marasch ersparten einem einjährigen Kind dieses traurige Schicksal und warfen es ins Feuer. — In Baiburt waren sie barmherzig genug, gleich die Säuglinge mit den Müttern in 14 Häusern zu verbrennen. — Der reiche Johannes Avakian von Trapezunt bietet dem stürmenden Pöbel alle seine Habe, wenn sie sein und der Seinen Leben schonen. Seinen dreijährigen Knaben hält er im Arm. Doch die Habe entgeht den Wüterichen nicht, erst den Knaben tot, damit sie an den Alten können! Und ermordet werden beide vor den Augen der Mutter und Geschwister. — Auf der verstümmelten Leiche des Vaters, dem man zuvor ein Stück Fleisch nach dem andern aus dem Leibe gehackt und Essig

in die Wunden gegossen, noch seine Knaben mit blutigem Spielzeug zu erschlagen, erfreute den Pöbel von Erzerum.

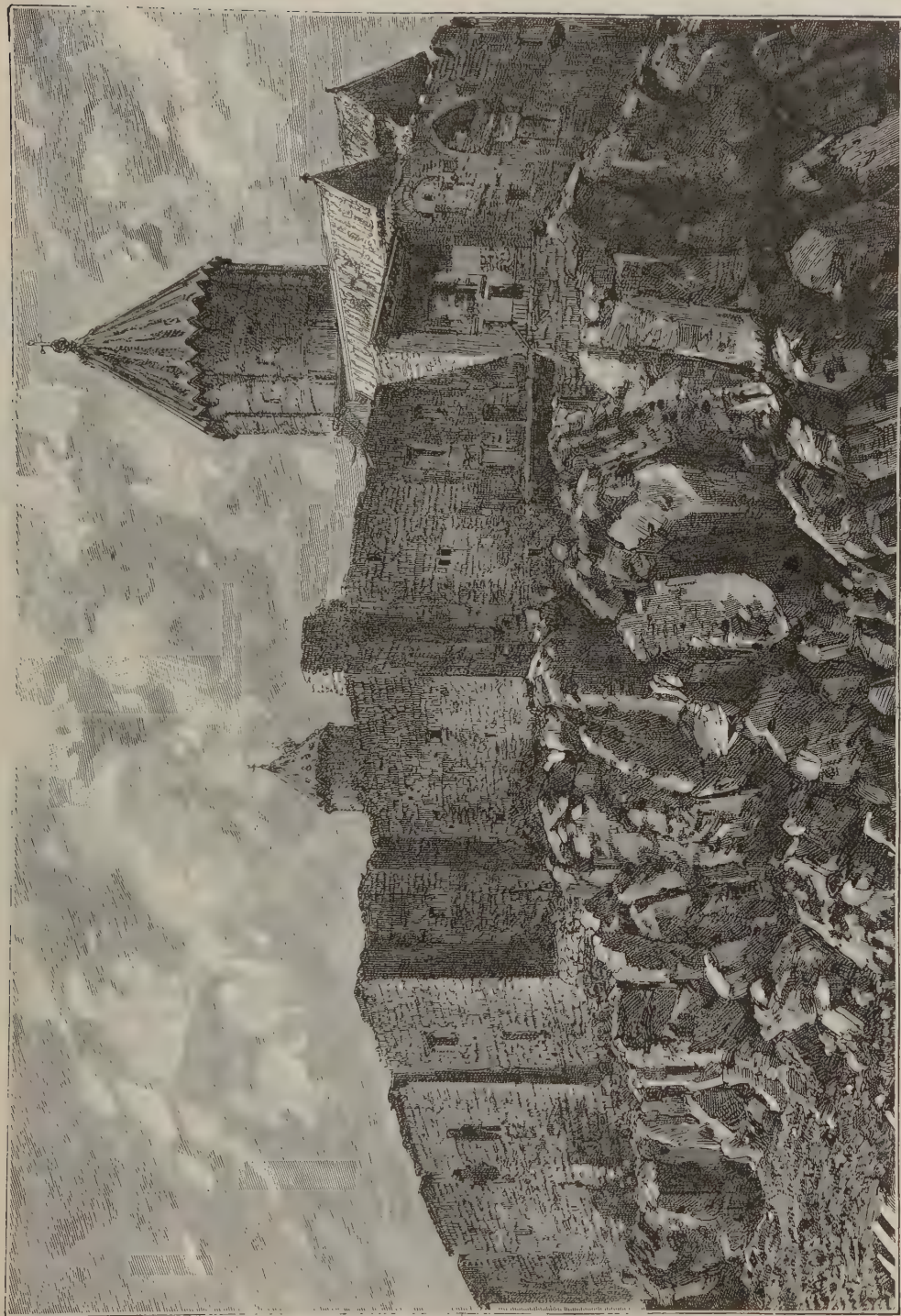
In Diarbekir wurde die große steinerne Kirche der syrischen Jakobiten, in die sich Massen von Flüchtlingen gerettet, von Kurden umzingelt, hineingeschossen, das Dach aufgebrochen, Brennmaterial und Brandfackeln hinabgeworfen, bis es endlich gelang, die Thüre aufzubrechen. Unter dem Jubel des Pöbels wurden die Insassen in dichten Scharen ins Freie getrieben, wo sie ein Kugelregen empfing. Als man den Pastor Jinjis Khatherschian aus Ägypten, der gerade bei seinen Verwandten zu Besuch war, als Geistlichen erkannte, wurde er niedergedrückt, bis zur Bewußtlosigkeit mit Knütteln geschlagen. Eins der umherliegenden heiligen Bücher wurde ihm in den Mund gestopft und er höhrend aufgefordert, eine Predigt zu halten. Brände flogen auf ihn nieder, und als der heftige Schmerz ihn aus seiner Ohnmacht weckte, und er wegzufriechen versuchte, faßte man ihn und schleuderte ihn ins lodernnde Feuer, wo er verbrannte.

Die Läden und Häuser, die Dörfer und Felder der Armenier wurden mit einer Gründlichkeit geplündert, die nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht ein Zeugseken, nicht ein Topf oder Teller wurde zurückgelassen; oft wurden sogar die Thüren und Fenster ausgehängt und mitgenommen. Was als unbrauchbar zurückgelassen wurde, das zerfchlugen und verdarben die Unmenschen in ihrer Bosheit. „Alles ist uns genommen,“ heißt es in einem Bericht, „sie haben uns nicht einen Lappen übriggelassen, um unsere Thränen abzuwischen.“

Nach den bis jetzt vorliegenden Berichten sind 25 protestantische Prediger und 170 gregorianische oder altgläubige Priester um ihrer Weigerung willen, den Islam anzunehmen, oft unter den unerhörtesten Martern ermordet worden.

Christlicher Heldenmut.

Ein Lichtstrahl in all dieser Finsternis der Trübsal sind die herrlichen Beweise todesmutigen, weltüberwindenden Glaubens. Viele sind als Märtyrer ihres Christenglaubens gestorben und haben die Krone des Lebens erlangt. Zwischen Gregorianern und Protestanten ist da kein Unterschied, sie haben mit gleicher Freudig-



Ein armenisches Kloster (Chafreez).

keit bekannt und geblutet. Viele Namen werden unbekannt bleiben, sie sind angeschrieben im Buche des Lebens, ihre Ehre wird ihnen zuteil werden aus der Hand dessen, der gesagt hat: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Aber zur Stärkung unsers Glaubens erinnern wir uns gern der treuen Zeugen, von denen uns mit Namensnennung oder unter Angabe der besonderen Umstände

von eurem Haupt soll nicht umkommen.“ Zwei Tage darauf, am hellen Mittag, stürmte ein Haufe wütender Mohammedaner daher, nach allen Seiten plündernd und mordend. Der Pfarrer und einige andere Armenier hatten sich in das Obergemach eines leerstehenden Gasthauses flüchten können. Dort warteten und beteten sie hinter verschlossenen Thüren. Gegen Abend aber erschien eine zweite Schar von Mohammedanern mit der ausgesprochenen



Evangelisch-armenische Prediger.

erzählt wird. Da sind besonders die Geistlichen und Priester, von denen uns fast einstimmig berichtet wird, daß sie lieber ihr Leben gelassen, als ihren Glauben verleugnet haben.

In Sivas wirkte seit Jahren samt seiner gleichgesinnten Frau der evangelische Pfarrer Garabed Kuludschian in großem Segen. Am 10. November hatte er seiner Gemeinde eine ergreifende Predigt gehalten über den Text: „Und ein Haar

Absicht sie alle zu töten. Ruhig trat ihnen der Pfarrer entgegen, so daß sie ein wenig flukten, zögerten und ihm dann Leben und Freiheit anboten, falls er nur seinen Glauben verleugne. Er dachte an seine kränkliche Frau und an seine vier unverforgen Töchter. Das Herz bebt ihm. Aber er verleugnete nicht, sondern sprach: „Ich glaube nicht nur selbst an Christus, sondern bin auch mein Leben lang bemüht gewesen, andere für diesen Glauben zu ge-

minnen.“ — „Dann müssen wir dich töten,“ lautete die Antwort. Der Bekenner hob beide Hände auf gen Himmel und — wurde von zwei Kugeln durchbohrt. Am

Kirchhof. Da war ein langer, tiefer Graben ausgeschauelt worden. In diesen warf man die Leichname und schüttete ihn zu. Bei dem Überfall von Sassun im



Armenisches Haus in Erzerum.

nächsten Morgen fand man seinen Leichnam im Hofe des Gasthauses liegen. Die Kleider waren ihm abgerissen. Mit 800 anderen, die auch umgebracht worden waren, begrub man ihn auf dem alt-armenischen

Frühling 1895 wurden etwa sechzig junge verheiratete Frauen in eine Kirche eingesperrt und dann den Soldaten zur Beute überlassen. Der größere Teil von ihnen wurde alsdann ermordet. Einige, die

schönsten von ihnen, ließ man noch eine Weile leben und versprach ihnen volle Verschonung, wenn sie ihren Glauben abschwören wollten. „Warum sollten wir unsern Herrn Christus verleugnen?“ antworteten sie in edler Hoheit und wiesen dabei auf die Leiber ihrer ermordeten Männer und Brüder. „Wir sind nicht besser als sie. Tötet auch uns!“ — und sie starben mutig und getrost.

Von einer andern Armenierin, Schoke, wird uns erzählt, daß sie mit mehreren Frauen, von den Mohammedanern verfolgt, sich auf einen Felsenvorsprung flüchtete, der über einem Abgrund gähnte. Sie rief den andern Frauen zu: „Schwestern, ihr müßt jetzt wählen. Entweder ihr fallt in die Hände der Türken, ihr verleugnet damit eure Männer, eure Heimat, eure heilige Religion! Ihr nehmt den Glauben Mohammeds an und werdet entehrt — oder ihr folgt meinem Beispiele!“ Und dabei sprang sie, mit ihrem einjährigen Kinde in den Armen, in die Tiefe. Zwei, drei, vier Frauen und noch mehr folgten ihr, und bald war die Schlucht unten mit Frauen- und Kinderleichen ausgefüllt.

In dem Dorfe Lemal bei Bitlis wurde im Gefängnis der fromme Armenier Azo von den türkischen Offizieren den furchtbarsten Folterqualen unterworfen; er sollte einen falschen Eid schwören, durch den er die besten Männer seines Dorfes dem gewissen Tode preisgegeben hätte. Er wurde wie ein Gekreuzigter mit ausgespannten Armen festgebunden und gepeinigt. Es wurden ihm unter höllischem Gelächter der Soldaten die Zähne eingeschlagen, der Schnurrbart ausgerissen, und sein Leib wurde mit glühendem Eisen gebrannt. Der fromme Mann aber blieb standhaft. „Ich kann meine Seele nicht mit dem Blute unschuldiger Menschen bes Flecken, ich bin ein Christ!“ rief er mitten unter den entsetzlichsten Schmerzen aus. Er hat sein Wort gehalten. Endlich erlöste ihn der Tod.

Im Kloster zu Tadem wurden dem greisen Archimandriten Dhanes Papizian auf seine Weigerung, den Islam anzunehmen, zuerst die Hände, sodann die Arme bis zum Ellenbogen abgeschnitten. Als er noch nicht schwach wurde, schnitt man ihm auf dem Pflaster der Kirche den Kopf ab. In Birehjik wurde ein Greis, der sich weigerte, seinen Glauben abzuschwören, niederge-

worfen, glühende Kohlen auf seinen Leib gehäuft, und als er sich in Qualen wand, hielten ihm die Unmenschen eine Bibel vor's Gesicht und baten ihn höhrend, einige Verheißungen, auf die er sich verlassen, ihnen vorzulesen.

Da fragte ein Türke einen Armenier: „Willst du Mohammedaner werden?“ Der Gefragte bekannte laut Christum, den Gekreuzigten. Da riß ihm der Türke mit seinem Messer ein Stück Fleisch aus dem Arme und warf es vor die lauernden Hunde. „Willst du nun Mohammedaner werden?“ Der Gepeinigete blieb standhaft. Das Scheusal riß ihm nun aus dem andern Arme ein großes Stück Fleisch, das ebenfalls sofort den Hunden zum Fraße vorgeworfen wurde. Der Armenier hat trotzdem sein Christentum behalten!

In Marsovan war ein gewisser Hagop Pattian, ein gar bescheidener Mann, der sich durch seine aufopfernden Dienste während der letzten Cholera-Zeit die Achtung und Liebe der Nichtchristen wie der Christen erworben hatte. Das half ihm aber jetzt nichts. Am 15. November 1895 sah auch er sich mit dem Tode bedroht, und er starb wie ein Held. Während die Arzthiebe der Mörder sein unschuldiges Haupt trafen, hörte man ihn noch beten: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ und: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

In Jischan wurde eine ganze Schar von Armeniern, die sich, ihren greisen Pfarrer an der Spitze, in eine Kirche geflüchtet hatten, einzeln, Mann für Mann herausgelassen und von den Mohammedanern gefragt, was ihnen lieber sei, ihr Leben oder ihr Glaube, man lasse ihnen selbst die Wahl. 52 Personen wollten lieber sterben als den Herrn verleugnen. Sie wurden Mann für Mann erschossen oder mit dem Schwert zusammengehauen. Die alt-armenische Kirche wurde in eine Moschee, die protestantische in einen Pferdestall verwandelt.

In Urfa wurden zwei Söhne in Gegenwart ihrer Mutter von dem wilden Haufen überfallen und vor die Wahl gestellt, Islam oder Tod. Da rief ihnen ihre Mutter zu: „Sterbt lieber, verleugnet den Herrn nicht.“ Sie blieben fest und standen in wenigen Augenblicken vor Gottes Thron.

Auch die evangelische Missionsarbeit

des amerikanischen Board, der seit mehr als einem halben Jahrhundert an der Hebung des armenischen Volkes arbeitet, hat unberechenbaren Schaden erlitten. In Charput, einer der Hauptstationen, wurden acht schöne, große Gebäude von dem wilden Pöbel verwüstet; in Marasch wurde ein großes Seminargebäude eingäschert. Wie groß die Zahl der Kirchen und Schulen, der Pfarr- und Lehrhäuser ist, die von dem wilden Volk weit und breit auf den Außenstationen zerstört und verwüstet sind, läßt sich vorläufig noch gar nicht übersehen.

Aber ungleich tiefer und schmerzlicher sind die Wunden, die dem armenischen Volke geschlagen sind. Soweit sich die Zahlen nachrechnen lassen, sind in den Blutbädern etwa 65 000 erschlagen; 2 500

tober, November und Dezember 1895, also gerade am Anfang des Winters, und trotz seiner südlichen Lage hat Armenien mit seinen kahlen Hochebenen und hochragenden Bergketten sehr rauhe, schneereiche Winter.

Die Hungersnot.

So entwickelte sich bald ein Notstand, der jeder Beschreibung spottet. Wir folgen den Augenzeugen nur in einige wenige Dörfer; das Elend, das sich ihnen auf Schritt und Tritt aufdrängte, ist zu furchtbar, als daß man lange bei seiner Schilderung verweilen könnte.

„Wie nahe die armen Leute dem Verhungern gekommen sind, können Sie aus einem andern Dorf erfahren, das ich heute besucht habe, aus Korpey. Es bestand



Armenisches Dorf.

Städte und Dörfer sind verwüstet; 568 Kirchen und Klöster zerstört; 559 Dörfer zwangsweise zum Islam bekehrt, dazu Hunderte von Familien in den Städten. 282 Kirchen sind in Moscheen verwandelt. Es kommt hinzu, daß es vorwiegend auf die Reichen und Vornehmen, auf die Priester und Kaufleute, auf die Familienhäupter und Führer des Volkes abgesehen war. Mit den Frauen und Kindern glaubte man hernach schon fertig zu werden. Da nun den Überlebenden alles Eigentum, sogar bis auf die Zeugnisse ihrer Kleidung genommen war, so sind die Tausende und aber Tausende von Witwen und Waisen dem furchtbaren Tode des Verhungerns oder Erfrierens preisgegeben. Die Verfolgung wütete am heftigsten in den Monaten Ok-

tober aus 150 Häusern, von denen vielleicht 15 stehen geblieben sind; die andern sind gänzlich zerstört. Nur die Mauern zeigen, welch schönes Dorf es früher war. Die Leute gehen in Lumpen; es sind keine Betten da außer in 12 Häusern. Den ganzen Winter haben sie ohne Decken auf dem Fußboden geschlafen. Die Kronen aller Bäume um das Dorf sind abgehauen worden, so daß nur die bloßen Stämme geblieben sind. Die Dorfbewohner haben im Winter die Äste abgehauen, um sie in der Stadt gegen Lebensmittel zu verhandeln. Weder Schafe noch Vieh sind vorhanden, nur zwei Hunde sind noch da. In den Häusern fand ich weder Korn noch andere Lebensmittel. In einigen Häusern war ein wenig Brot, in allen lagen kleine

Bündel Gras, das jetzt ihre Hauptnahrung ist. Die Gesichter der Frauen und Kinder waren abgezehrt und gelb. Ich fragte einen kleinen Jungen, ob er heute Brot gegessen hätte, und er antwortete: „Nein“ — er hatte nur Gras gegessen. Andere Kinder sagten, sie hätten ein Stück Brot so groß wie meine Hand gegessen. Als wir uns auf den Erdboden setzten, von den meisten Dorfbewohnern umgeben, rauchten einige Kinder fortwährend Gras aus, das sie samt den Wurzeln aufaßen. Soweit ich es beurteilen kann, lagen nur wenige Tage zwischen diesen Leuten und dem Hungertode.

„Als ich neulich durch ein Dorf kam, kamen alle Einwohner auf die Straße und riefen weinend: „Wir sind hungrig, hungrig, hungrig,“ als wir weiterritten. Dieser Ruf verfolgt mich. Ich habe ihnen etwas Hilfe geschickt, um den Tag des Verhungerns weiter hinauszuschieben, aber ihre Felder liegen brach, ihre Häuser sind zertrümmert, und keine Hand ist ausgestreckt, um sie emporzuheben und aufzurichten. Was soll das Ende sein?

„Heute morgen kamen Dorfleute von Terdjän, dem Mittelpunkt einer Gruppe von Dörfern, hierher, um Hilfe zu suchen. Ihr Aussehen war ein beredter Appell an das Mitleid. Sie hatten eine Entfernung von 18 Stunden über zwei schneebedeckte Bergrücken zurückgelegt. Ein Mann, welcher wohlhabend genug gewesen war, um 18 oder 20 Gäste bequem in seinem Hause zu beherbergen, war jetzt in Lumpen gehüllt, — und zwar so spärlich, daß sie kaum für den Sommer Schutz gewährt hätten. Einem andern, einem Riesen von Gestalt, waren beide Arme durch die grausamen Hiebe der Soldaten verkrüppelt. Die Dorfleute, von welchen diese Abgesandten kamen, hatten Mangel an allem, was ein menschliches Wesen gebraucht; kein Unterbett oder Decke war ihnen geblieben, und während der Wintermonate haben sie alle in Stroh und Heu geschlafen. Auf folgende Weise haben sie sich für die Nacht eingerichtet: erst warfen sie Stroh auf die Erde, und dann legten sich alle bis auf einen so nah als möglich neben einander; dieser deckte sie mit Heu zu und kroch dann selbst, so gut er konnte, unter das Heu. Einige dieser Dörfer wurden mit Unterbrechungen 40 Tage lang von den Kurden geplündert.

„In Malatia flohen in den Tagen nach dem Blutbad alle Armenier aus ihren brennenden Häusern, nur um ihr Leben zu retten, und behielten nichts außer den oft ärmlichsten Kleidern, die sie an hatten, so daß viele die blutigen Kleider der Ermordeten anziehen mußten. Unter 2000 geplünderten Familien mit 8000 Seelen giebt es nur 50 Familien, die nicht in der äußersten Verzweiflung sind. Zarte Frauen, deren Männer und erwachsene Söhne ermordet wurden, deren Häuser verbrannt, die aller Habe beraubt sind, leben in Hütten und dampfen Kellern; früher Wohlhabende, jetzt in Lumpen gekleidet, haben nicht Brot zu essen. Viele von ihnen gehen bettelnd von Thür zu Thür oder stehen, Almosen heischend, auf dem Markt. Da sitzen in ihren Läden die, welche sie zu Witwen gemacht und ihnen alle irdische Habe geraubt haben, werfen ihnen eine Hand voll Kupfermünzen hin und spotten der armen Frauen, daß sie wie die Hunde einige Brosamen zu erwischen suchen.

„Vor kurzem besuchte ich Gurun. Die Lage des Volkes dort ist nicht zu beschreiben. Da, wo zuvor ein entzückender und blühender Ort lag, ist jetzt, soweit das Auge reicht, eine wüste, tintenschwarze Masse zu sehen, ein Bild von dem, was ein furchtbares Kriegsfeuer ausrichten kann. Die umgestürzten Wände von 15—1600 Häusern, die zuvor mitten in wohlgepflegten Fruchtgärten traulich eingemistet waren, legen nur noch Zeugnis ab von vernichtetem Glück und Wohlstand. Als ich von einem zerstörten Haus ins andere ging, hörte ich nur den durchdringenden Schrei der Angst von den Lippen der Frauen oder der Mütter, welchen man alles genommen hatte. Das überlebende Volk war in Rudeln zusammengepfercht in vereinzelt Ställen, hier und da in einem einzelnen Raum, der von einem einst wohnlichen Haus übrig geblieben war. Das elende Volk war in Lumpen gekleidet, die nur mit einem Strick um die Lenden festgebunden waren, kaum genug, um ihre Blöße zu bedecken. Mütter baten mich um Hilfe zur Wiedererlangung ihrer gefangenen Töchter. Es ist, wenn man alles zusammennimmt, schwer, ein herzerreißenderes Bild zu denken als das, was ich sah. Nach genauer Berechnung sind 5 075 Personen

in Gurun, die täglicher Unterstützung bedürfen, wenn sie nicht verhungern sollen.“

Die Hilfe.

Um so dringender war der Ruf des Erbarmens, der durch die Länder der Christenheit scholl und besonders in England und den Vereinigten Staaten lebhaften Wiederhall fand; es war ein christlicher Bruder unter die Mörder gefallen; der barmherzige Samariter mußte sich aufmachen und Öl und Wein in seine Wunden gießen und stärken das andere, das sterben

Hilfsstationen als Mittelpunkte des Rettungswerkes errichtet. In Konstantinopel wurde ein internationales Hilfskomitee unter dem Vorsitz des englischen Generalkonsuls gebildet, welches die aus Europa und Amerika einlaufenden Gaben in die einzelnen Provinzen verteilte. Wir wollen uns nach Wan in einen der Mittelpunkte des Elends begeben, um dort die Art der Hilfsleistung zu beobachten.

Da kommen die Verfolgten von ganzen Dorfschaften über die schneebedeckten Berge daher; sie haben den letzten Bissen



Das Smyrnaer Waisenhaus der Kaiserwerther Anstalten.

will. Es wurden bedeutende Summen gesammelt, um den notleidenden Armeniern zu helfen. Bis Mitte Februar dieses Jahres waren bereits 840 000 M. geopfert, Gott lohn' es den wackern Gebern! Das Werk der Barmherzigkeit wurde mit größter Umsicht organisiert; die über das ganze Land verbreiteten Missionsstationen und die mit den Verhältnissen bekannten Missionare waren die gewiesenen Stützpunkte und Kanäle, durch welche die Hilfe bis in die entlegensten Winkel des Landes getragen wurde. Im Anschluß an sie wurden über Armenien hin 13 europäische

Brot gegessen; wenn ihnen nicht geholfen wird, müssen sie verhungern. Jammer und Entbehrung haben ihre Züge tief in ihre Gesichter eingegraben.

Wie soll ihnen geholfen werden? Wollte man sie mit einem Almosen abspeisen, das wäre wie ein Tropfen auf einen heißen Stein; Arbeit wollen sie haben, Arbeit, um sich ihr täglich Brot zu verdienen und sich allmählich wieder eine sichere Existenz zu gründen. Und die Liebe ist erfindereich. Arbeit zu schaffen. Hier ist in langen Sälen Webstuhl an Webstuhl aufgestellt, um die groben Zeuge herzustellen, mit

denen diese Landleute sich kleiden. Dort sitzen Zimmer bei Zimmer Schneider und Scheiderinnen, um die Zeuge zu großen und kleinen Kleidungsstücken zu verarbeiten. Dort sind Bäckereien eingerichtet und werden Tag und Nacht nicht kalt, um in einem ununterbrochen fließenden Bächlein Brote und andere Gebäcke auszuströmen. In einem Monat wurden in den Werkstätten von Wan 2314 Kleiderballen, 6167 Kleidungsstücke, 486 Paar Strümpfe und

den andern Mittelpunkten der notleidenden Distrikte. Aber wie weise man auch das Hilfswerk einrichtet, die Not ist zu grenzenlos groß, als daß ihr irgend wie in genügendem Maße abgeholfen werden könnte. Im ganzen kann man nur darauf ausgehen, das armenische Volk eben vor dem Hungertode zu retten. Es werden überall Listen von den Allerdürftigsten aufgestellt und sorgfältig geprüft. Jede Person, von der man annimmt, daß sie irgend fort-



Die armenischen Waisen im Kaiserswerther Waisenhause zu Smyrna.

127 Betten hergestellt und ausgegeben, außerdem wurden 7500 Personen mit Brot versorgt, und in all diesen Arbeitszweigen konnte nicht weniger als 1900 Personen regelmäßige, ehrliche Arbeit gegeben werden. Ist es nicht eine köstliche Arbeit, wenn so mit einem Aufwand von 31352 M. an 19000 Personen Barmherzigkeit geübt werden konnte? — Das ist nur eine Stadt und ihr Werk der Barmherzigkeit; ähnlich ist es in Erzerum und Erzingjan, in Charput und Darbafir und

kommen kann, ohne Hungers zu sterben, wird gestrichen. Das Geld wird mit der größten Sorgfalt verteilt und nur in kleinen Beträgen übergeben, nur gerade genug, um sie am Leben zu erhalten. Gegen 300000 Menschen wurden bisher unterstützt und am Leben erhalten.

Unser deutsches Vaterland hat erst wenig gethan, um der furchtbaren Not zu steuern. Fast nur eine deutsche Stadt, Frankfurt a. M., hat vom Anfang des Jahres wacker die Hände geregt. Aber

nachdem uns Dr. Lepsius in so erschütternder Weise das Elend der Armenier vor Augen gestellt hat, haben sich mehrere Hilfskomitees gebildet, um Gaben in größerem Maßstabe zu sammeln und besonders in dem inzwischen hereingebrochenen Winter das sterbende Volk vor dem Hungertode zu retten. Es handelt sich ja darum, ein mit dem Untergang bedrohtes christliches Volk zu retten. Wir bitten unsere Leser, an die bisher eine Bitte um Hilfe für die Armenier noch nicht herangetreten ist, herzlich, daß sie sich dieselbe in dieser fröhlichen, seligen Weihnachtszeit zu Herzen gehen lassen.

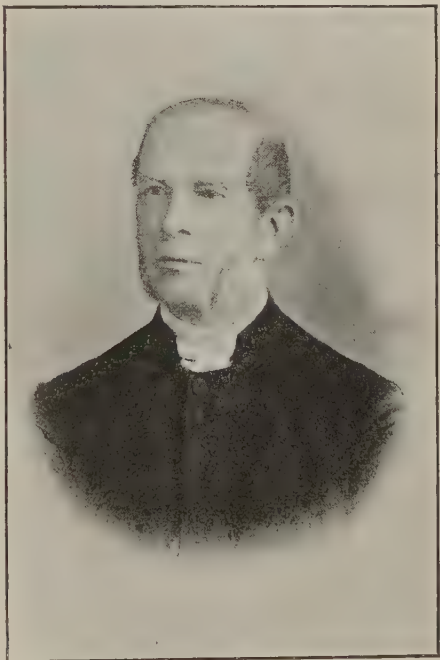
Das Kaiserswerther Diakonissenhaus hat sich entschlossen, in seinen schönen, lustigen Unterrichtsanstalten in Smyrna, wo es seit dem Jahre 1853 eine gesegnete Arbeit betreibt, 60 armenische Waisenkinder, deren Väter und Mütter von den Türken und Kurden erschlagen sind, und die ohne solche Hilfe verderben müßten, zur unentgeltlichen Erziehung aufzunehmen und an ihnen Vaterstelle zu vertreten. Es sind bereits 28 armenische Waisen bei den Kaiserswerther

Schwestern in Smyrna eingetroffen, und die Erziehungsarbeit hat begonnen. Weitere Kinder sind für die nächste Zeit angemeldet, so daß die zur Verfügung stehenden Plätze bald besetzt sein werden. Aber Tausende von andern Waisen haben keine Heimat. Da würde es uns eine ganz besondere Freude sein, wenn wir dem Leiter der Kaiserswerther Anstalten zu diesem edlen Zweck von den Lesern unsers Blattes eine Weihnachtsgabe überreichen dürfen. Am meisten bittet Kaiserswerth darum, daß einzelne begüterte Eltern für eine armenische Waise Elternstelle übernehmen und einen jährlichen Erziehungsbeitrag von 150—180 M. in Aussicht stellen möchten. Wir freuen uns, unsern Kindern einen strahlenden Lichterbaum anzuzünden und sie mit den Gaben unserer Liebe zu erfreuen. Gedenken wir bei den Festzurüstungen der Armenier, welche nur durch den Dienst christlicher Barmherzigkeit von dem furchtbaren Hungertode errettet werden können. Gaben für die Armenier bitten wir freundlichst an die Geschäftsstelle dieses Blattes zu senden.

Vom großen Missionsfelde.

D. Krazenstein †.

Am 30. September starb plötzlich der Missionsinspektor der Berliner I Missionsgesellschaft D. Krazenstein. In ihm hat die Berliner Mission viel verloren. Durch seinen neununddreißigjährigen treuen Dienst verkörpert er gleichsam die Tradition dieser Gesellschaft. Die meisten ihrer Missionare haben zu seinen Füßen gesessen und sind durch ihn in den Reichtum der Weisheit und Erkenntnis der heiligen Schrift eingeführt. Alle waren gewohnt, mit Ehrfurcht und Liebe zu ihm aufzuschauen; mit vielen war er durch besondere Bande treuer Seelsorge verknüpft. Der Missionsgemeinde war er mit seiner rührenden Bescheidenheit und Demut, der unverfälschten Lauterkeit seines Charakters und der heiligen Liebe zu Gottes Wort ein leuchtendes Vorbild einer durch Christum geheiligten Persönlichkeit. Die Leichenfeier fand am Montag, den 4. Oktober, unter sehr großer Beteiligung der Missionsfreunde statt. Sein Andenken bleibe unter uns im Segen.



Missionsinspektor D. Krazenstein.

Die Schreckenstage von Sirabe.

Die Insel Madagaskar ist seit der französischen Besitzergreifung in einen Strudel der Empörung und des Räuberunwesens geraten, der die ganze blühende Arbeit der evangelischen Missionen in seinen trüben Fluten zu verschlingen droht. Im Norden der Hauptstadt, in den Quellgebieten des Betfiboka-Flusses auf dem Wege nach Madajunga, in den Urwäldern nordöstlich von Antananarivo auf dem Wege nach Tamatave, in den unzugänglichen Bergwildnissen im Süden der Hauptstadt an der Straße nach Fianarantsoa, überall haben sich die Jahaválos oder Räuberbanden zusammengetrotet und drohen allen Christen und Europäern Tod und Verderben. Schon gegen 200 Kirchen und Kapellen sind in Flammen aufgegangen; die Prediger und Lehrer haben sich, oft mit Gefahr ihres Lebens, geflüchtet; von den Christen haben sich viele gezwungen den Rebellen angeschlossen. Ausrottung des Christentums und gewaltsame Wiedereinführung des altheidnischen Gözendienstes sind in kurzem das Programm dieser leider noch immer im Anwachsen begriffenen Bewegung. Eine ergreifende Begebenheit aus dieser überaus traurigen Entwicklung erzählen wir mit den Worten eines Augenzeugen, des Professors Krüger von der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft, der sich gerade damals nur wenige Stunden vom Schauplatz der Greuel entfernt aufhielt. Sirabe ist eine norwegische Missionsstation, in der Luftlinie 130 Kilometer südlich von Antananarivo gelegen. Um dahin zu gelangen, braucht man aber drei Tage, da man den Gebirgsstock von Ankaramitra zu umgehen hat. Im Jahr 1869 ließen sich die Norweger da nieder, und seither ist diese zweitälteste ihrer Stationen eine der wichtigsten in Nord-Betsileo geworden. Sie zählte im April d. J. über 4000 Gemeindeglieder. Es stand da eine schöne Kirche, das Wohnhaus des Missionars Rosaas mit seinen Nebengebäuden, das Schulhaus, ein sehr gut eingerichtetes Erholungshaus, ein Krankenhaus, das Wohnhaus des Arztes Dr. Ebbell, und in einiger Entfernung in der Richtung nach Betafo zu das aus etwa sechzig Hütten bestehende Ausfälligen-Asyl mit einem eigenen Kirchlein. Über 300 Ausfällige sind da untergebracht und werden unter der hingebenden

Leitung von Schwester Marie Foreide verpflegt.

Es war die Zeit der jährlichen Konferenz. Die meisten Missionare waren nach Fianarantsoa gereist, wo dieselbe stattfinden sollte, während ihre Frauen und Kinder sich nach Sirabe begeben hatten, weil man hier vor etwaigen Räubern oder Aufrührern am sichersten zu sein glaubte. Nur zwei Männer, die Missionare Vig und Engb, waren bei ihnen. Da verbreitete sich am Pfingstfest, den 24. Mai, nach dem Morgengottesdienst das Gerücht, die Rebellen marschieren auf Voharano, eine andere, dritthalb Stunden östlich gelegene Station! Um Mittag bestätigte sich das Gerücht, ja man hörte aus sicherer Quelle, daß die ganze Station Voharano bereits geplündert und eingeäschert sei. Der dortige Missionar Guldbrandsen und seine nach Sirabe geflüchtete Frau hatten alles verloren. Daraus machte man aber in diesem Augenblick nicht viel, denn die Botenschaft lautete weiter: jetzt kommen die Rebellen auch nach Sirabe! Im Erholungshaus wohnte gerade mit seiner jungen Frau Hr. Gerbinis, der Dolmetscher des französischen Residenten in Betafo, Herrn Alby. Dieser selbst, ein den französischen Missionaren in Tahiti wohl bekannter und von ihnen hochgeschätzter Beamter, befand sich mit militärischem Gefolge auf einer Rundreise in den Süden. Herr Gerbinis sandte nun gleich einen Boten nach dem drei Stunden entfernten Betafo an den dort zurückgebliebenen Sekretär des Residenten mit der Bitte um Hilfe. Am Pfingstmontag, um zwei Uhr morgens, langten auch richtig ein paar französische Sergeanten mit etwa dreißig madagassischen Soldaten in Sirabe an. Sofort wurde der Verteidigungsplan entworfen. Die zur Verfügung stehenden Kräfte waren ungenügend, das Dorf zu verteidigen; also beschloß man, sich im Haus des Missionars Rosaas zu verschanzen, dem einzigen, das ein Ziegeldach hatte und darum der gefährlichsten Waffe der Räuber, der Brandstiftung, noch am ehesten Troß bieten konnte. Die Frauen und Kinder wurden ganz oben unter dem Dach einquartiert.

Gegen zehn Uhr morgens verkündete wildes Geheul die Ankunft des Feindes, und bald flogen die Ziegel unter einem

Kugelregen in Trümmer, so daß die Frauen und Kinder sich ins zweite Stockwerk herabflüchten mußten. Dann entspann sich ein wütender Kampf, der bis fünf Uhr abends dauerte. Die Belagerer waren mindestens 1500 Mann stark, und hinter ihnen drängte sich ein Volkshaufe, bereit sich am Raube zu beteiligen, falls den Rebellen der Sieg zufallen sollte. „Schneller als sich's erzählen läßt,“ schreibt Fräulein Engh, „sahen wir das Erholungshaus und das Krankenhaus erstürmt, geplündert, zerstört und die beiden Rohrdächer in Brand gesteckt.“ Dann drangen sie — freilich unter schweren Verlusten in Dr. Ebells Haus, und bald verkündigte eine vom Strohdach desselben aufwirbelnde Rauchsäule den Belagerten, was geschehen war. Das in Flammen stehende Gebäude war nur etwa 12 Meter von ihrem Zufluchtsort entfernt. Auf drei Seiten also waren sie jetzt von Flammen und ringsum von nach ihrem Blute lechzenden Horden umgeben, die sich ärger gebärdeten als wilde Tiere.

Einer der Sergeanten, Delalbre, versuchte die Belagerer abzulenken, indem er sich ihnen heldenmütig entgegenwarf. Man mußte ihn aber sehr bald zurückrufen, da es dem Feinde inzwischen gelungen war, sich eines der Eingänge zum Missionsgehöft zu bemächtigen. Blutüberströmt kam er zurück, wurde rasch von den Schwestern verbunden und begab sich dann auf die Veranda des Hauses, um von hier aus am Boden kauend und ruhig zielend, einen Feind um den andern niederschützen.

Der Eingang des Gehöftes blieb jedoch erstürmt, und die Räuber sammelten sich hinter einem nur wenige Schritte vom Haus entfernten, mit allerlei Borräten gefüllten Nebengebäude. Nochmals setzte Delalbre sein Leben aufs Spiel und holte mit einigen Soldaten aus diesem Nebengebäude, dessen Hinterwand der Feind schon durchlöchert hatte, fünf Krüge Petroleum, die eine furchtbare Waffe in den Händen der Räuber hätten werden können. Die Männer vergaßen ja wohl in der Aufregung des Kampfes alle Sorge; man denke sich aber die Gefühle der Frauen und Kinder, die da, auf allen Seiten von wilden, erbarmungslosen Heiden umlagert, ringsum die Flammen auflodern sahen und nur zu gut wußten, daß der Schießvorrat ihrer Verteidiger rasch auf die Neige ging!

Um fünf Uhr hörte indes der Angriff auf, obgleich das Haus eingeschlossen blieb. Bei Einbruch der Nacht sah man den Horizont von Flammen gerötet. Es waren die von den Rebellen in Brand gesteckten Filialkirchen. Ja, man sah auch zum unaussprechlichen Entsetzen aller, besonders aber der Schwester Marie, ganz in der Nähe ein helles Feuer auflodern: es war das Ausfäzigen-Asyl, das die Feinde ebenfalls in Brand gesteckt hatten. „Die Armen!“ rief Fräulein Engh, „müssen sie auch dafür büßen, daß sie die Liebesdienste einiger christlicher Europäer sich haben gefallen lassen!“ Ängstlich warteten die Belagerten auf Hilfe. Würden die paar in Betafo zurückgebliebenen Soldaten wohl noch kommen? Man erwartete sie am Montag Abend. Aber sie kamen nicht. Am Dienstag vormittag steigerte sich die Erwartung zu fieberhafter Spannung. Aber keine Hilfe erschien, und „nun wußten wir,“ schreibt einer der Geängstigten, „daß nichts mehr zu hoffen war.“

In der That hatten sich der Sekretär, zwei Sergeanten und 23 Rekruten von Betafo nach Sirabe auf den Weg gemacht und waren am Montag Abend um fünf Uhr nur noch zwei Kilometer von Sirabe entfernt gewesen, hatten sich aber, da das ganze Dorf in Flammen stand und das Gewehrfeuer verstummt war, in der Überzeugung, es sei zu spät, der Hauptstadt zugewandt, um hier zu melden, was geschehen.

Dienstag früh schien der Feind damit beschäftigt, seine Beute fortzuschaffen. Erst gegen Mittag sammelte er sich zu einem erneuten Angriff, und es entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben, der bis zum Abend dauerte. Das in der Mitte des Gehöftes stehende alte Erholungshaus wurde in Brand gesteckt, dann ein niederes, zwei Handmühlen enthaltendes Nebengebäude. Immer enger schloß sich der Feuerkreis um die Belagerten; und sie hatten nur noch wenige Patronen übrig. Jetzt machte sich der Feind an die Zerstörung der Kirche, alles wurde zertrümmert. Am meisten aber erschütterte das satanische Geheul während dieses Zerstörungswerks.

Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch verlief verhältnismäßig ruhig; aber daran war kein Zweifel, daß der neue Tag das Ende der Belagerung bringen mußte. „Wir waren alle bereit, aus diesem Leben zu

scheiden," schreibt Missionar Vig, „aber trotz aller Sterbensbereitschaft muß ich gestehen, daß die Gestalt, in welcher uns der Tod jetzt entgegentrat, mich mit Grauen erfüllte, denn noch klang das satanische Geheul des vorigen Tages in den Ohren nach.“

Am Mittwoch stellten sich die Banditen nicht mehr haufenweise und nicht in geschlossenen Reihen ein; sie kamen nur noch in kleinen Trüpplein. Sie wußten nicht, daß es uns unmöglich gewesen wäre, mit den paar Patronen, die wir noch besaßen, uns ihrer zu erwehren. Sie hatten ihren Kriegsplan geändert. Sie häuften Holz und andere Brennmaterialien um das Haus her an, darunter eine Menge Pfeffer, der, ins Feuer gestreut, einen unauslöschlichen Rauch verbreitete. Sogar ein Fäßchen Pulver wurde herbeigeschleppt. Andere kamen mit Hacken bewaffnet, um das Haus an den vier Ecken zu untergraben.

„Stricke des Todes umfingen uns," schreibt Missionar Vig. „Wir schrieten aus tiefster Seele zu dem Gott unseres Heils, obgleich vor Menschenaugen kein Schimmer von Hoffnung mehr übrig war. Wird uns der Herr einem schrecklichen Tode preisgeben? Wird er diesen Heiden gestatten, in ein Freudengeschrei darüber auszubrechen, daß sie anscheinend den Gott der Christen besiegt haben? Wir waren unser im ganzen 32 Europäer, dazu 35 madagassische Milizsoldaten und einige andere Eingeborne, die sich zu uns geflüchtet hatten. Durften wir nicht hoffen, daß Gott sich der Kindlein erbarmen werde? Solange wir im Gebet vor Gott lagen, konnten wir es glauben, faßten wir aber die schreckliche Wirklichkeit ins Auge, dann umfing uns wieder das tiefste Dunkel.“ Da glaubte einer der Belagerten — es war Mittwoch gegen 1 Uhr nachmittags — eine Schar Menschen auf den westlichen Hügeln zu erblicken. War es die seit zwei Tagen vergeblich erwartete Hilfe? Oder war es eine neue Verstärkung des Feindes? Da die Belagerer ihre Vorberreitungen zur Brandstiftung eifrig fort-

setzten, neigte man der letzteren Vermutung zu. Aber jetzt gewahrte man über der nahenden Schar deutlich eine weiße Fahne. Nein, das sind keine Rebellen! Kein Zweifel mehr. Unser Gott ist ein Gott, der Gebete erhört. „Wir brachen in lauten Jubel aus," erzählt Fräulein Engh. „Das Haus hallte wider vom Freudengeschrei der Milizsoldaten; einer tanzte, ein anderer klatschte in die Hände. Nur wer, an eine Schiffsplanke angeklammert, in den Meeresfluten, an jeder Rettung verzweifelnd, dem Tode ins Auge geschaut hat und dann plötzlich ein Schiff erscheinen sieht, kann ermessen, was wir in dieser Stunde empfanden.“

„Durch eine göttliche Fügung, auf deren Einzelheiten einzugehen zu umständlich wäre, hatten Herr Alby und der ihn begleitende Homa-Gouverneur Rainijaonary ihren Reiseplan geändert und waren Dienstag Abend in Tranomainty angelangt. Dort hörten sie, was in Sirabe vorging. Ob schon müde von einem langen Tagesmarsch, brachen sie doch gleich wieder auf, so daß sie morgens vier Uhr in Betafo ankamen. Nach einigen unerläßlichen Ruhestunden machten sie sich nach Sirabe auf den Weg. Die Rebellen schienen ihre Annäherung nicht bemerkt zu haben, oder aber sie hielten sie für Verbündete. Jedenfalls wurden sie überrascht, und viele von ihnen fielen, so daß am andern Morgen 500 Tote gezählt wurden.“

„Tiefe Seufzer mischten sich in unsere Freude, als wir die furchtbare Zerstörung rings umher nun aus nächster Nähe sahen," schreibt Missionar Vig am Schluß seines Briefs. „Außer den persönlichen Verlusten der Missionare wird der Schaden, den die norwegische Mission in diesem Bezirk erlitten hat, auf mehr als 200 000 Franken geschätzt. Und diese materiellen Verluste sind noch nicht das Schlimmste, unsere Arbeit wird durch das Vorgefallene um viele Jahre sozusagen zurückgeschoben, ja zuweilen will mich die Furcht beschleichen, daß wir wieder ganz von vorne werden anfangen müssen.“ Calw. Missionsblatt.

Vermischtes.

Sterblichkeit der Menschen. Die gesamte heidnische Bevölkerung der Erde wird auf ungefähr eine Milliarde geschätzt. Rechnet man nun die durchschnittliche Lebens-

dauer des Menschen auf dreißig Jahre, so sterben in jedem Jahr 33 333 333 Heiden, an jedem Tage 91 324; in jeder Stunde 3805; in jeder Minute 317 Heiden. Die

berühmte Reisende Frau Isabella Bilod Bishop, welche diese Zahlen vorführt, fährt fort: „Diese Millionen wandern Jahr für Jahr in einer schrecklichen, trostlosen Prozession in Gräber ohne Christus. Sie sterben so sehr schnell! Allein in China rechnet man nach der niedrigsten Schätzung der Einwohnerzahl, daß in jeder Stunde 1400, an jedem Tage 33 000 Chinesen sterben. Wenn wir heute beschließen, gleich morgen einen Missionar nach China zu senden, so würde doch schon wieder eine halbe Million Chinesen ins Grab gesunken sein, ehe er überhaupt den Ort seiner Bestimmung erreicht hätte.“ Ja, die Ernte ist groß; aber der Arbeiter sind wenig!

Dolmetscher = Nöte. Was für ein

mangelhafter und unzuverlässiger Notbehelf für den Missionar die eingeborenen Dolmetscher sind, dafür ging kürzlich wieder eine lehrreiche Anekdote durch die englischen Missionsblätter. Ein Missionar verlas als Text Apg. 9, 4: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“ Als das der Dolmetscher übersezte, brach die ganze Versammlung in lautes Lachen aus, so daß der Missionar fast die Fassung verlor. Glücklicherweise war ein genügend sprachkundiger Christ in der Nähe, der ihm die erforderliche Aufklärung geben konnte. Der Dolmetscher hatte das Wort „verfolgen“ nicht verstanden und hatte kaltblütig übersezt: „Salz, Salz, warum bist du in der Suppe?“

Neueste Nachrichten.

Die Baseler Mission in Kamerun ist von einem neuen Todesfall betroffen. Der eben erst hinausgesandte, junge Missionar Unger ist den durch Explosion einer Lampe verursachten Brandwunden erlegen. Auch der Tod eines andern Arbeiters in Kamerun verdient Erwähnung, wenn derselbe auch nicht im eigentlichen Missionsdienst gestanden hat. Es ist dies der Sohn des kürzlich heimgegangenen Missionars und Sprachforschers Christaller, Theodor Christaller, Begründer des deutschen Schulwesens in Kamerun. Das verderbliche Schwarzwasserfieber riß ihn aus einer gesegneten Thätigkeit heraus.

Seidenbote.

Auch die Leipziger Mission in Ostafrika hat einen schweren Todesfall zu beklagen. Missionar Rämpf ist am 4. Sept. auf der Station Mbungu dem Gallenfieber erlegen. Zum zehnten Male packte ihn diese tödtliche Krankheit, und sein durch die vielen früheren Erkrankungen erschöpfter Körper hatte nicht mehr die Kraft, sie zu überwinden.

In Südindien hat die durch gewaltige Regengüsse angeschwellte Kaveri eine verheerende Überschwemmung angerichtet, von welcher leider das Gebiet der Leipziger Mission heimgesucht ist. Zahlreiche Dörfer sind zerstört, die Felder verwüstet und viele Christen obdachlos. Ev.-luth. Miss.-Bl. 392.

Die Brüdermission unter den Papuas der York-Halbinsel (Australien) hat wieder eine erfreuliche Anerkennung ihrer segens-

reichen Kulturarbeit durch die ihr früher wenig holdgesinnte Civilbehörde gefunden. Der englische Polizeinspektor veröffentlichte folgendes Zeugnis über die Erfolge der Papuamission in Mapoon: „Auf Grund persönlicher Besichtigung der Missionsstation kann ich mit vielem Vergnügen feststellen, daß sie ein vollständig geglücktes Unternehmen ist. Ich halte dafür, daß das Gedeihen der Station ein sehr günstiges Licht auf diejenigen wirft, welche mit ihrem Bestande stehen und fallen, und daß sie die Unterstützung jedes humanen Mannes in Nord-Queensland verdient. Das schon Erreichte übertrifft alles, was ich in meiner sich über mehr als 30 Jahre erstreckenden Erfahrung gesehen habe etc.“

Im südlichen Labrador ist die Brüdergemeinde daran, eine neue Station Makowil zu errichten, welche außer den umwohnenden Eskimos besonders auch den zahlreich dort ansässigen europäischen und amerikanischen Ansiedlern das Evangelium bringen soll. Die stattlichen Gebäude der neuen Station, eine schöne, geräumige Kirche und ein zweistöckiges Wohnhaus, sind in Deutschland hergestellt und in einzelne Teile zerlegt in einem besonderen Schiffe nach Labrador überführt. Eine englische Missionsfreundin bezahlte die nicht geringen Kosten des Transportes. Die Sendung ist unverfehrt drüben angekommen.

In großer Gefahr hat die Harmony geschwebt, das Schiff, welches den

Verkehr der Brüdermission mit Labrador vermittelt. Sie wurde von einem riesigen Eisberge angerannt, um ein Haar wäre sie untergegangen. Durch eine gnädige Fügung Gottes ist sie aber mit einer allerdings nicht unerheblichen Beschädigung davongekommen.

Missionsblatt der Brüdergem.

Ganz erstaunlich schnell ist der Fortschritt der Rheinischen Mission am Toba-See in Sumatra. Im Laufe des nächsten Jahres sollen dort eine zeitweilig verlassene Station auf Samosir wieder aufgenommen, eine auf der benachbarten Steppe gelegene in zwei gespalten und wahrscheinlich zwei neue, eine auf Samosir und eine in der Landschaft Uluu, dazu angelegt werden.

„Wenn es uns gelingt“, sagte Missionsinspektor Dr. Schreiber in seinem auf dem Jahresfest der Rheinischen Mission erstatteten Bericht, „die eben genannten neuen Stationen anzulegen, dann werden wir rund um das Südende des Toba-Sees herum einen Kranz von zwölf Stationen haben, abgesehen von den 40 mit inländischen Gehilfen besetzten Außenstationen. Die ganze Arbeit auf diesem wichtigsten Gebiete unserer Batta-Mission ist erst 18 Jahre alt, und wir haben wahrlich allen Grund, dem Herrn von Herzen für eine so schnelle Entwicklung dieser unsrer Arbeit zu danken, die jetzt fast 7000 Christen und 2000 im Taufunterricht zählt.“ Rhein. Berichte.

Bücherbesprechungen.

Stosch, Georg, Im fernen Indien. Eindrücke und Erfahrungen im Dienst der lutherischen Mission unter den Tamulen. Berlin, Verlag von Martin Bornack. Broch. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Wer die letzten Jahresversammlungen der Missionskonferenzen in den Provinzen Sachsen, Brandenburg und Westpreußen miterlebt hat, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß die Vorträge von Pastor Stosch die Ereignisse des Tages waren. Sie zeichneten sich durch lichtvolle Darstellung, Wärme des Gemütes und eindringendes Verständnis in die tiefsten Probleme des Missionslebens aus. Mit diesem günstigen Vorurteil traten wir an die Lektüre des vorliegenden Buches heran, und unsere hochgespannten Erwartungen sind nicht enttäuscht worden. Allerdings haben wir kein einheitliches Werk vor uns, es sind Skizzen, Aufsätze, Berichte und Vorträge, die aus verschiedenen Anlässen und bei verschiedenartigen Gelegenheiten geschrieben und nun hier zusammengestellt wurden. Dadurch ist eine verschiedene Höhenlage und Darstellungsart bedingt. Aber fast alles ist in seiner Art vorzüglich. Einige Abschnitte sind geradezu Kabinettstücke anschaulicher Schilderung und eignen sich trefflich zum Vorlesen in Missionsvereinen. Andere Kapitel erwarten sorgfältiges Studium und belohnen es reichlich.

Dalton, D. Hermann, Der Stundismus in Rußland. Studie und Erinnerungen. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. Preis 80 Pfg.

Mehr als vier Jahrzehnte lang hat der berühmte Verfasser mit geistesscharfem Auge das Leben und die Bewegungen in der russischen Kirche verfolgt. Als evangelischer Geistlicher in St. Petersburg, lange Zeit hindurch als der hervorragendste theologische Vertreter des Evangeliums in Rußland, hatte er dazu die vielseitigste Gelegenheit. Seine Anschauungen und Erfahrungen hat er in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die zu dem Besten gehören, was von evangelischer Seite über russische Verhältnisse geschrieben ist. In den Bereich dieser Studien gehört auch

die vorliegende Broschüre, die einem auf der panpresbyterianischen Versammlung in Glasgow im Sommer dss. Jss. geh. Vortrage ihre Entstehung verdankt. Sie vereinigt die Vorzüge Dalton'scher Schreibweise, eine kernhafte, bilderreiche Sprache, ein verständnisvolles Eingehen auf alle in Betracht kommenden Geistesrichtungen, ein geduldiges Verfolgen vieler, oft verschlungener Fäden und nüchternes, evangelisches Urteil über Personen und Bewegungen.

Reichelt, G. Th., Die Himalaya-Mission der Brüdergemeine. Mit 19 Bildern. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1 M., geb. 1,50 M.

In der Oktober- und November-Nummer unseres Blattes brachten wir aus der Feder desselben Verfassers Aufsätze über die Himalaya-Mission der Brüdergemeine. Das vorliegende Buch benutzt wohl unsere Bilder, ist aber im übrigen eine ganz selbständige Arbeit, welche in kurzen Zügen die Geschichte dieser interessanten Missions-Unternehmung darstellt und einen Blick in die fast unüberwindlich großen Schwierigkeiten gewährt, die sich ihr entgegenstellen. Gerade die Leser der Artikel in unserm Blatt werden gern zu dieser ausführlicheren und gründlicheren Darstellung greifen, um sich daraus weiter belehren zu lassen. Außerdem ist das Buch mit seinem Bilderreichtum und seiner sonstigen, soliden Ausstattung zum Geschenk wohlgeeignet.

Evangelischer Missions-Kalender für 1897. Basel, Missionsbuchh. Preis 20 Pf.

In unserer kalenderreichen Zeit sucht jede Bestrebung, jede große Vereinsorganisation auch durch Verbreitung von Fachkalendern für ihre Zwecke zu wirken. Nur die Mission ist in dieser Beziehung bisher zurückhaltend gewesen. Der Basler Missionskalender ist unsern Wissens einzig in seiner Art. Um so mehr verdient er es, der Aufmerksamkeit der Missionsfreunde empfohlen zu werden. Die längeren Aufsätze schildern des hochverdienten Missionar Lechler fünfzigjährige Arbeit in China, Bilder aus Kamerun und der Batta-Mission. Zahlreiche Illustrationen sind beigegeben.

7.6.01

don.

Sum / Sum



3 2400 00276 4599

THREE DAY

6692

Die evangelischen missionen

v.2

1896

THREE DAY

6692

EARL MORSE WILBUR LIBRARY
STARR KING SCHOOL FOR THE MINISTRY
2441 LE CONTE AVENUE
BERKELEY, CALIFORNIA 94709

GRADUATE THEOLOGICAL UNION LIBRARY
BERKELEY, CA 94709

